

H.p.f.540-2,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-2,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

IN BILDNISSEN

H.p.f.540-2,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-2,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

✓
DAS NEUNZEHNTE
JAHRHUNDERT
IN
BILDNISSEN

MIT BEITRÄGEN VON PAUL ANKER, PAUL BAILLEU, FRANZ DÉNDY, FRIEDRICH BLENCKE, WILHELM BÜLSCHIE,
TH. CHALVÉAUS, MAX CORNICLIUS, A. DÖRING, HUGO FALKENHEIM, TH. V. FRIMMEL, K. TH. GAEDERTZ,
DERMAN GRIMM, EDUARD GRISERACH, JULIUS HART, HANS HENNING, HYAC. HOLLANT, THEODOR HUSEMANN,
FRIEDRICH JOEL, FRITZ KNAPP, EDMUND KÖNIG, MAX LEHMANN, H. A. LIEB, OTTOKAR LORENZ, FRICH
MARCKS, FRIEDRICH MEINCKE, FRANZ MÜNCKE, CARL NEUMANN, PAUL OERTMANN, OTTO PELEDERER,
FRANZ RÜHE, C. RULAND, S. SALINGER, H. ALFRED SCHMIDT, LEOPOLD SCHMIDT, GEORG STAMPER, REINHOLD
STIEG, J. VON VERDY DU VERNOIS, PAUL WARNECKE, KARL WILKE, OTTO N. WITT, EUGEN ZABEL U. A.

HERAUSGEBER VON
KARL WERCKMEISTER



BAND II

BERLIN
KUNSTVERLAG DER PHOTOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT
1899



H.p.f.540-2,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

INHALTS-VERZEICHNIS

DES ZWEITEN BANDES.

I. Bildnisse und Textillustrationen.

Amengruber, Ludwig, gemalt von George-Mayer	Bildnis No. 150
Arnim, Achim von, gemalt von E. H. Ströbling	" " 151
Arnim, Sofina von, gemalt von A. von Arnim	" " 152
Auhar, Daniel François, nach der Lithographie von Desmairons	" " 168
Baer, Karl Lutz von, gemalt von Hugo Schwarz	" " 181
Bazac, Honoré de, gemalt von Louis Baulanger	" " 174
Beer, Ferdinand Christian, gemalt von Kornbühl	" " 150
Brockhaus, Friedrich Arnold, gezeichnet von Vogel, gestochen von Sicking	" " 104
Charabini, Luigi, gemalt von Ingres	" " 151
Chevreul, Michel Eugène, nach der Lithographie von Maurin	" " 219
Chevreul, Michel Eugène, nach einer Photographie von Nefar	Textill. S. 264
Chopin, Frédéric François, nach Amy Scheffer gemalt von Stauter	Bildnis No. 207
Chopin, Frédéric François, Zeichnung von George Sand	Textill. S. 282
Calvége, Samuel Taylor, gemalt von Washington Allston	Bildnis No. 151
Corn, Johann Friedrich, nach einer anonymen Lithographie	" " 223
Cornis, Ernst, gemalt von Max Köner	" " 205
Dahlmann, Friedrich Christoph, nach der Zeichnung von F. Pecan lithographiert von Handtkeupf	" " 169
Darwin, Charles Robert, gemalt von John Collier	" " 177
Darwin, Ch. R., nach dem Leben aufgenommen 1874 von Meier G. Darwin	" " 178
Delacroix, Paul, gezeichnet vom Künstler, gestochen von Armand Louis	" " 156
Dickens, Charles, gemalt von Daniel Maclise	" " 154
Dickens, Charles, nach einer Naturaufnahme	Textill. S. 169
Richthorn, Karl Friedrich, gezeichnet und radiert von L. E. Grimm	Bildnis No. 204
Ellis, Georges, nach einer von Paul Rajon angeführten Radirung der Zeichnung von Sir Francis Bacon	" " 141
Feuerbach, Ludwig, Aufnahme nach dem Leben	" " 154
Fitzton, John, gemalt von George Romney	" " 140
Franhofer, Joseph, nach einem Gemälde in der Münchener Akademie der Wissenschaften	" " 211
Franhofer, Joseph, nach einer Zeichnung von Vogel	Textill. S. 287
Fritzsche, Ferdinand, gemalt von J. P. Hasenclever	Bildnis No. 125
Gay-Lussac, nach der Lithographie von Billard Delpech	" " 214
Göbel, Emanuel, gezeichnet von Quantel, gestochen von Semler	" " 150
Gezelli, Boccavenuta, gemalt von James Morschall	" " 150
Géricault, Théodore, Selbsteinbildnis	" " 167
Gervinus, Georg Gottfried, gemalt von Oesterley	" " 202
Goethe, Wolfgang, gemalt von G. O. May 1770	" " 237
Goethe, Wolfgang, gemalt von J. H. Tischbein	" " 234
Goethe, Wolfgang, und Fritz von Stein, Silhouette von Klauer	" " 225
Goethe, Wolfgang, gezeichnet von Lips 1791	" " 220
Goethe, Wolfgang, Biste von Reich 1820	" " 217
Goethe, Wolfgang, gemalt von Joseph Stieler	" " 238
Goethe, Wolfgang, gezeichnet von Schwendguth 1822	" " 239
Goethe, nach Helms von Arnim ausgeführt von Steinhilber	Textill. S. 219, 222
Grech, Klaus, gemalt von Ludwig Dokekmann	Bildnis No. 217
Guizot, François Pierre, gemalt von Paul Delacroix, gestochen von Clamette	" " 146
Hausknecht, Ernst, Aufnahme nach dem Leben	" " 182
Hase, Karl August, gemalt von F. Dürck	" " 170
Hebbel, Friedrich, gemalt von Karl Stahl	" " 151

Herbst, Johann Friedrich, nach der Lithographie des Gemäldes von C. H. Steffens	Bodinn. No.	193
Herrmann, Gottfried, gemalt von Vogel	"	192
Hofmann, Aug. Wils, gemalt von H. von Angeli	"	194
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus, gezeichnet von Hensel, gestochen von Pasini	"	196
Hodley, Thomas, Aufnahme von Ellis und Fry	"	197
Ingres, Jean Auguste Dominique, Selbstporträt	"	198
Jensen, Edward, gemalt von Northcott	"	195
Karl August, Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, gemalt von Kollu	"	199
Kauer, Justizrat, gezeichnet und gestochen von A. Dutenhofer	"	200
Klein, Heinrich von, nach einer Miniatur gestochen von Sagrat	"	124
Klein, Leo, nach der Lithographie von Fäty	"	153
Klunz, Theodor, gezeichnet von Emma Körner	"	198
Lachmann, Karl, nach Elows Lithofm gestochen von Teichel	"	206
Larbe, Heinrich, nach der Lithographie von Krishaber	"	196
Léon, Jerns, lithographiert von Wied nach Fallmann	"	177
Lie, Friedrich, gezeichnet und lithographiert von Krishaber	"	180
Liner, Joseph, Naturaufnahme von Elliot & Fry, London	"	173
Linz, Franz, Jugendbildnis, gemalt von A. J. Schieffer	"	190
Liszt, Franz, gemalt von Lenbach	"	165
Littre, Emile, Naturaufnahme von Naber, Paris	"	171
Ludwig, Otto, gezeichnet und radirt von Langer	"	205
Ludwig, Otto, gestochen von Wegar	Textill. S.	313
Maill, Charles, gezeichnet von H. Maguire	Bodinn. No.	199
Mallinas, Mar, gestochen von Turin nach Tacchini	"	170
Manzoni, Alessandro, gezeichnet von Piero Enrichi	"	190
Mastika, Jan, Selbstbildnis	"	197
Mayer, Conrad Ferdinand, gezeichnet von Karl Stauffer Bern	"	161
Mill, John Stuart, gemalt von Watts	"	172
Mohr, Hugo, gemalt von Kernbeck	"	208
Molke, Heinrich von, Originalaufnahme der Photographischen Gesellschaft	"	170
Nelson, Horatio Viscount, gemalt von Francis Abbot	"	161
Olten, Lorenz, gezeichnet und gestochen von M. Steinh	"	180
Ortner, Louis, mit seiner Urtzeln, gemalt von Léon Bonnat	"	123
Pandora, Friedrich Christian, gemalt von Gröcher	"	207
Paton, Ernst, Aufnahme nach dem Leben	"	174
Richter, Jean Paul Friedrich, gemalt von Friedrich Meyer	"	206
Roscher, Wilhelm, nach der Lithographie von Marschner	"	210
Ross, James Clark, gemalt von Stephan Pearce	"	209
Rossini, Gioachino, nach der Lithographie von Grévedon	"	141
Rottmann, Karl, gemalt von Rahl, gestochen von Meyer	"	221
Rückert, Friedrich, gemalt von Berlin Frosiep	"	177
Runka, John, Aufnahme von Berrands, London	"	192
Saint Hilaire, Liliense Godfroy, nach der Lithographie von Belliaz	"	211
Schwartz, Friedrich Karl von, gemalt von Franz Krüger	"	185
Schulze, Joseph Viktor, gemalt von Anton von Werner	"	189
Schüller, Friedrich, gemalt von Anton Gauß	"	177
Schüller, Friedrich, gemalt von I. von Simonsowitz	"	188
Schüller, Friedrich, gezeichnet von Jagemann	"	180
Schüller, Friedrich, Silhouette auf der Stuttgarter Bibliothek	Textill. S.	173
Schulden, Mathias Jacob, nach einer Lithographie von Hoffmann	Bodinn. No.	206
Schlösser, Friedrich Christoph, nach Oesterley gezeichnet von Baumgarten	"	202
Schöberl Decent, Wilhelmus, Zeichnung von Kietz, lithographiert von Hanitzsch	"	193
Schubert, Franz, gezeichnet von W. A. Rieder	"	198
Schumann, Robert, gezeichnet von Bändemann	"	175
Schwann, Johann, nach der Lithographie von Hoffmann	"	207
Schwochler, Ludwig, nach der Lithographie von Bergmann	"	131
Semper, Gottfried, gemalt von Lenbach	"	205
Siddons, Sus's, gemalt von Reynolds, gestochen von Dawes	"	208
Sommerring, Samuel Thomas von, gemalt von Talbot	"	168
Spencer, Herbert, nach dem Leben aufgenommen von Ellis & Fry, London	"	184
Spielhagen, Friedrich, gemalt von Arthur Weiss	"	203
Spohn, Ludwig, nach der Lithographie von Jantzen	"	222
Stahlhöl, Karl August, gemalt von Ludwig Thiersch	"	215
Sturm, Theodor, Naturaufnahme von Cenzabel, Hadamarachen	"	218
Swarze, David Friedrich, nach der Lithographie von Rohrbach	"	122
Sydel, Heinrich von, gemalt von Rönning	"	207
Taine, Hippolyte, gemalt von Léon Bonnat	"	197
Talassov, Alfred, gezeichnet von Arnault	"	187
Thackeray, William Makepeace, gemalt von Samuel Laurence	"	184
Trainschke, Heinrich von, gemalt von Feschendorf	"	195
Trainschke, Heinrich von, Originalaufnahme der Photographischen Gesellschaft	Textill. S.	190

Turgenev, Iwan, gemalt von Eis Repin	Bildnis No.	151
Uhland, Ludwig, gemalt von Müllr	"	155
Uhland, Ludwig, Aufnahme nach dem Leben	Teichl. S.	205
Vernon, Benjamin, Selbstbildnis	Bildnis No.	213
Vogt, Karl, Aufnahme nach dem Leben	"	204
Wallace, Alfred Russel, Aufnahme nach dem Leben	"	207
Wellington, Arthur, Herzog von Wellington, gemalt von Alfred d'Orsay	"	183
Whitsonne, Charles, gezeichnet von Samuel Laurence	"	149
Worck, Hans David Ludwig von, gemalt von Schaefer	"	159
Zeller, Eduard, gemalt von J. Schwaninger	"	187

II. Aufsätze.

Aazengraber, Ludwig, von H. A. Lier	Seite	193
Arnau, Achim von, von Reinhold Steig	"	311
Arnau, Dennis von, von Reinhold Steig	"	315
Auber, Daniel Francis, von Leopold Schmidt	"	221
Auer, Karl Ernst von, von Wilhelm Bölsche	"	245
Babae, Housé de, von Julius Hart	"	233
Beer, Ferdinand Christian, von Otto Pöckeler	"	152
Beckhaus, Friedrich Arnold, von Georg Stämper	"	305
Cherubini, Luigi, von Leopold Schmidt	"	196
Chevrolé, Michel Eugène, von Wilhelm Bölsche	"	291
Chopin, Frédéric François, von Leopold Schmidt	"	201
Coaridge, Samuel Taylor, von Julius Hart	"	195
Coro, Johann Friedrich, von Georg Stämper	"	305
Cornig, Franz, von Paul Ankel	"	278
Dobmann, Friedrich Christoph, von Erich Muecke	"	222
Darwin, Charles Robert, von Wilhelm Bölsche	"	217
Deltroche, Paul, von Fritz Knapp	"	204
Dickens, Charles, von Julius Hart	"	208
Dinhorn, Karl Friedrich, von Georg Stämper	"	327
Elint, George, von Julius Hart	"	185
Feyerbach, Ludwig, von Friedrich Indl	"	198
Flaxman, John, von Fritz Knapp	"	176
Fronhofer, Joseph, von Wilhelm Bölsche	"	257
Froberg, Ferdinand, von Julius Hart	"	157
Froy-Lusse, von Wilhelm Bölsche	"	291
Gebel, Emanuel, von K. Th. Gerdert	"	172
Gaelli, Buonaventura, von Fritz Knapp	"	164
Géricault, Théodore, von Fritz Knapp	"	206
Gervinus, Georg Gottfried, von Franz Rühl	"	274
Goethe, von Herman Grimm	"	317
Groth, Khas, von Max Cornacellus	"	295
Guisot, François Pierre, von Karl Wilke	"	188
Harckel, Ernst, von Wilhelm Bölsche	"	247
Hesse, Karl August, von Otto Pöckeler	"	215
Hübner, Friedrich, von Paul Wernke	"	279
Hübner, Johann Friedrich, von A. Düring	"	262
Hermann, Johann Geofried Jakob, von Paul Ankel	"	213
Hoffman, August Wilhelm, von Otto P. Witt	"	215
Hoffman, Ernst Theodor Amadée, von Julius Hart	"	226
Huxley, Thomas, von Wilhelm Bölsche	"	206
Ingres, Jean Auguste Dominique, von Fritz Knapp	"	188
Jenny, Edward, von Theod. Ghalylkus	"	217
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, von Ottokar Lorenz	"	353
Kerner, Justinus, von H. A. Lier	"	299
Kiefer, Reinhold von, von Reinhold Steig	"	156
Kienka, Leo, von Hyaz. Holland	"	197
Köster, Theodor, von H. A. Lier	"	225
Laubmann, Karl, von Paul Ankel	"	281
Lanke, Heinrich, von Julius Hart	"	298
Lind, Jenny, von R. Bergoldt	"	159
List, Friedrich, von Karl Wilke	"	259
Lister, Joseph, von Theod. Husemann	"	231
Lissé, Franz, von Leopold Schmidt	"	208
Litné, Emilie, von Edmund König	"	227
Ludwig, Otto, von H. A. Lier	"	211

Lyell, Charles, von Wilhelm Bölsche	Seite 442
M allbrin, Maria, von H. A. Lier	» 436
Marzoni, Alessandro, von Max Cornelius	» 257
Matsjka, Jan, von H. A. Lier	» 219
Meyer, Conrad Ferdinand, von H. A. Lier	» 515
Mills, John Stuart, von S. Saenger	» 779
Mohl, Hugo, von Wilhelm Bölsche	» 710
Molles, Helenech von, von J. Verdy du Vernois	» 140
Nelson, Horatio Vassant, von Karl Wilke	» 175
Okun , Lorenz, von Wilhelm Bölsche	» 247
Passer , Louis, von Theodor Husemann	» 201
Perthes, Friedrich Christoph, von Georg Stamper	» 505
Ramus , Ernst, von Otto Pflüger	» 109
Richter, Jean Paul Friedrich, von H. A. Lier	» 313
Roscher, Wilhelm, von Karl Wilke	» 485
Ross, James Clark, von Georg Stamper	» 271
Rosini, Giustino, von Leopold Schmidt	» 484
Rossmann, Karl, von Carl Neumann	» 306
Rückert, Friedrich, von Julius Hart	» 205
Ruskin, John, von S. Saenger	» 464
Saint-Hilaire , Étienne Geoffroy, von Wilhelm Bölsche	» 289
Savigay, Friedrich Karl von, von Paul Warnke	» 250
Scheffel, Joseph Victor, von Paul Warnke	» 199
Schiller, Friedrich, von Franz Munkler	» 171
Schleiden, Matthias Jacob, von Wilhelm Bölsche	» 209
Schlösser, Friedrich Christoph, von Franz Röhl	» 273
Schöder-Derrient, Wilhelmine, von Leopold Schmidt	» 251
Schuler, Franz, von Leopold Schmidt	» 160
Schumann, Robert, von Leopold Schmidt	» 254
Schwann, Theodor, von Wilhelm Bölsche	» 500
Schwarzler, Ludwig, von Hugo Hülband	» 105
Semper, Gottfried, von H. A. Lier	» 275
Siddons, Sarah, von H. A. Lier	» 281
Sommaring, Samuel Thomas von, von Wilhelm Bölsche	» 256
Spencer, Herbert, von Wilhelm Bölsche	» 240
Spießhagen, Friedrich, von Hans Henning	» 280
Speck, Ludwig, von Leopold Schmidt	» 261
Stambel, Ute August, von Franz Decht	» 188
Storm, Theodor, von Paul Warnke	» 295
Strauss, David Friedrich, von Otto Pflüger	» 131
Stöckl, Heinrich von, von Paul Baillen	» 190
Taine , Hippolyte, von L. Köfing	» 185
Tennison, Alfred, von Julius Hart	» 171
Thackeray, William Makepeace, von Julius Hart	» 169
Tscheliche, Heinrich von, von Paul Baillen	» 190
Turgenev, Iwan, von Eugen Zühl	» 210
Uhlrad , Ludwig, von Franz Munkler	» 205
Vanderlin , Louis Nicolas, von Wilhelm Bölsche	» 202
Vautier, Benjamin, von Fritz Knapp	» 403
Vogt, Karl, von Wilhelm Bölsche	» 207
Wallace , Alfred Russel, von Wilhelm Bölsche	» 248
Wellesley, Arthur, Herzog von Wellington, von Karl Wilke	» 150
Whitson, Charles, von Franz Decht	» 270
Yorck , Hans David Ludwig von, von Max Lehmann	» 254
Zeller , Eduard, von Hugo Falkenhein	» 155



Helmuth von Moltke.

(Geb. am 26. Oktober 1800 zu Paschlin, gest. am 24. April 1891 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 1115)

HELMUTH VON MOLTKE entstammt einem alten deutschen Geschlecht. Schon unter den kriegerischen Ansiedlern, welche sich zur Zeit Heinrich des Löwen im Lande der Oberrhein festsetzen, findet sich der Name vor.

Die Familie verbreitete sich späterhin in verschiedene Länder. Helmuth von Moltke, der am 26. Oktober 1800 zu Paschlin in Mecklenburg das Licht der Welt erblickte, gehörte dem deutsch gebliebenen Stamm derselben an. Sein Vater, welcher früher preussischer Offizier gewesen war, sah sich veranlasst, nach Dänemark übersiedeln, wodurch der Uebertritt Helmuths in das Kadetten-Corps zu Kopenhagen und später in die dänische Armee veranlasst wurde.

Obwohl man dem Streben und der Tüchtigkeit des jungen Offiziers in derselben volle Anerkennung zollte, würde bei ihm doch der Wunsch regte, seinem eigentlichen Vaterlande seine Kräfte zu weihen, in dessen grösseren Verhältnissen sich für seine Entwicklung auch ein weiteres Feld bot. Dieser Wunsch reifte zur That, nachdem er bei einer Reise nach Berlin zum ersten Male preussische Truppen zu sehen bekommen hatte. Im Jahre 1821 schied er aus der dänischen Armee und fand in Preussen seine Anstellung im 8. (Leib-) Infanterie-Regiment. Hiermit war er der deutschen Heimat wiedergegeben.

Seinem vortrefflichen Verhalten und seinen ernstlichen Studien verdankte es Moltke, dass er im Anfang des Jahres 1828 zum topographischen Bureau des Grossen Generalstabes einberufen und vier Jahre später als Premier-Lieutenant in den Generalstab übernommen wurde. In demselben entwickelte sich alsdann seine weitere Laufbahn, die ihn an die

Spitze dieses Elites-Corps führte, in dem sein Genie zur vollen Blüthe gelangte, und unverwelkliche Lorbeeren seinen Namen für immer umgeben sollten.

In Moltke lebte die Sehnsucht, die Welt in grösserem Umfange kennen zu lernen, und ein günstiges Geschick hat es gefügt, dass dieser Wunsch sich auch unter „aussergewöhnlichen Verhältnissen“ erfüllte, die von bedeutendem Einfluss auf seine weitere Entwicklung wurden. Den Anstoss hierzu gab ein sechsmonatlicher Urlaub, den er im Jahre 1835 nach dem Orient erbat und erhielt, allerdings zunächst eine Reise auf eigene Kosten. Aus diesem halbjährlichen Urlaub entwickelte sich jedoch sehr bald ein fast vierjähriges Kommando, überreich an persönlichen Strapazen, aber auch ausserordentlich reich an Vorgängen, welche zu einer gewichtigen Schule für die schweren Aufgaben wurden, für deren Lösung die Zukunft ihn auszurüsten hatte.

Mit Genehmigung seines königlichen Herrn übernahm Moltke dort verschiedene Aufträge, wie Abfassung von Memoiren für die Verbesserung des Heeres und seiner Einrichtungen, Rekognoszierungen, Aufnahmen, Entwürfe für die Landesverteidigungen und dergl., bis die Ereignisse in Syrien und der Konflikt der Türkei mit Aegypten dazu führten, ihn selbst anderen, inzwischen vom Sultan erbetenen preussischen Offizieren zu einer einflussreicheren Thätigkeit inmitten kriegerischer Verhältnisse zu berufen. Wenn trotzdem der Feldzug einen für die Türkei unglücklichen Ausgang nahm, so lag die Schuld jedenfalls nicht bei Moltke und seinen Kameraden.

Am 9. September 1839 trat er die Heimreise an, die durch heftige Fieberanfälle derselbig unter-

brochen wurde, dass er erst am 27. Dezember in Berlin einzutreffen vermochte.

Die folgenden Jahre sahen Moltke in verschiedenen Dienststellungen, zunächst im Generalstabe, dann bis zu dem Tode des in Rom weilenden Prinzen Heinrich von Preussen als dessen militärischen Begleiter. Im Jahre 1855 wurde er in ähnlicher Stellung dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preussen zugezählt. In diesem Verhältnis begleitete er den Prinzen auf seinen verschiedenen Reisen, so namentlich auch nach London, Petersburg und Paris.

Entscheidend wurde für seine weitere Laufbahn das Jahr 1857, als der Prinz von Preussen die Regentenschaft für seinen schwer erkrankten königlichen Bruder übernahm. Bereits wenige Tage nachher übertrug dieser ihm die durch den Tod des Generals von Reyher erledigte hochwichtige Stellung eines Chefs des Generalstabes der preussischen Armee, zunächst zwar nur die Führung der Geschäfte (29. Oktober), an welche sich alsdann am 18. September 1858 die definitive Übernahme des Postens angeschlossen.

Was nun Moltke in dieser Stellung seinem königlichen Herrn wie unserm Volke für hochwichtige Dienste geleistet hat, bedarf hier nicht der besonderen Erwähnung. Diese Dienste sind im dankbaren Gedächtnis des deutschen Volkes unaussprechbar eingegraben.

Am Tage des Einzuges der siegreich aus dem deutsch-französischen Kriege heimkehrenden Truppen wurde ihm die höchste militärische Würde zu teil: die eines General-Feldmarschalls.

An der Spitze des Generalstabes stand Moltke demnach so lange, bis sein vorgerücktes hohes Alter ihn selbst zu der Bitte um Enthebung von seiner Stelle veranlasste (August 1888).

Durch die Gnade seines kaiserlichen Herrn verblieb er auch dann noch in denselben Rängen, welche die stummen Zeugen seiner Mühen und Arbeiten gewesen waren, und in denen er die grossen Erfolge mit vorbereitet hatte, die das Schöne der deutschen Nation nach ihrer endlichen Einigung erfüllten, bis seine Stunde schlug.

Der 24. April 1891 sah die Flagge des Generalstabsgebäudes auf Halbmast. Ein sanfter Tod hatte den gereuen Paladin des Hohenzollernhauses, hatte einen der edelsten und grössten Männer der deutschen Nation in die ewige Heimat hinübergeführt.

Mehrfach hatte Moltke in jüngeren Jahren mit seiner Gesundheit zu kämpfen, aber die eiserne Energie, welche er in allen bekundete, und die unausgesetzte Übung, welcher er sich unterzog, überwand diese Schwäche. Bereits während seines Aufenthalts im Orient vermochte er körperlich Aussergewöhnliches zu leisten; vor keiner Anstrengung, vor keiner

Gefahr schreckte er zurück, weder die schneebedeckten unwegsamen Gebirge Asiens, noch die gefährdröhenden Stromschwellen des Euphrat vermochten ihn von der Erfüllung seiner Aufgabe abzuhalten. Die so berühmt gewordenen topographischen Aufnahmen, welche er unter der glühenden Luft des Orients und unter der Glut des italienischen Himmels ausführte, trugen nur dazu bei, die Widerstandskraft seines Körpers zu entwickeln.

Seine äussere Erscheinung, obwohl hoch aufgeschossen, lager, mit langen Gliedmassen hervortretend, trug das Gepräge einer durch und durch vornehmen Persönlichkeit; seine Gesten, mit denen er, wenn auch selten, seine Aeusserungen begleitete, machten stets einen verbindlichen Eindruck. Vor allem aber war es der klassische Kopf, der das Interesse eines jeden erregen musste. Ein Zug aussergewöhnlicher Energie prägte sich in dem Kinn und dem scharf zusammengepressten, von schmalen Lippen eingefassten Mund aus und wies, im Verein mit der fein gegliederten Nase, den wunderbar leichten, grossen Augen und übertragt von der hochgewölbten Stirn, auf eine Persönlichkeit hin von ebenso gewaltiger Willenskraft wie von höchster geistiger Bedeutung, mit der sich eine seltene Tiefe des Gemüts vereinigte.

Schon früh auf historische Forschungen hingeleitet, trat er bereits Anfang der dreissiger Jahre mit Aufsätzen und Broschüren in die Öffentlichkeit, welche Aufmerksamkeit erregten. Namentlich war dies der Fall mit einer Darstellung der innern Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen (1831 erschienen), insbesondere aber durch die 1841 herausgegebenen „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“. Ausserdem besitzen wir von ihm noch eine grosse Zahl bedeutender Arbeiten, wie die noch heutzutage massgebenden Darstellungen des russisch-türkischen Feldzuges von 1829/30 und des türkisch-ägyptischen Krieges von 1829, dessen Teilnehmer er gewesen war, ferner „Die deutschen Grenzfragen“, „Land und Volk der Kurden“, „Ueber Eisenbahnen“ u. a. w.

Gleichzeitig folgte aber die Anregung, welche die im topographischen Bureau des Generalstabes verlebte Zeit geboten hatte, Moltke auch auf dem Gebiet der Landes-Aufnahme zu hervorragenden Leistungen. Hier sind besonders die Aufnahmen in der europäischen und asiatischen Türkei, sowie namentlich die Karte von Rom und Umgegend zu erwähnen, welche Karl Ritter als einen reichen Gewinn für die geographische Wissenschaft bezeichnete.

Was Moltke in seiner Stellung als Chef des Generalstabes geleistet hat, liegt durch die erreichten Erfolge offenkundig aller Welt vor Augen. Aber

was durch ihn erreicht wurde, ist nicht nur seiner hohen geistigen Begabung, sondern auch seinen Charaktereigenschaften zu verdanken. Die Einfachheit seines ganzen Wesens übertrug sich auch auf seine Vorschläge und Anordnungen, die umfassende Erwägung, welche er jeder Arbeit zu widmen gewohnt war, befähigte ihn zu weiter Voraussicht, so dass ihn nie eine Massregel des Gegners unvorbereitet fand. Dabei bewahrte die zähe Energie, welche er in seinem eigenen Lebenslaufe entwickelt hatte, ihn vor Schwankungen in den erwogenen Entschlüssen und die Sicherheit und Ruhe, mit welchen er alle aufregenden Momente sonst im Leben zu überwinden verstand, spiegeln sich auf dem Schlachtfelde wieder in seiner Kaltblütigkeit und Verachtung jeder Gefahr.

Seine Auffassung der Kriegführung band sich an kein bestimmtes System, doch legte er dem Satze: „Gutemut marschieren und vereint schlagen“ ein besonderes Gewicht bei, sowie auf ein angreifswes Verfahren den höchsten Wert. Seine Feldzugsentwürfe zeichnen sich durch sichere Darlegung der allgemeinen politischen Lage aus, die für ihn den Ausgangspunkt aller weiteren Erwägungen bildete. In Bezug auf letztere war er überzeugt, dass mit Sicherheit nur alle Anordnungen bis zum ersten Aufmarsch der Streitkräfte getroffen werden könnten, dass aber in der richtigen Veranlagung derselben die erste Bedingung für eine glückliche Führung der Operationen läge. Deshalb unterwarf er die auf den Aufmarsch bezüglichen Verhältnisse in Friedenszeiten ununterbrochen der eingehendsten Prüfung. Ueber den wahrscheinlichen ersten Zusammenstoss mit dem Feinde hinaus liess er sich in nähere Erwägungen nicht ein, da der Ausgang jeder Schlacht oder grösseren Gefechts den gesamten Verhältnissen eine andere Gestalt zu geben vermag, die ein verändertes Verfahren bedingen kann. Was dann zu geschehen hatte, konnte nur der Augenblick diktieren, und Moltke selbst nennt das Verfahren bei den weiteren Operationen nur ein „System der Aushilfen“, d. h.: das Ergreifen derjenigen Mittel und Wege, welche

bei der augenblicklichen Gestaltung der Verhältnisse als die zweckmässigsten sich darboten. In diesem sofortigen Ergreifen geeigneter Massregeln zeigte sich aber Moltkes umfassender Geist in der Sicherheit seiner Anordnungen gleichfalls in seiner ganzen Festheit. Dem Spruch: „Erst wägen, dann wagen“ beherrschte er in allen Lagen, und so glänzte in seiner Kriegführung neben den umfassendsten und tiefsten Erwägungen, sein hoher Wagemut im vollsten Lichte; es braucht hier nur an den Tag von Gravelotte erinnert zu werden, wo die deutschen Truppen die Schlacht mit verkehrter Front unter Aufgabe ihrer Verbindungen schlugen.

Die schweren Tage, welche er in seiner Jugend zu durchleben hatte, führten ihn dazu, alle Hilfsquellen in sich selbst zu suchen. Sein ganzes Wesen erhielt dadurch eine gewisse Abgeschlossenheit und Zurückhaltung. Aber stets sagte er sich hiervon los, wenn es galt, für grosse Dinge einzustehen. Dies trat nicht allein bei gewichtigen Vorträgen und Besprechung militärischer Fragen innerhalb seines eigenen Berufes hervor, sondern kam auch in den Sitzungen des deutschen Reichstags, als dessen Mitglied, zum umfassendsten Ausdruck. Seine Reden zeigten sich dann rein sachlich, von streng logischem Aufbau, jeder Phrase abhold und stets die betreffende Frage umfassend beleuchtend, sodass sie nie ihres gewichtigen Eindrucks verfehlen.

Als die Ereignisse den vollen Lorbeerkranz um das Haupt des Greises geschlungen hatten, da sah das deutsche Volk in Dankbarkeit und Liebe in seinem Helden eine Gestalt vor sich stehen, die für immer ein ideales Vorbild den nachfolgenden Generationen bleiben wird, nicht nur durch seine Thaten allein, nein, vor allem durch seine persönlichen Tugenden und Eigenschaften: den pflichttreuen Diener seiner Monarchen, den begeisterten Gehilfen an der Herstellung deutscher Einheit, den Mann, der unentwegt mit eiserner Energie seinen grossen Zielen nachgestrebt und inmitten seines Ruhmes die Einfachheit und Bescheidenheit seines Herzens bis an sein Ende bewahrt hat.

J. von Verdy du Vernois.

David Friedrich Strauss.

(Geb. am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg, gest. am 8. Februar 1871 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 122.)

Unter den für das 19. Jahrhundert charakteristischen Geistesriguren nimmt David Friedrich Strauss eine hervorragende Stelle ein. Er ist eine der repräsentativen Naturen, die den Geist ihrer Zeit zum klaren und durchschlagenden Ausdruck

bringen, und eben dadurch, dass sie ihrer Zeit den Spiegel vorhalten und sie über ihr eigentliches Meinen und Streben aufklären, zum Fortschritt der Entwicklung mächtig mitwirken.

Geboren zu Ludwigsburg am 27. Januar 1808

und von den streng bibelgläubigen, dem schwäbischen Pietismus zugehörigen Eltern frühe schon zum Theologen bestimmt, empfing er seine Bildung auf der Klosterschule zu Blaubeuren und im Stüt zu Tübingen. Hier schloß er mit seinen romanischen Freunden, unter denen auch der später als Aesthetiker berühmt gewordene Friedrich Vischer war, für Mystik, Theosophie und Naturphilosophie, schloß Freundschaft mit dem Dichter und Geisteserker Justinus Kerner und liess sich von der Seherin von Prevorst in die Geheimnisse der Geisterwelt einföhren. Doch nicht lange hielten ihn diese mondheglanzten Zaubergürteln in ihrem Bann: die Befreiung daraus verdankte er der scharfen dialektischen Zucht der Schleiermacherschen Theologie und der Hegelschen Philosophie, die beide damals am Horizont der Tübinger Hochschule als neue Sterne aufgingen, vor deren Glanz Kantsche Aufklärung und Schellingsche Naturphilosophie und Mystik erbleichten. Von Schleiermacher lernte Strauss die verstandesmässige Dialektik, die das Dogma kritisch analysiert, von Hegel aber den modernen Grundgedanken der geschichtlichen Entwicklung, der alles Zeitliche als ein relatives Moment in dem endlosen Fluusse des werdenden Geistes auffasst. Das Verlangen, mit diesen Meistern der Wissenschaft in nähere persönliche Beziehung zu treten, trieb den Kandidaten bald nach dem Abgang von der Tübinger Universität nach Berlin, wo er jedoch zu seinem grossen Schmerz den plötzlich von der Cholera weggerafften Hegel nicht mehr sah. Um so stürziger hörte er Schleiermacher, dessen Vorlesungen über das Leben Jesu ihm den ersten Impuls zu der Arbeit gaben, die er dann nach seiner Rückkehr als Repetent am Tübinger Stüt ausgeführt hat.

Das Erscheinen seines ersten Werkes: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ (2 Bde., 1835/36) machte den jungen Theologen mit einem Schlag zu einem berühmten Mann. Die unerbitliche Scharfe und Folgerichtigkeit der Kritik, mit welcher hier die evangelischen Erzählungen analysiert, ihre Widersprüche mit einander und mit dem gesunden Menschenverstand aufgezeigt, die harmonisch apologetischen Scheingründe zerpfückt, und der Begriff des „Mythus“, d. h. der unbewusst dichtenden religiösen Sage als der alles erklärende Schlüssel angewandt wurde, machte ein ungeheures Aufsehen weit über die zunächst interessierten theologischen Kreise hinaus. Es erschien eine Flut von Gegenschriften, in denen der kühne Kritiker bald mit den plumpen Waffen des unwissenden Zelotismus, bald mit den feineren der wissenschaftlichen Apologetik angegriffen wurde. Seine Antworten auf diese Angriffe in den „Streitschriften“ (1837) zeigten den Meister der Dialektik, der mit Lessingscher Gewandtheit und

Eleganz die plumpen und feinen Streiche parirt und die Gegner entwarfnet. Aber dieser frühe literarische Ruhm wurde für das äussere und innere Leben des Kritikers verhängnisvoll: er musste die ihm liebgewordene, akademische Lehrthätigkeit aufgeben und sich ins Privatleben zurückziehen; auch ein Ruf als Professor an die Universität Zürich scheiterte an dem leidenschaftlichen Widerspruch der von einigen Zeloten verhetzten Volksmenge, die durch bewaffneten Aufstand die Züricher Regierung zur Zurücknahme der Berufung von Strauss nötigte. Die Folge dieser Vorgänge war, dass Strauss gegen Theologie und Kirche veräussert und der ruhigen Mitarbeit an den Aufgaben der Zeit entfremdet wurde. Aus dieser Stimmung heraus ist sein nächstes grösseres Werk geschrieben: „Die christliche Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt“ (2 Bde., 1840/41). Hier wird an den einzelnen Dogmen gezeigt, wie ihre Geschichte zugleich ihre thatsächliche Kritik, d. h. ihre Auflösung sei; das Ergebnis ist überall nur die Verneinung der dogmatischen Vorstellungen, ohne dass in der Weise Schleiermachers auch ein bleibender religiöser Wahrheitsgehalt als der Kern unter der vergänglichem Hülle aufgezeigt wurde; daher machte dieses Werk trotz der Gelehrsamkeit und Formgewandtheit, die ihm nicht abzusprechen ist, doch fast nur den Eindruck einer Abgabe an die Theologie.

Das Jahr 1848 riss Strauss aus seiner literarischen Musse heraus und in die Wirbel der politischen Thätigkeit hinein. Aber nicht lange hielt er es darin aus. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt Ludwigsburg in den württembergischen Landtag gewählt, fand er sich durch die Utopien des radikalen Liberalismus so angewidert, dass es bald zum Bruch mit seinen Wählern kam, worauf er sein Mandat niederlegte. Er hat sich auch hierin als der klare Kopf und überzeugungsreine Charakter bewährt, der sich nicht durch Phrasen bestechen lässt und nicht der Menge nachredet, sondern den Mut seiner eigenen Ueberzeugung hat. Mit derselben Dialektik, mit der er die theologischen Illusionen zersezte, löste er auch die Gefühlspolitik auf politischen Boden in ihr Nichts auf; wie er in der Philosophie den gesunden Menschenverstand wieder zu Ehren brachte, so darf er unter den Ersten genannt werden, die in staatlichen Angelegenheiten das deutsche Volk zu einem gesunden nüchternen Realismus erzogen haben. Während in Süddeutschland noch alles für Oesterreich schwärmte, erkaunte er klar und sprach es entschieden aus, dass die Einigung und Herstellung Deutschlands nur von Preussen ausgehen könne. Er hat hierüber bis zum Jahr 70 manchen

Streit auch mit seinen näheren Freunden, z. B. mit Fr. Vischer, auszufechten geliebt.

Aus der Musse der folgenden Jahre, die er abwechselnd in München, Darmstadt, Heidelberg und Heilbronn zubrachte, stammen die biographischen Werke über Schubart (1849), Mörklin (1851), Nikodemus Frischlin (1855), Ulrich von Hutten (1858), Reimarus (1862), dazwischen kleinere Aufsätze kunst- und literargeschichtlichen Inhaltes. In allen diesen Arbeiten zeigt sich Strauss als ein Erzähler ersten Ranges, der die Charaktere seiner Helden vor den Augen des Lesers entstehen, reifen und wirken lässt, alles in durchsichtig klarem und plastisch anschaulichem Stil geschrieben, der, alle rhetorischen Kunstre verschmähend, durch seine schlichte Natürlichkeit fesselt. Am meisten Beifall hat das Werk über Hutten gefunden, in dem Strauss einen ihm selbst wahrverwandten Kämpfer für Freiheit und Vaterland verherrlichte.

In den 60er Jahren wandte sich Strauss auf neue den lange bei Seite gelegten theologischen Studien zu, aus denen dann die neue Bearbeitung des Lebens Jesu für das deutsche Volk (1864) hervorging. Es unterscheidet sich vom ersten Werk (1852) durch eine gründlichere Grundlegung in der Quellenkritik durch Voranstellung eines positiven, die geschichtlichen Thatsachen des Lebens Jesu stäblich zusammenstellenden Teils vor dem zweiten, der die Kritik des Mystischen behandelt; endlich in dieser selbst durch die synthetische, die Entstehung der Mythen aufzeigende Methode, während früher der Hauptdruck auf die Analyse der Erzählungen und Bestimmung ihrer Geschichtlichkeit gelegt worden war. Obgleich wissenschaftlich wertvoll und zugleich populärer, für einen grösseren Leserkreis bestimmt als das vorige, hat dieses neue Werk doch lange nicht mehr dasselbe Aufsehen wie jenes erregt. Auf einige erneute Angriffe antwortete Strauss in der

gegen Schenkel und Hegstenberg gerichteten Schrift: „Die Halben und die Ganzen“ (1865), deren scharfe Kritik auch unter den liberalen Theologen vielfache Verstimmung hervorrief. Mehr Beifall fanden die Vorträge über Voltaire (1870), die aus Vorlesungen vor der Prinzessin Alice von Hessen hervorgegangen waren.

Der französische Krieg gab Strauss Anlass zu einem Briefwechsel mit Renan, worin er das gute Recht des deutschen Volkes auf die Sicherstellung seiner kriegerischen Erfolge durch Wiedererwerb von Elsass-Lothringen mit eleganter Dialektik verteidigte. Die zuerst in der Augsburger Allg. Zeitung erschienenen Briefe wurden auch in Separatgaben veröffentlicht und fanden überall in Deutschland ein freudiges Echo.

Die letzte Schrift von Strauss: „Der alte und der neue Glaube“ (1872) enthält das zusammenfassende Bekenntnis des weisen Denkers, in dem er die Frage: Sind wir noch Christen! unbedingt verneint, die weitere: Haben wir noch Religion? nur bedingt bejaht, denn ein Weltbild auf monistisch-materialistischer Grundlage entwirft und als Ersatz für den alten Glauben einen ästhetisch verfeinerten Lebensgenuss vorschlägt. Auch hier wieder zeigte sich Strauss als Repräsentant seiner Zeit, in der naturwissenschaftlicher Realismus und ästhetische Kultur den Ton gaben. Aber das Ungenügende einer solchen vor den tieferen Fragen des Lebens abweichenden Weltanschauung wurde doch allgemein empfunden, und so war die Aufnahme dieses Werkes bei den meisten der Zeitgenossen eine ablehnende und auch bei den Freunden von Strauss meist eine kühle. Der Verdross darüber trug wesentlich zur Verschlimmerung der schon länger vorbereiteten Krankheit des Verfassers bei, der er am 8. Februar 1874 zu Ludwigsburg nach langen, in edler Gelassenheit ertragenen Leiden erlegen ist.

O. Pfeifferer.

Eduard Zeller.

(Geb. am 22. Januar 1814 zu Klein-Rottwar.)

(Hierzu Bildnis No. 123.)

EDUARD ZELLER ist in der wissenschaftlichen Welt und über diese hinaus bekannt und geehrt als Abmeister philosophiegeschichtlicher Forschung; sein grosses Werk über „Die Philosophie der Griechen“ steht recht eigentlich im Mittelpunkt seiner Lebensarbeit. Aber erst wenn man dasselbe im Zusammenhange mit den theologischen Forschungen betrachtet, die ihm vorausgehen, und mit

den systematischen Abhandlungen, die ihm nachfolgen, versteht man die weittragende Bedeutung, die ihm neben seinem gelehrten Gewicht zukommt, und zugleich die historische Stellung seines Verfassers. Zeller gehört zu den nicht zahlreichen Gestalten der zeitgenössischen Wissenschaft, in denen sich die beherrschenden Züge zweier Zeitalter harmonisch vereinigt haben: die von grossen Ge-

sichtspunkte erfüllte Identie unserer spekulativen Philosophie und die behutsam vom Detail ausgehende Exaktheit moderner empirischer Methode. Das Bestreben, die mächtige Gedankenwelt des deutschen Idealismus und den strengen Tatsachensinn der Folgezeit ins rechte Verhältnis zu einander zu setzen, geht deutlich durch seine gesamte Wirksamkeit hindurch; es sichert allen seinen Schriften einen über die Gegensätze unseres ausgehenden Jahrhunderts hinausreichenden prinzipiellen Wert.

Zellers ausseres Leben gewährt das wohlthuende Bild einer reich gesegneten, stetig ihren Kreis erweiternden akademischen und literarischen Thätigkeit. Wie so mancher nachmals berühmte Württemberger im Stift zu Tübingen ausgebildet, seit 1840 in der theologischen Fakultät daselbst habilitiert, gehörte er jenen hochbegabten Freundeskreise an, der sich um Strauss und Vischer scharte. Ein treuer Schüler F. Chr. Baur's, begründete er damals die „Theologischen Jahrbücher“ als Organ freier kritischer Forschung auf dem Felde der protestantischen Theologie; mit ebenso grosser Tapferkeit wie wissenschaftlicher Gediegenheit vertrat er hier lange Jahre hindurch den Standpunkt der Tübinger Schule, vielfach im heftigen Kampfe mit theologischen Gegnern. Nur unter starker Opposition von seiten der Orthodoxie vollzog sich 1847 seine Ernennung zum Professor der Theologie in Bern, und nach 1849 bei der Berufung nach Marburg gelang es, ihn sogleich in die philosophische Fakultät hindüberzudrängen. Fortan ging seine gelehrte Laufbahn ohne äussere Hemmnisse von statten; 1862 wurde er Professor der Philosophie in Heidelberg, 1872 folgte er seinem Rufe nach Berlin. Allmählich durch Ehren aller Art ausgezeichnet, zog er sich 1894 ins Privatleben nach Stuttgart zurück, ohne seiner rastlosen wissenschaftlichen Arbeit zu entsagen. Von seinen Büchern seien hier noch erwähnt die drei inhaltvollen Bände der „Vorträge und Abhandlungen“, die beiden in ihrer gedrängten Kürze meisterhaften historischen Grundriss der griechischen Philosophie und der deutschen Philosophie seit Leibniz, die Monographien „Das theologische System Zwingli's“ und „Friedrich der Grosse als Philosoph“, sowie die biographische Skizze über D. Fr. Strauss.

Aus der Tübinger Schule Baur's ist Zeller hervorgegangen; unter ihren Jüngern ist keiner dem Lehrer geistesverwandter gewesen. An dem gewaltigen Beispiele, das der Meister auf dem Gebiete neustestamentlicher Forschung gab, lernte Zeller nicht nur, den höchsten Anforderungen methodischer Quellenkritik zu genügen, wie bereits 1839 seine hervorragende Erstlingschrift „Platonische Studien“ auf mustergerige Art bewies; auch stofflich entsprang

die Aufgabe, die sein Hauptwerk sich stellte, direkt im Bereich der Untersuchungen Baur's. Die epochemachende Thätigkeit desselben war ja auf die Erhellung der Fülle von Problemen gerichtet, die sich an die Entstehung des Christentums knüpfen, und hier handelte es sich zu einem wesentlichen Stücke um den Anteil der griechischen Philosophie an der Ausbildung des urchristlichen Ideenkreises. So zeigen sich in Zellers Anfängen theologische und philosophische Untersuchungen bedeutsam verbunden; die Arbeiten seines Lehrers hat er durch eine Reihe wertvoller Beiträge unterstützt, namentlich durch die umfangreiche Studie über die „Apostelgeschichte“, eine gründliche und scharfsinnige Erläuterung von Baur's Gesichtspunkten an einem besonders wichtigen Thema. Von dieser Seite her betrachtet, giebt seine „Philosophie der Griechen“ gleichsam die Fundamentierung der einen Hälfte von Baur's Entdeckungen — die gelehrteste, umfassendste und geistvollste, die sich denken liess. Aber wie die Bewegung der kritischen Theologie selbst, sieht Zeller's Werk natürlich noch in anderen historischen Zusammenhängen; es verkörpert selber in sich ein Stück philosophischer Entwicklung — zunächst insofern als es eines der bereichsten Zeugnisse für die Tragweite der von Hegel dem geschichtlichen Verständnis gegebenen Impulse ist. Hegel hatte die Geschichte der Philosophie aus einer unzusammenhängenden Sammlung von Einzelheiten zu einer in sich geschlossenen Wissenschaft erhoben, zur Wissenschaft von der Entwicklung der denkenden Selbsterfassung des Geistes; die von ihm gestellte Aufgabe für das Gebiet der antiken Philosophie in klassischer Vollendung gelöst zu haben, ist die unvergängliche Leistung Zeller's — eine Leistung, die zu ihrem Gelingen der Ergänzung und Berichtigung der grossen konstruktiven Gedanken Hegels durch die genaueste Verwertung des gesamten empirischen Thatbestandes bedurfte und hiermit innerhalb ihrer besondern Grenzen die typische Wendung des damaligen philosophischen Lebens sicher und getäuschlos vollzog. Zeller hat nicht, wie es sonst allenthalben so vielfach der Fall war, die frühere spekulative Einseitigkeit durch eine neue ersetzt, sondern vom ersten Augenblicke an mit vollem Bewusstsein, voller Ausdauer und vollem Erfolge sich die Vermittlung der Gegensätze zur Aufgabe gemacht. „Die Thatsachen nicht bloss empirisch zu sammeln, aber auch nicht von oben herab zu konstruieren, sondern aus der gegebenen Ueberlieferung selbst durch kritische Sichtung und geschichtliche Verknüpfung die Einsicht in ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang zu gewinnen“; dieses Programm hat er in allen Teilen des gross angelegten Werkes gleichmässig durchgeführt.

Der biographisch-psychologische Untergrund der Philosophie, wie er uns in der Persönlichkeit der Denker gegeben ist; der Einfluss der früheren Systeme auf die späteren, der die wirksamen Ideen erst in den Fluss geschichtlichen Werdens stellt; die Bedeutung der gesamten politischen und Kulturzustände, mit welchen in Wechselwirkung die Systeme ihre eigenartige nationale und zeitgeschichtliche Färbung empfangen — diese mannigfachen Faktoren und andere mehr finden bei Zeller immer von neuem eine den Anteil eines jeden klar abwägende Berücksichtigung, die bei aller Sorgfalt im einzelnen doch die „durchgreifende Notwendigkeit“ des historischen Prozesses als höchstes Ziel im Auge behält. Stets bleibt ihm seine bewundernswürdige Objektivität treu, die niemals ein Faktum unter eine vorgefasste Meinung beugt, aber auch ebenso wenig nur einzelne Lehren auseinanderreißt, ohne nach ihrem inneren Schwerpunkt zu fragen, ihren Zusammenhang zu untersuchen.¹⁴

So hat sein Werk, das in seinen wiederholt neuen Auflagen — von 1844 bis 1892 — nun auch ausserlich zu einer stattlichen Bändezahl gediehen ist, sich mehr und mehr zu einer erschöpfenden kritischen Zusammenfassung der Quintessenz eigener und fremder Spezialforschung gemahnt; mag über eine textkritische Schwierigkeit oder über eine systematische Grundfrage zu entscheiden sein, im Kleinen wie im Grossen wahr es so sehr den Charakter gelehrter Vollständigkeit, dass der unbefangene Leser die kollektive Leistung einer ganzen Akademie vor sich zu haben glaubt, während ihm zugleich neben der Grösse der Auffassung die stets gleiche Frische und Einfachheit des Stils ein durchaus einheitliches Gepräge giebt.

Als philosophischer Theoretiker stellt sich Zeller zu einer Gruppe von Denkern, deren Absicht auf Gewinnung einer kritisch gesicherten, erkenntnistheoretisch fundierten Metaphysik zielt. Er beuhrt auch hier sein Bestreben, den Wahrheitsgehalt der spekulativen Philosophie durch Verschmelzung mit den Ergebnissen der Erforschungswissenschaften in widerspruchsfreier Gestalt neu zu erringen. Ehen zu diesem Zwecke hat er 1869 als der ersten einer ein Zurückgehen auf die Philosophie Kants, im Sinne einer Orientierung des modernen Denkens an seinem Ausgangspunkte, mit Entschiedenheit befürwortet. In Uebereinstimmung mit Kant scharf er — gegenüber den Extremen eines einseitigen Apriorismus und eines einseitigen Empirismus — nach-

drücklich ein, dass unsere Vorstellungen auf allen Stufen ihrer Entwicklung das zusammengesetzte Ereignis aus zwei Quellen seien, aus dem objektiven Eindruck und der subjektiven Vorstellungstätigkeit, dass es Aufgabe der Philosophie sei, beide Faktoren gewissenhaft zu unterscheiden, und die Vernachlässigung des einen von beiden die Wissenschaft notwendig in die Irre führe. „Idealismus und Realismus“, sagt er, „sind keine absoluten Gegensätze, sondern sie bezeichnen nur die Richtpunkte, welche das philosophische Denken gleichzeitig und gleich fest im Auge behalten muss, wenn es weder den festen Boden der Wirklichkeit verlieren, noch die Erscheinung mit dem Wesen verwechseln will.“¹⁵ Wenn wir ihn selber zu den Idealisten zählen, so glauben wir uns hierzu berechtigt einerseits deshalb, weil in der trüben Zeit des Darniederliegens aller Philosophie, die er mit durchlebt hat, jede Betonung der selbständigen Macht des Geistes einen ausdrücklichen Protest gegen die empiristische Tagesmode einschloss, andererseits weil er mit seinen letzten Forderungen an die Philosophie, den Zusammenhang aller Wissenschaften zum Bewusstsein zu bringen, von der Erscheinung auf das Wesen der Dinge zurückzugehen, und in der Untersuchung der Gesamtheit des Seienden einer Aufdeckung der letzten Erklärungsgründe zuzustreben, sich trotz aller kritischen Einschränkungen im wesentlichen zur idealistischen Weltanschauung unserer grossen deutschen Denker bekennt. Wie sehr er dabei einem gesunden Realismus geneigt ist, zeigt schon sein Bemühen, unter Durchbrechung der von Kant gezogenen Grenzen unseren Glauben an die Existenz der Aussenwelt zu begründen, und so zu einem objektiven Weltbegriff zu gelangen.

Von den Einzelgebierten, auf die er seine Theorien angewandt hat, sei die Religionsphilosophie hervorgehoben, in der er die Gedanken seiner Jugend von neuem aufgenommen und bedeutsam fortgebildet hat. Bestimmtes Mass zeigt er hier, wie auch in seinen Abhandlungen über Fragen des Staatslebens, verbunden mit warmerherziger Teilnahme für die treibenden Kräfte unserer nationalen Kultur. „Das Deutschland über den äusseren Erfolgen ihrer geistigen und sittlichen Bedingungen, über den neuen Aufgaben seiner bisherigen Ideale nicht vergesse“, hat er unmittelbar nach dem grossen Kriege gemahnt; durch seine hingebende, von lauterster Wahrheitsliebe besessene Wirkksamkeit ist er selber, wie wenige unter den Zeitgenossen, ein Verfechter und Mehrer unserer idealen Güter geworden.

Hugo Falkenheim.

Heinrich von Kleist.

(Geb. am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt an der Oder, gest. am 21. November 1811.)

(Hierzu B.2.106 No. 124.)

HENRICH VON KLEIST, geboren am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt an der Oder, der genialste, stolze, unglücklichste von den preussischen Dichtern und Kämpfern, die am Anfang des Jahrhunderts ihre Kraft einsetzten für die glorreiche Wiederaufrichtung des Vaterlandes.

Altäugigem preussischem Offiziersgeschlechte entstammend, dessen Königstreue, Vaterlandsliebe und unbefleckte Ehre sein Erbe war, trat Heinrich von Kleist noch sehr jung in die Potsdamer Garde ein, mit der er den Rheinfeldzug gegen Frankreich mitmachte. Allmählich erwachte in ihm das Verlangen nach freierer Ausbildung und Selbstbestimmung, als ihm der Soldatenstand gewähren konnte. Als zweiundzwanzigjähriger Lieutenant erhielt er vom Könige den erbetenen Abschied, um sich, wie er in dem damals ausgestellten Revers ausdrücklich bemerkte, für den höheren Civildienst vorzubereiten. Er bezog nun die Universität Frankfurt. Sein Wissenschaftsdrang aber verlor sich über den Rahmen juristischer und kameralistischer Studien hinaus in die Philosophie und Naturwissenschaften; die Sehnsucht nach geistiger Betätigung wurde stärker in ihm und rückte das Ziel einer für seine Vermögenslage höchst notwendigen praktischen Lebensstellung in die Ferne. Sein Verlobnis mit Wilhelmine von Zenge und die Wünsche der Seinigen, namentlich seiner Schwester Ulrike, vermochten ihn nicht aufzuhalten. Nach der damaligen Sitte junger sich für den Staatsdienst vorbereitender Adligen unternahm er die gewöhnlichen Reisen durch Süddeutschland, die Schweiz, Frankreich; aber auch sie führten ihn nur weiter ab von seinem Ziele. In der Schweiz kam, im Verkehr mit Heinrich Zschokke und Wielands Sohne Ludwig, die literarisch-poetische Schaffenslust in ihm auf. Die dort gedichtete „Familie Schroffenstein“ und der „Zerbrochene Krag“ empfahlen ihn den elageweihten Kreisen als Dichter und zogen seinen Aufenthalt in Weimar und bei Wieland auf seinem Gute Osmannstedt nach sich. Unter schweren inneren Kämpfen und aufreibenden persönlichen Erlebnissen setzte er sein heisses Bemühen um die Dichtkunst fort. Kein Wunder, dass die praktischen Versuche im Civildienst, kurze Zeit in Berlin 1801 und dann in Königsberg von 1805 an, ihm keine Befriedigung brachten und scheiterten.

Nun kam das nationale Unglück über Preussen. Kleist verliess 1807 sein Amt und Königsberg. Die Not des Vaterlandes machte mit einem Schlage seinen früheren naturphilosophischen Schwärmereien

ein Ende und erfüllte ihn mit grimmigem Hass gegen Napoleon und die fremden Unterdrücker. Er stand zur preussischen Kriegspartei, in ihrem Sinne wollte er wirken. Seine „Hermannschlacht“ entrollt das Getriebe tödlich bestückender Feindesdiplomatie und zeigt die Mittel, ihr zu begegnen. Im Märchen von Heilbronn stellt er, im mystisch-märchenhaften Glanze vergangener deutscher Zeiten, sein Ideal sich hingebender Treue und Liebe dar. Sein Prinz von Homburg verherrlicht den altmückerischen Soldatengehorsam, der zum Siege führt. Für einen Dichter mit diesen Tendenzen hatte das damals von den Franzosen besetzte Berlin keinen Raum. Kleist lebte in Dresden, wo er trotz der für den Buchhandel schwierigen Zeit mit seinem Freunde Adam Müller den Phoebus herausgab, eine Zeitschrift, in der namentlich die organischen Fragmente aus Kleists Dramen und die mit grausiger Konsequenz durchgeführte Novelle Michael Kohlhaas Aufsehen erregten. Das Blatt ging nach Jahresfrist ein; Kleist war zu stolz und starr, den massgebenden Kreisen oder dem bloss lesenden Publikum Konzessionen zu machen. Der unglückliche Ausgang des österreichischen Krieges 1809 schien ihm die letzte Aussicht auf Besserung seiner Lage zu nehmen.

Endlich kehrte der preussische Hof in die Hauptstadt zurück. Auch Kleist fand sich Anfangs 1810 mit neuer Hoffnung in Berlin ein. Die Kreise jedoch, zu denen er nach politischer Ueberzeugung und Herkunft gehörte, gerieten bald in Opposition zu den inneren Reformen Hardenbergs. Dem Staatskanzler aber musste daran gelegen sein, die sehr hoch hinaufreichenden Wirkungen seiner Gegner matt zu setzen, und er wusste seine Mittel zu wählen. Aus diesem Grunde vornehmlich blieb Kleist die preussische Nationalbühne, die unter Klauens Leitung stand, verschlossen, nachdem ihn schon der Schmerz getroffen hatte, dass in Weimar sein zerbrochener Krag durchgefallen, und die Penthesilea nicht angenommen worden war. Auch sein Berliner Abendblatt, das vom 1. Oktober 1810 ein halbes Jahr lang erschien, ging, weil sich in ihm die Opposition regte, unter den Gegenmassregeln des Staatskanzleramtes und der Zensur zu Grunde. Verbitterung und Menschenhass bemächtigte sich seiner. Er fühlte sich erniedrigt, vorkannt, in seiner Ehre verletzt. Wer will es aussagen, was er that? In Gemeinschaft mit einer unglücklichen, ihm gesellschaftlich befreundeten Dame fand er, am 21. November 1811, die Ruhe, die er

suchte: am Wannsee zwischen Potsdam und Berlin
Fagr er begraben.

Kleist's Ruhm wuchs nach seinem Tode und heute nehmen seine Dichtungen ihre feste Stelle ein in der Bildung des deutschen Volkes. In Berlin soll ihm nun die erste Statue errichtet werden. Es giebt nur ein originales Bild von ihm, ein Jugendbild, von Friedrich August Krüger in Berlin gezeichnet, das Kleist im April 1801 seiner Braut zum Abschied schenkte und über das er an sie schrieb: „Mögest Du das beifolgende Bild ähnlicher finden als ich. Es liegt etwas Spottisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte, er hätte mich ehrlicher gemalt — Dir zu gefallen, habe ich fleissig während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu geneigt war, so gelang es mir doch, wenn ich an

Dich dachte. Du hast mir so oft mit der Hand die Runzeln von der Stirn gestrichen, darum habe ich in dem Gemälde, wo es nicht möglich war, dafür gesorgt, dass es auch nicht nötig war. So, ich meine, so freundlich werde ich immer aussehen, wenn, wenn“ — Du die Meinige sein wirst. Das unsern Werke beigegebene Porträt ist eine Reproduktion dieses Originals, und es bleibt das Bedauern, dass kein zeitgenössisches Bild Kleist's Züge aus den letzten, reifen Lebensjahren festgehalten hat; nach einer (bisher nicht bekannt gegebenen) gleichzeitigen Schilderung Clemens Brentanos erschien er 1810 den Berliner Freunden als „frisch und gesund, ein untersezierter Zweihunddreissiger, mit einem erlebten runden, stumpfen Kopf, gemischt launig, kindergut, arm und fest“.

Reinhold Steig.

Ferdinand Freiligrath.

(Geb. am 19. Juni 1810 zu Demndorf, gest. am 18. März 1875 zu Garmisch.)
(Hierzu Bildnis No. 125.)

FERDINAND FREILIGRATH'S Dichternatur wurzelte — so sehr auf den ersten Blick seine farbenglühenden orientalischen und afrikanischen Balladen dem zu widersprechen scheinen — ausserordentlich fest im Boden seiner westfälischen Heimat. Wer näher zusieht, wird überrascht werden durch die grosse Familienähnlichkeit, durch die Gemeinsamkeit der Naturanschauung, durch die Einseitigkeit eines ausgeprägten eigenartigen Stiles, die bei den drei hervorragendsten westfälischen Dichtern dieses Jahrhunderts, bei Grabbe, Annette von Droste-Hülshoff und Freiligrath deutlich hervortreten. Ein kräftiges Wesen ist ihnen gleichmässig zu eigen, eine Freude an allerhand Schroffen und Eckigen, an kühner Derbheit, an harten und dunklen, zum Teil grotesken Formen. Sie lieben ein möglichst scharfes, schlagendes, neues Bild, ein knaappes und kurzes Wort, aber auch ein verworren-heimliches Reden in Sätzen und Ahrungen. Für das Schöne, Anmutige, Zierliche besitzen sie wenig Sinn. Umsonst reizt sie das ganz Individuelle und das Nichttypisch-Charakteristische, die treue, unverfälschte und ungeschmückte Wiedergabe der Natur, in welche sie sich mit der Inbrunst und Liebe der ihnen am nächsten verwandten niederländischen Klein- und Feinkunst versenken.

Das Vermögen plastisch-malerischer Darstellung, eine besondere Kunst der Beschreibung und Schilderung, eine eigenartige Verquickung dramatischer, epischer und lyrischer Elemente charakterisiert wie

die westfälische Poesie im allgemeinen, so auch die Freiligrath'sche Dichtung. Es ist eine in ihrem Wesen ganz und gar naturalistische Kunst, und so kam diese Poesie niedersächsisch-westfälischen Charakters in unserem Jahrhundert als die zeitlich früheste, welche auf die jüngst-naturalistische Bewegung in unserer Litteratur hinweist und als die älteste Vorläuferin der „Modernen“ angesehen werden muss. Auch in seinem persönlichen Wesen, als Mensch war Ferdinand Freiligrath der echte und ursprüngliche Sohn seines Heimatlandes und besass all die guten Eigenarten, die man an dem Westfalen rühmt: den Wahrheits- und Rechtsinn, Charakterstärke und grosse Unabhängigkeitsneigungen, eine derbe, feste und frohe Mäandlichkeit und anspruchslose Naivität. Aller Schein und alles Posenhafte war ihm so fremd wie nur möglich. „Seine ungläubliche Bescheidenheit und joviale anspruchslose Natürlichkeit“, schreibt der Sohn Justus Kerners, „fiessen keine Berühmtheit in ihm vermuthen . . . keine Spur von Koketterie bei ihm, kein schnelles, theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, alles nur unverfälschte Natürlichkeit, naturwichtige Geradheit, die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten, seinen Erfolgen sprach, so kindlich und ungezwungen, dass man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen inneren Schaffens, und doch lag in seinen Augen solche Wahrheit und Ehrlichkeit, dass man sich wohl be-

wusst war, er dichte nichts, was er nicht auch tief empfände. . . Bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre besuchte Freiligrath das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann ohne innere Neigungen in die kaufmännische Laufbahn ein. Abwechselnd war er in Stellung in Soest (1825—1831), Amsterdam (1831—1836) und Barmen (1836—1839). Eine früh-erwachte Schwärmerei des Knaben für die Schwester seiner Stiefmutter, Lina Schwesemann, die um zehn Jahre älter war als er, steigerte sich zur Liebe, und der Neunzehnjährige ging eine Verlobung ein, die jedoch, allzufrüh geschlossen, nach elfjährigem vielfach unergötzlichem Brautstand ein peinliches Ende nahm. In Ida Melos fand damals der Dichter die Gefährtin seines Lebens, die ihm den Mut gewinnen liess, die alten Fesseln zu zerreißen. 1838 erschien die erste Sammlung seiner „Gedichte“, farbenglühende Gemälde aus dem Orient, von kecker ungewöhnlicher Reinsprache, Erzeugnisse eines romantisch-wissen-

schäftlichen Realismus, in denen sich der Einfluss Victor Hugos verriet. Der Erfolg des Werkes, ein Jahrgelt Friedrich Wilhelms IV., veranlassten Freiligrath, dass er seine kaufmännische Stellung aufgab und ein freies Postenleben führte. Aber hineingerissen in die politische Bewegung der vierziger Jahre, ward auch er zum glühenden Sänger der Revolution. Er verzichtete auf seine Pension und flüchtete später, von der Reaktion vielfach verfolgt, 1851 nach London, wo er von neuem als Kaufmann sich ernährte, bis er im Jahre 1867 infolge der Amnestie nach Deutschland zurückkehren durfte, und ein Ehrengeschenk des deutschen Volkes seinen Lebensabend vor Sorgen schützte.

Der Krieg von 1870—71 weckte noch einmal den Dichter in ihm, und er verberlichte ihn durch einige Gedichte, die Freiligraths ganze Kraft und Eigenart besitzen. In Cannstatt ist er am 18. März 1870 gestorben.

Julius Hart.

Jean Auguste Dominique Ingres.

(Geb. am 15. September 1780 zu Montauban, gest. am 13. Januar 1867 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 155.)

Neben Ingres giebt es wohl keinen französischen Künstler, in dessen Werken mit gleicher Kraft, man könnte sagen, mit gleich grosser Einsichtigkeit, fast grausamer Härte zwei Charaktereigentümlichkeiten der gallischen Rasse zu Tage treten. Es sind strenge und konsequente Energie und scharfe Beobachtungsgabe.

Jean Auguste Dominique Ingres, geb. am 15. September 1780, kam 1796 in das Atelier Davids und ist wohl sein gelebtester, getreuester Schüler gewesen. Die Begeisterung für die Antike wurde weiterhin genährt durch jahrelange Aufenthalte in Italien, in Rom. Dort lebte er 1806—1804 und dann 1814—1841 als Direktor der französischen Akademie in Rom. Die Wogen der Romantik schlugen auch gewaltig an sein Lebensschifflein. Die Werke Raphaels begeisterten ihn oft genug und manche Anregung empfing er von ihnen. Sein langes Leben liess er nie ab von dem sorgfältigen Studium der klassischen Werke. In ihnen fasst nicht nur seine künstlerische Auffassung, sie mussten ihm oft genug die Motive für seine Kompositionen geben, denn er besass nicht wie sein grosser Schulgenosse bei David, Delacroix, eine reiche Phantasie. Die Empfindung ist die schwächste Seite seiner Kunst. Aber das, was ihm die Götter nicht als Geschenk in die Wiege gelegt hatten,

suchte er durch Arbeit und Energie gewissermassen zu ersetzen. Er besass eine ganz ausserordentliche Willenskraft und eine vorzüglich klare Anschauung. Wie mühsam beides immer und immer wieder in seinen Werken bewundern, aus denen ausserdem eine hohe Empfindung für die einfache, klassische Schönheit und ein feiner Geschmack sprechen.

Er, der Antipode des sprühenden, immer lebhaft empfindenden Kolocisten Delacroix, erscheint zwar diesem grossen Geist gegenüber spießbürgerlich, trocken, pedantisch, akademisch und empfindungslos kalt. Aber nehmen wir besonders seine Porträts, seine Studien und Zeichnungen für sich, welche grossartige Delikatesse und Ausdrucksfähigkeit der Linienführung, welche Kraft der Charakterisierung durch die Zeichnung und Stellung der Figur, welche Treue in der Wiedergabe des Modells, welche Lebhaftigkeit des Blickes! Die Mittel der Darstellung sind bei ihm immer zeichnerische, während er die Farbe vernachlässigte. Er modelliert ausserordentlich fein nur durch zarte Halbschatten. Einige seiner weiblichen Akte (eine Odaliske, Stratonike, die Quelle) sind von beinahe klassischer Schönheit. Lebte in seinen grösseren Kompositionen auch nichts von dem Idealismus der deutschen Romantiker, so verliert der Franzose doch nie den Boden der Wirklichkeit

unter sich. Das zeigen seine vorzüglichen Porträts, die zu den besten der Zeit gehören.

Sein langes arbeitsreiches Leben beschloss Ingres am 13. Januar 1827. Obgleich er als jahrelanger Direktor der Akademie zeitweise einen grossen Ein-

fluss besass — seine Schüler nannten sich Ingristes oder Dessinateurs — ist er den modernen Naturalisten unbekannt und ganz in Vergessenheit geraten. Seine Vaterstadt Montauban gründete aus seinem künstlerischen Nachlass ein Ingres-Museum.

Fritz Knapp.

Jenny Lind-Goldschmidt.

(Geb. am 6. Oktober 1821 in Stockholm, gest. am 2. November 1887 in Wynds Point bei Malvern in England.)
(Hörzu Bildnis No. 127.)

Während in der Eclatierung der musiklebenden Gesellschaft im Jahre 1840 die sieghafte Erscheinung der Henriette Sonntag noch lebendig stand, begann Jenny Lind als eine ihr ebenbürtige Gesangskünstlerin ihren Triumphzug durch aller Herren Länder. Sie war eine fein organisierte, poetische Künsterseele, welche ihre Stimme zum Medium edlen und weichen Empfindens machte. Ausser dem Bereich ihrer Individualität lag die Darstellung wohlender Leidenschaft; auf ihre weiche Natur waren Rollen mit zart weiblichem Sinn, Reinheit des Herzens, naturwahrer Sentiment und sanfter Anmut gestimmt; da legte sie die ganze Seele in ihren Gesang, der elegischen Hauch, trübsamerischen Wohlklang und lyrischen Duft ausströmte. Ihr kräftiger Sopran reichte vom untern G bis zum obersten E, einige Mittelstöne waren verschleiert, die verschiedenen Register stark; die glockenhellen hohen Töne hatten den Klang und das leichte Modulieren der Nachtigall, ihr mezzo voce den milden Ton der Aeolsharfe; die raschen Noten, legato oder staccato gesungen, röhren wie auf Sammet oder nähmen die Klarheit der Mandoline an; sie konnte die Stimme zu machtvoller Stärke anschwellen und wieder in einem zum Flüster sich verlierenden Pianissimo vibrieren lassen. Reizvoll wirkte auf die Hörer das Nachzittern eines Tones oder seine Verflüchtigung in feine Uebergänge; ihre Triller entzückten wie Vogelgezwitscher. Durch ihren Reichtum an Klangfarben setzte sie den Koloraturgesang in seelische Empfindungen um. Und wie die volle Durchgeistigung ihres Vortrags die Stimmung des Komponisten zum Hörer hinüberleitete, so verstärkte sie diese Macht durch die Mannigfaltigkeit pantomimischer, auf den Farbenton und die Temperatur des Gesangs gestimmter Ausdrucksmittel. Sowohl für die Bühnenwirkung, wie für den Eindruck im Konzertsaal war ihre persönliche Erscheinung ungemein sympathisch. Ihre schlankte, die Mittelgrösse wenig übersteigende Blondinengestalt, von schönem Ebenmass, gewann noch durch die einem angeborenem Schönheitsgefühl entstammende

Grazie ihrer Bewegung und Geste; ihr Angesicht mit graublauen Augen schien der Abglanz von Herzensreinheit und Sanftmut.

In dem Zeitraum von 1838 bis 1849, in welchem sie der Bühne angehörte, hat sie in 30 Opern gesungen. Zuerst die „Agathe“ in Stockholm; diese Lichtgestalt im Waldegrün voll glühigen Vertrauens, mit dem Hoffen und Zagen der liebenden Braut in ihrem ganzen Wesen nach des Komponisten Herzen auf der Bühne zu gestalten, war allezeit Ziel ihres Strebens. Im Jahr 1824 sah die Berliner Oper sie als „Norma“; in dieser milderte sie, ihrer Individualität gemäss, die furchtbare, leidenschaftliche Seite der Rolle, so dass damals Rollstab den Vergleich ihrer Auffassung und der einer andern Sängerin folgendermassen formulierte: „Man befre vor der Norma der Pasta und man befre mit der Norma der Lind“. Als „Marie, die Regimentstochter“, entzückte unsere Primadonna durch frische Originalität, in der „Nachtwandlerin“ verlieh sie ihrer Rolle „Amina“ dadurch auch Eigenart, dass sie für jede der beiden Sphären, in denen sich deren Doppeldasein bewegt, eine eigne Situation hatte: dem Tagleben gab sie den voll aufsteigenden Ton von klingvollem Metall, dem Nachtwandler eine künstlich umförmte Stimme, die wie im Traume zittert und flüstert. Der weitere Kreis ihrer Hauptrollen setzte sich aus der „Lucia von Lammermoor“, der „Vestalin“, „Valentine“ (Hagenotten), „Alice“ (Robert der Teufel), „Donna Anna“ (Don Juso), „Susanne“ (Figaros Hochzeit), „Pamina“ (Zauberflöte), „Vielka“ (Feldlager in Schlessien), „Euryanthe“ und „Julia“ (die Capuletti und Montecchi) zusammen.

Gleich der Henriette Sonntag und der Wilhelme Schroeder-Devrient ist unsere Sängerin schon in frühem Alter in Kinderrollen aufgetreten. Als man auf ihr gesangliches Talent aufmerksam wurde, erhielt sie an der Stockholmer Theaterschule Unterricht. Nachdem sich ihr durch den grossen Erfolg als „Agathe“ am 7. März 1838 in Stockholm eine glänzende Aussicht eröffnet hatte, setzte sie ihre in der Heimatstadt

bei den Musikern Berg und Lindblad begonnenen Studien 1829 in Paris bei Garcia fort. Hier tritt infolge von Ueberanstrengung eine Krisis in ihr Leben: ihre Stimme verliert die achtsame Klangfarbe, aber nach längerer Ruhepause gewinnt sie dieselbe wieder, dazu Festigkeit und Beweglichkeit. Von sich selbst sagt sie aus dieser Zeit, „sie singe nach dem Gesang der Vögel, niemals nach Methode.“ Nun beginnt ihr Wanderleben durch Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es war erklärlich, dass eine Natur, wie die ihrige, nicht so fest dem Bann des Theaters verfallen konnte, wie so viele andere Künstlerinnen vor ihr und nach ihr. Im Jahre 1839 schon nimmt sie in der Rolle der „Alice“ in London Abschied von der Bühne. Nachdem sie 1849 sich als Konzertsängerin von Barma durch Amerika hätte führen lassen, ging sie 1852 in Boston mit dem Pianisten Otto Goldschmidt aus Hamburg die Ehe ein. Von nun an singt sie

nur zu Wohltätigkeitszwecken im Konzert oder im Oratorium. Dabei bevorzugt sie Schubert, Schumann und Mendelssohn, ihre Spezialität ist aber das schwedische Volkslied in seiner weichen melodischen Muttersprache und mit dem von Melancholie überhauchten Tonklange der skandinavischen Stimme. Zum letzten Mal hat sie 1870 in Düsseldorf in dem Oratorium ihres Gatten „Ruth“ gesungen. Ihren Lebensabend verlebte sie in England bei Malvern.

Von ihrer grossen Wohlthätigkeit liefern viele erhebliche Kapitalbeiträge zu nützlichen Stiftungen und die mit 500000 Francs dotierte Stiftung einer Erziehungsanstalt für unbemittelte Töchter in Stockholm Zeugnis. Kind armer Eltern, hat sie sich anspruchslos im Glanze des Daseins, im Strudel des Lebens sich die Lauterkeit des Charakters bewahrt. In der Westminster-Abtei wurde am 20. April 1894 ihre Büste am Denkmal Haendels aufgestellt.

Georg Burgfeldt.

Franz Schubert.

(Geb. am 31. Januar 1797 zu Lichtenthal bei Wien, gest. am 19. November 1828 zu Wien.)

(Hierzu Bildnis No. 128.)

Die Vorfahren Schuberts gehörten dem Bauernstande an und waren ursprünglich in der Gegend von Neisse in Oesterreichisch-Schlesien zu Hause. Der Vater des Komponisten ist zu Neudorf in Mähren geboren, wohin die Familie im vorigen Jahrhundert übersiedelt war. Er widmete sich dem Schullehrerberuf, ging zur Ausbildung zu seinem älteren Bruder nach Wien und erhielt dort eine Anstellung an der Pfarzschule „Zu den heiligen vierzehn Nothelfern“ des Sprengels Lichtenthal in der Vorstadt Himmelpfortgrund. In früher Jugend verheiratete er sich mit Elisabeth Fitz, einer Schlesiernin, die in Wien als Köchin in Diensten stand. Von den 14 Kindern dieser Ehe blieben 5 am Leben, 4 Söhne, von denen Franz Peter (geb. 1797) der jüngste war. Die wunderbare musikalische Begabung des kleinen Franz zeigte sich schon bei dem ersten Klavier- und Violinunterricht, den ihm der Vater selbst, unterstützt von den beiden ältesten Söhnen, erteilte. Infolgedessen wurde der Knabe dem regenschori Michael Holzer zur weiteren Ausbildung überwiesen; doch auch dieser erklärte nach kurzer Zeit, ihn nichts mehr lehren zu können. Während nun Schubert, ohne Führen, sich selbst überlassen, heranwuchs, betätigte er sich bereits als Solosänger beim Gottesdienste, spielte in dem kleinen Kirchenorchester mit und fingierte sogar vertrennungsweise

an der Orgel. Seiner sich prächtig entwickelnden Sopransstimme verdankte er dann die Aufnahme als Sängerknabe in die kaiserliche Hofkapelle. Damit verbunden war zugleich ein Stiftpplatz im Stadtconvict, das die Regierung im Jahre 1802 zur Aufnahme von Schülern, die ein Staaatstipendium bezogen, errichtet hatte. So sah sich der Vater, der die Seinen nur kümmerlich ernähren konnte, der Sorge für den Knaben entbunden.

Volle fünf Jahre, von seinem zwölften bis zum siebzehnten, verlebte Schubert in diesem Convict. Die Musikübungen, die neben den wissenschaftlichen Elementen eifrig und mit gutem Erfolge betrieben wurden, gewannen für die Fortbildung und Befruchtung seines Geistes eine grosse Bedeutung. Die Schüler der Anstalt bildeten ein vollständiges Orchester, und ihre Aufführungen genossen in Wien einen wachsenden Ruf. Hier lernte der Knabe mitwirkend Haydn und Mozart und die ersten Symphonien Beethovens kennen, hier wurden ihm Anregungen zu teil, die bald auch den schlummernden Trieb zur eigenen Produktion in ihm erweckten. Im übrigen war der Aufenthalt in dem düsteren Gebäude ein freudloser. Die Schüler wurden streng und lieblos gehalten, die Bekräftigung war, wie sich aus mannigfachen Klagen erhaltener Briefe und Tagebücher ergibt, eine überaus dürftige.

— 100 —

Schuberts Lehrer waren um diese Zeit Wenzel Ruzicka, der Klaviermeister der Anstalt, und der Hofkapellmeister Salieri, auf dessen Unterweisung der Lernbegierige grossen Wert legte. Salieri scheint jedoch die Beförderung seines genialen Züglings nicht erkannt zu haben; wenigstens that er später, als Schubert sich um eine Lebensstellung bemühte, nichts, um ihm das Fortkommen zu erleichtern. Seit etwa seinem elften Jahre hatte Schubert, wie sein Freund und Convictgenosse Josef von Spaun erzählt, auf eigene Hand Kompositionsversuche unternommen; heimlich, denn von einer Musikerkarriere wollte der Vater nichts wissen. Sein erstes Lied — Hagar's Klage — schrieb er am 30. März 1811, offenbar angeregt durch Zumsteeg, dessen Werke er im Convict kennen gelernt hatte. Der Stuttgarter Komponist, der in der Behandlung der Liedform die Mitte zwischen den norddeutschen und den Wiener Tonsetzern einnahm, in seinen Balladen aber neue Bahnen betrat, ist überhaupt auf den jungen Schubert unzweifelhaft von entscheidendem Einfluss gewesen. Bei ihm finden sich bereits Ansätze zu der bei aller Geschlossenheit reichen Form, zu der Stimmungsmalerei der Begleitung und zu der fast dramatischen Knappheit des Ausdrucks, durch die später unser Meister seine grössten Wirkungen erreicht hat. Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes im Convict war Schubert nach den verschiedensten Richtungen von erstaunlicher Produktivität. Viele Lieder, Messen, Opern, Sonaten und Symphonien, die er später alle wieder verrichtet hat, spielte er schon damals seinem Freunde Spaun vor. Die Hauptschwierigkeit bestand für ihn darin, Notenspapier zu erhalten. Seine Armut erlaubte ihm nicht, sich welches zu kaufen; so nahm er, was er fand, und zog sich die Linien systeme selbst.

Im Oktober 1813 verliess Schubert, sechzehn Jahre alt, das Convict und trat, um der Konsekrition zu entgehen und zugleich den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, als Lehrer in dessen Elementarschule. Aber schon 1816 gab er die ihm drückende Stellung auf und lebte fortan ganz seinem eigenen Schaffen. Sein Talent hatte sich nun doch, wenn auch vorläufig nur in der engsten Umgebung, zur Anerkennung durchgerungen. Der Vater stand seinen Wünschen nicht mehr entgegen und liess ihm gewähren. Schon 1814 waren Lieder wie „Gretchen am Spinnrad“ und „Schäfers Klage“ entstanden, ganz besonders reich aber war der künstlerische Ertrag des folgenden Jahres. Obgleich er damals noch in amtlicher Thätigkeit war, hat Schubert 1815 nicht weniger als 6 Singspiele und Opern, zwei Messen, eine Symphonie, 4 Sonaten, eine Menge anderer Klavierstücke und über 140 Lieder geschrieben, darunter den „Erlkönig“ (gedruckt 1821), der mehr

als alles andere seinen Ruhm verbreitet hat. Für einige der wichtigsten und bekanntesten Kompositionen Schuberts mögen hier gleich die Daten ihrer Entstehungszeit folgen: der „Wanderer“ fällt in das Jahr 1816, die (unvollendete) H-moll-Symphonie in das Jahr 1821; 1823 entstanden die „Müllerlieder“; 1827/28 wurde die „Winterreise“ geschrieben, 1828 der „Schwanengesang“ und die grosse C-dur-Symphonie. Zunächst gelang es Schubert nicht, für seine Werke Verleger zu finden; unbekannt, ohne einflussreiche Freunde, lebte er in den drückendsten Verhältnissen. Erst 1821 thaten sich einige Gönner zusammen, um ihm aus der Veröffentlichung seiner Lieder eine Einnahmequelle zu erschliessen. Als opus 1 erschien der „Erlkönig“. Damit war die Bahn gebrochen, und die Verleger übernahmen nun nach und nach, wenn auch nicht mit allzuviel Vertrauen und für höchlich geringe Honorare, andere seiner Kompositionen. Wovon Schubert bis dahin gelebt hatte, ist, da er in Wien keinerlei Stunden gab, noch nicht aufgeklärt. Das Dasein, das er führte, war ein gleichförmig geregeltes. Die Vormittagsstunden, gewöhnlich bis 2 Uhr, verbrachte er komponierend am Schreibtisch; dann zog es ihn ins Freie, und die Abende waren dem geselligen Verkehr gewidmet. Unser Meister hatte das Glück, Freunde um sich zu sehen, bei denen er Teilnahme und Anregung fand, und die mit aufrichtiger Verehrung an ihm hingen. Männer wie Franz von Schober, Mayrhofer, Hübenbrenner, Moritz von Schwind, E. von Bauernfeld, Grillparzer, Schott von Carolsfeld, Franz Lachner u. a. gehörten diesem Kreise an. Obwohl der Jüngste, war Schubert doch der Mittelpunkt der fröhlichen Zusammenkünfte, die bei den Freunden geradezu den Namen „Schubertiaden“ führten. Bedeutungsvoll für den Komponisten wurde seine Bekanntschaft mit dem Sanger Michael Vogel. Dieser brachte seinen Liedern ein reges Interesse entgegen, und durch seine Stellung in der Kunstmwelt Wiens konnte er häufig zu ihrer Verbreitung beitragen. Mehrmals nahm er Schubert, der ihm auch sonst mancherlei Vortheile verdankte, auf seinen Reisen mit und besuchte mit ihm gemeinschaftlich das Salzkammergut, Ober-Oesterreich und Gastein.

Eine weitere Unterbrechung erfuhr die Eintätigkeit des Wiener Lebens durch zwei Reisen, die Schubert im Sommer 1818 und 1824 nach Zeltész in Ungarn unternahm, wo er vorübergehend in der Familie des Grafen Johann Esterházy die Stelle eines Musiklehrers bekleidete. Aeusserlich war diese Zeltész Zeit die heuglichste seines Lebens, da er zum ersten Mal materiell sichergestellt war; innerlich jedoch fühlte er sich in dem prächtigen Hause und seinem Anhang recht wenig glücklich und sehnte

sich zurück nach Wien. Die oft romantisch ausgeschmückte Geschichte seiner Liebe zu der jungen Komtesse Karoline ist durch die auf Thatsachen und hriehliche Dokumente gestützten Publikationen Max Friedländers auf ihr richtiges Mass zurückgeführt. Hoch sind dagegen die musikalischen Eindrücke zu veranschlagen, die der Tondichter seinem Aufenthalt in Zeltész verdankte; die ungarischen Nationalklänge spielen hinfort in seiner Musik eine bedeutsame Rolle und sind durch ihn recht eigentlich in die höhere Kunstmusik eingeführt.

Die folgenden Jahre wurden dem Meister wieder durch drückende Sorgen getrübt und verbittert. Wohl hatten seine Lieder und Klavierstücke über die Grenzen Wiens hinaus Verbreitung gefunden und dem Komponisten einige Berühmtheit verschafft; einen pekuniären Vorteil aber wusste er nicht daraus zu ziehen. Die letzte Zeit fühlte sich Schubert angegriffen und war düster gestimmt wie die Lieder der Winterreise, an denen er arbeitete. Auch für ihn war es nach kurzem Frühling, nach wenigen Sonnenblicken Winter geworden. Ein schweres Nervenleiden warf ihn aufs Krankenlager; doch nicht lange wahrte es, und der Tod entrückte ihn, am 19. November 1828, allen Leiden.

Schuberts Charakter wird als zart und tief-fühnd geschildert, sein Benehmen zurückhaltend

und nur zu bescheiden. Er war festen, gedrun-genen Körperbaues; sein Aeußeres, nach dem Ausdruck seines Freundes Spau, weder hässlich noch schön zu nennen. Sobald er freundlich sprach oder lächelte, waren seine Gesichtszüge voll Anmut, und wenn er voller Begeisterung, gühnd vor Eifer, arbeitete, so erschien er gehoben und geradezu schön.

Eine Würdigung des Komponisten, seiner Eigenart und seiner Bedeutung für die Kunst ist nicht in wenige Zeilen zu fassen; die Liebe, die sich gerade Schubert wie kein anderer im Herzen aller Musikfreunde erobert hat, lässt sie auch fest überflüssig erscheinen. Die Leichtigkeit seines Hervorbringens, die Schönheit und Fülle seiner Melodien sind sprich-wörtlich geworden. Fehlte es ihm auch zuweilen an der vollen Beherrschung seines Reichthums, so vermog doch die Erkenntnis dieses Mangels unserer Be-wunderung keinen Abbruch zu thun. Dass zu seinen Lebzeiten die Zahl seiner Verehrer keine allzugrosse war, erklärt sich daraus, dass der Schwerpunkt seines Schaffens im Liede lag. Das Lied aber war zu Be-ginn des Jahrhunderts noch nicht konzertfähig, es blieb noch auf das Haus und die Familie beschränkt. Das hat sich geändert. Wie feiern in Schubert gerade den Begründer des modernen Kunstliedes, den unübertroffenen Meister des Liedes überhaupt.

Leopold Schmidt.

Ferdinand Christian Baur.

(Geb. am 21. Juni 1792 in Schmiedeln bei Stuttgart, gest. 1. Dezember 1860 zu Tübingen.)
(Hierzu Bildnis No. 196.)

Unter den Männern, die für die Theologie des 19. Jahrhunderts massgebend geworden sind, steht nächst Schleiermachers F. C. Baur obenan. Sein Aeußeres Leben verlief so einfach, dass es sich, ähnlich wie das Kants, in wenigen Sätzen erzählen lässt. Als Sohn eines evangelischen Pfarrers in Schmiedeln, nahe bei Stuttgart, am 21. Juni 1792 geboren, ist der Knabe und Jüngling im elterlichen Hause an gewissenhafte Arbeitsamkeit und einfache regelmäßige Lebensführung fröhlich gewöhnt worden und heran-gewachsen unter der strengen Zucht der Klosterschulen zu Blaubeuren und Maulbronn und des Stiftes zu Tübingen. Langsam und stetig vollzog sich seine geistige Entwicklung; beim Abgang von der Universität teilte er nach ganz den in Tübingen damals herrschenden Standpunkt des „rationalen Supernaturalismus“. Mit 25 Jahren wurde er Professor an der Klosterschule zu Blaubeuren. Hier war es, wo zuerst die Schwingen seines Geistes sich

zu entfalten begannen. Der Begeisterung des Lehrers für die ideale Welt des klassischen Alterthums entsprach die dankbare Verehrung und Lernbegier seiner Schüler, unter denen die später berühmt gewordenen Namen Strauss und Fr. Vischer sich befanden. Unter dem anregenden Verkehr mit Schülern und Kollegen und aus dem Studium der damals epochemachenden Glaubenslehre Schleiermachers gewann Baur mehr und mehr den freien Blick für die geschichtliche Betrachtung und Vergleichung der verschiedenen Religionen. Aus diesen religionsphilosophischen Studien entsprang sein erstes Werk: „Symbolik und Mythologie“, in dem er den idealen Gehalt der Mythen nach Schelling-Creuzerscher Methode zu erklären suchte. Dieses Werk lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf den geistreichen und gelehrten Forscher und veranlasste seine Berufung auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Universität Tübingen (1826). Hier hat Baur ununterbrochen bis

zu seinem Tode am 2. Dezember 1860 gewirkt und als Lehrer und Schriftsteller den tiefgehendsten Einfluss auf die Fortbildung der theologischen Wissenschaft ausgetübt.

Baur war zum Historiker geboren: eine ungeheure Arbeitskraft, ein vorzügliches Gedächtnis, ein scharfer, kritischer Verstand und eine genaue Gabe der Kombination und Intuition, die in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die leitende Idee erschaut: das war seine Ausrüstung zum Beruf des theologischen Kritikers und Historikers. Ausgebildet wurde aber diese Anlage durch das Studium der Schleiermacherschen Theologie und Hegelschen Religionsphilosophie; von jenem lernte Baur die Religion verstehen als eine nicht von äusseren Offenbarungen, sondern aus der Tiefe unseres eigenen sittlichen Geistes entströmende und psychologischen Gesetzen unterliegende Erscheinung; von Hegel aber lernte er den Begriff der gesetzesässigen Entwicklung, diesen Angelpunkt des modernen Denkens, auf die Gesamtgeschichte der Religion, einschliesslich der christlichen, anzuwenden, und diese damit dem vernünftigen Erkennen zugänglicly zu machen.

Seine Werke erstrecken sich auf drei Gebiete: 1. Dogmengeschichte und Symbolik (vergleichende Darstellung der kirchlichen Bekenntnisse). 2. Kritik der neutestamentlichen Schriften und 3. Kirchengeschichte. In den dogmengeschichtlichen Werken („Das manichäische Religionssystem“ 1831, „Die christliche Gnosis“ 1835, „Lehre von der Versöhnung“ 1838, „Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung“, 3 Bde, 1841–43, „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ 1847) sucht er zu zeigen, dass die christlichen Dogmen weder übernatürlich geoffenbart noch willkürlich erdichtet, sondern der jeweilige Ausdruck des sich gesetzässig entwickelnden christlichen Selbstbewusstseins seien, dass also auch ihren abstrustesten Formen eine verblüffende Idee, eine relative Wahrheit zu Grunde liege, die zu ihrer Zeit ebenso berechtigt war, wie sie es heute freilich nicht mehr ist, da der religiöse Geist jenen Anfangsstufen entwachsen und zur Klarheit über sein wahres Wesen gekommen ist. In der gegen seinen katholischen Kollegen Möhler gerichteten Schrift: „Der Gegensatz des Katholizismus und Protestantismus“ (1833) vertheidigte er das höhere Recht des protestantischen Glaubens, den er freilich in einer vom Buchstaben der Bekenntnisschriften stark abweichenden Weise identifizierte gegen die Angriffe des katholischen Dogmatikers.

Epochenmachender als diese dogmengeschichtlichen, wurden die neutestamentlich-kritischen Arbeiten Baus, die zusammengefasst sind in den drei Werken: „Paulus, der Apostel Jesu Christi“

(1845), „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältnis zu einander, ihren Ursprung und Charakter“ (1847) und in der auf Grund von Vorlesungen nach Baus Tod herausgegebenen „Neutestamentlichen Theologie“. Durch diese Schriften hat Baur ein ganz neues Verständnis der Anfänge des Christentums erschlossen. Hatte man früher gemeint, dass unter sämtlichen Aposteln wesentliche Unbereinstimmung über den christlichen Glauben herrschte, so hat Baur aus den paulinischen Briefen, unter welchen er nur die an die Galater, Korinther und Römer als echt anerkannte, nachgewiesen, dass Paulus mit seiner Auffassung des Christentums als einer vom jüdischen Gesetz freien, auch die Heiden umfassenden Weltreligion von Anfang ganz isoliert dastand und zeitweilen einen harten Kampf gegen die jüdische Gesetzlichkeit der ästesten Gemeinden und ihrer Apostel zu führen hatte, — ein Gegensatz, der erst in der nachapostolischen Zeit sich allmählich zur allgemeinen Kirche ausglich. Die Spuren dieses Kampfes und seiner Vermittlung fand Baur in den neutestamentlichen Schriften niedergelegt, von denen er die meisten in das zweite Jahrhundert herabsetzte, insbesondere auch die unter den apostolischen Namen Petrus, Jacobus und Johannes überlieferten Schriften, ausgenommen die joh. Apokalypse. Von diesem Verständnis des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters aus suchte dann Baur auch über die Evangelien zur Klarheit zu kommen. Er hatte es schon gleich nach dem Erscheinen von Strauss' „Leben Jesu“ als dessen empfindlichsten Mangel bezeichnet, dass es eine Kritik der evang. Geschichte gebe ohne eine Kritik der Quellen dieser Geschichte, und dass es ebendeshalb nur zu negativen Resultaten gekommen sei, ohne auch eine positive Rekonstruktion der Geschichte geben zu können. Diesen Mangel wollte er ergänzen. Und zwar setzte er zu diesem Zweck den Hebel seiner Kritik an dem Punkte an, der bisher immer die meisten Schwierigkeiten bereitet hatte: am johanneischen Evangelium. Durch eine meisterhafte Analyse desselben zeigte er, dass es nicht ein Geschichtswerk von der Hand des Apostels sei, sondern die Lehrschrift eines Theologen des zweiten Jahrhunderts, der seine aus dem Alexandrinismus stammenden mystisch-speculativen Ideen in die Form einer Biographie Jesu gekleidet habe, um dadurch seiner vergeistigten Ansicht von Christus und dem Christentum Eingang in die Kirche zu verschaffen. War hiernach dieses Evangelium nicht mehr zu benutzen als Quelle für das Leben Jesu und die Anfänge der Gemeinde, so war es dafür ein höchst wertvolles Zeugnis für die spätere Entwicklung der Kirche des zweiten Jahrhunderts. Dasselbe nahm Baur wenigstens teilweise auch von

den andern Evangelien und der Apostelgeschichte an, sofern auch an ihrem Inhalt immer wohl unterschieden werden müsse zwischen dem, was aus dem Bewusstsein der Verfasser und ihrer Zeit stamme, und dem Ursprünglichen und wirklich Geschichtlichen. — Diese Methode der Baur'schen Quellenkritik war zwar nicht absolut neu, denn auf dem Gebiet der ausserbiblischen Litteratur war sie längst üblich; man denke an die Wolf'sche Kritik der homerischen Gedichte und an Niebuhr's Kritik der römischen Urgeschichte. Aber Baur's grosses Verdienst war es, diese allein wissenschaftliche Methode auch auf die neutestamentlichen Schriften erstmals angewandt, und dadurch festen Boden für die Erforschung der Anfänge des Christentums geschaffen zu haben.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens verwandte Baur zur Ausarbeitung seiner Kirchengeschichte, von der er die zwei ersten Bände (alte Kirche) noch selbst veröffentlichte, den dritten (Mittelalter) druck-

fertig hinterlassen hat, während die zwei letzten Bände nach seinem Tod auf Grund von Manuskripten von Freunden herausgegeben wurden. Dieses Werk enthält die reifste Frucht seiner rastlosen Lebensarbeit. Ganz in der Weise der Ranke'schen Geschichtsschreibung wird hier die Geschichte der Kirche als eine organische Entwicklung gezeichnet, in der alles Einzelne mit einander und mit dem allgemeinen Kulturleben der Zeiten aufs engste zusammenhängt und die mannigfaltigen Erscheinungen jedes Zeitalters von gewissen leitenden Ideen beherrscht sind. Die Rechtfertigung dieser Behandlung hat Baur in den Schriften über „Die Epochen der kirchlichen Geschichtsschreibung“ (1852) und über „Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart“ (1859) in sehr einleuchtender Weise erörtert, die wohl geeignet ist, die gegnerischen Angriffe in den Augen jedes Unbefangenen zu entkräften. So lange es eine wissenschaftliche Theologie giebt, wird Baur als ein Meister und Pfänder in derselben gelten.

Otto Pfleiderer.

Buonaventura Genelli.

(Geb. am 28. September 1798 zu Berlin, gest. am 13. November 1868 zu Weimar.)

(Hierzu Bildnis No. 156.)

BUONAVENTURA GENELLI, geboren am 28. September 1798 in Berlin, entstammt einer alten italienischen Künstlerfamilie, die schon seit verschiedenen Generationen im Norden weilte. Früh zum Künstler bestimmt, erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater, der Maler war, und kam dann auf die Akademie. Einen grossen Einflus gewann auf ihn sein Onkel Christian Genelli, ein bedeutender geistreicher Architekt. Auf den schönen Jüngling wurden bald Gönner und Gönnerinnen aufmerksam, und so erhielt er 1822 ein Stipendium nach Rom.

Mit freudvoller Begeisterung eilte er zu diesem damaligen Kunstzentrum der Welt. Floss ja italienisches Blut in seinen Adern, und fand doch der begabte Maler die Elite der Künstler, der Klassizisten wie Romantiker, dort. Rom wurde seine zweite Heimat, und bald fand er einen Kreis. Er zog in das „Elysium“ ein, wo er sich besonders am Koch und den Maler Müller anschloss, während der schon verstorbene Gerstens mit seinem reinen klassischen Empfinden ihn am meisten anzog. Gross war der Eindruck, den er auf die dortigen Künstler-Originalen machte durch seine körperliche Kraft und Schönheit, die lebhaft funkeln Augen unter der

vertretenden hohen Stirn und besonders durch seine geistsprühende Unterhaltung.

Aber leider bündigte er zu wenig seine mächtige Kraft und liess seiner glühenden Phantasie in dieser schrankenlosen Freiheit zu sehr die Zügel schliessen. Wohl entwarf er einige seiner schönsten Kompositionen, aber die Maltechnik vernachlässigte er so sehr, dass er, 1832 von Dr. Haertel zur Ausmalung eines Speisesaales nach Leipzig berufen, die Arbeit aufgeben musste, da er nicht al fresco malen konnte. Nach diesem Misserfolg zog er, nachdem er eine prächtige Frau gefunden, 1836 nach München, wo er, in traurigen Verhältnissen lebend, sehr thätig war und seine bekannten Cyklen entwarf: Das Leben einer Hexe — eines Wüstlings — eines Künstlers, Zeichnungen zu Dante u. s. Aus materieller Not rettete ihn die Berufung nach Weimar 1850. Diese Zeit bis zu seinem Tode, am 13. November 1868, verwendete er, die alten römischen Kompositionen in Oel auszuführen, zum Teil im Auftrag des Grafen Schack in München. Der Raub der Europa, Herkules, Musagetes, Bacchus unter den Muses, seien genannt.

Genelli lebte vielleicht nie keiner ganz auf in der alten Griechenwelt. Für das Nackte, die Form, für die schöne Linie, die Komposition besass er eine

ausserordentlich feine Empfindung, dies Gefühl, das ihm als Italiener angehören war. Aber das, was reinem seiner grossen Ahnen fehlte, die Begeisterung für die sinnliche, umgebende, wahrhaftige Natur, jene hohe Naivität, das alles besass er nicht. Jedoch das Ueberstänliche in der Auffassung ist vielleicht nicht ihm, sondern der ganzen Zeit, in der er

lebte, zum Vorwurf zu machen. Wir Modernen, die Impressionisten, verstehen ihn nicht mehr. Und doch, welche Ethos, welche Reifeität, welches hohe, ideale Streben voll wilder Begeisterung sprechen aus seinen fein geführten Linien, den schönen Kompositionen und, vielleicht für manchen verständlicher aus seinen Briefen!

Fritz Knapp.

Ludwig Schwanthaler.

(Geb. am 26. August 1802 zu München, gest. am 14. November 1850 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 13.)

Die Schwanthaler stammen aus Ried im Innviertel, wo selbe schon seit dreihundert Jahren der Bildhauerei oblagen. Franz Schwanthaler, geboren 1766, übersiedelte 1783 nach München; hier schuf er eine Reihe von Denkmälern und Statuen, von denen sich viele erhielten. Sein Sohn Ludwig Schwanthaler absolvierte das Gymnasium und erwarb eine vorzügliche Bildung, die er nach später noch zeitweilig erweiterte. Die Erzeugnisse der jungen Romantiker hatten auch diesen Feuergeist für den Zauber der mittelalterlichen Poesie und Kunst geweckt; er zeichnete Burgen und Ritter, die Gestalten der deutschen Heldensage verkörperten sich zu plastischen Gruppen und Bildern; der Nachklang der Freiheitskriege erfüllte seinen Geist mit kühnen Plänen. Er beschloss Schlachtenmaler zu werden, arbeitete an einem Brande von Moskau, an einem Rückzuge der französischen Armee, sammelte Studien nach dem Leben, nach allen Waffen, Wagen und Pferden. Das brachte ihn, als er schon 1818 die Akademie bezog, mit der dort herrschenden Richtung in Konflikt; er verliess diese Anstalt, da nach dem Tode des Vaters (1820) die Erhaltung und Leitung der Bildhauerwerkstätte und die Sorge für Mutter und Schwester auf ihn fiel. Er lieferte Grabdenkmäler, Büsten und Stuckaturarbeiten und übte sich im Modellieren von Pferden, wozu die Königliche Reitschule das beste Material bot. So erregte er die Aufmerksamkeit des König Max I. und dieser übertrug die Antertigung eines reichverzierten Silber-Service mit Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroensage an Schwanthaler. Viele Szenen waren schon modelliert, in Silber gegossen und ciselirt, als das Ableben des hohen Bestellers (1825) den Auftrag unterbrach. Dafür nahm der jugendliche, kunstbegeisterte König Ludwig I. den Künstler in besondere Affektion; Schwanthaler erhielt in den Räumen der Glyptothek die plastische Dekoration mit

kleinen Reliefs, in welchen seine schaffende Phantasie sich neuerdings bewährte, nachdem Schwanthaler schon 1824 zu den Fresken am Giebel des K. Hoftheaters ein Projekt „Apollo mit den neuen Mosen“ (1827 in Mosaik-Technik erneuert) entworfen hatte. Für den Tanzsaal des Herzog-Max-Palais modellirte Schwanthaler einen 44 m langen Fries mit der Mythe des Bacchus. Inzwischen war Schwanthaler zweimal nach Rom gegangen; hier entstanden einige Gruppen zum Giebel des Walhalls und viele Zeichnungen zur Ausschmückung der Neuen Residenz. Der Kreis seiner Thätigkeit wurde 1835 noch erweitert durch seine Ernennung zum Professor an der Akademie; infolge davon musste Schwanthaler sich mit Gehilfen und Schülern (darunter sein Vener Franz Xaver Schwanthaler 1799-1854) behelfen, mit welchen er jede übermässige Zahl von Werken auszuführen vermochte, womit die Huld seines königlichen Meccos ihn überhäufte. Was sein gleichsam improvisierender Genius erfand und mit flüchtigem Griffel hinstreichend gestaltete, genöthigte, um eine Schaar von Malern, Plastikern, Erzgiessern und Technikern voll auf in Thätigkeit zu versetzen. Aus dem Born der deutschen Dichtung erfrischte er immer wieder seinen Geist; so modellirte Schwanthaler die im grimmen Speerkampf zusammenstossenden Recken des Hildebrand-Liedes, ebenso das schöne Relief „Siegfried“ (als „St. Georg“ gestochen von Amster 1834), gruppirt die „Nibelungen“ zu einem Tafelaufsatz für den Kronprinz Maximilian und beschloss, wenn „Frau Saelde“ ihm hold verbleibe, eine ganze „Burg“ zu bauen, ein Gelöbnis, welches er vor dem Ende seines Lebens mit dem an der Luft liegenden Schloss „Schwanegg“ erfüllte. Dann entwarf er in feinen Umrissen, mit echt hellenischem Stillegefühl die Zeichnungen zu Hesiods „Theogonie“, zum „Argo-nautenzug“, zum „Schild des Herakles“, zu den Dramen des Aechylus und Sophokles, zu den Ko-

— 165 —

mödien des Aristophanes, welche König Ludwig I. in der Neuen Residenz durch Leopold Schulz, Hiltensperger u. a. maßen liess. Den Thronsaal verzierte Schwanthaler mit Reliefs zu Pindars Gesängen uoa mit Szenen aus den olympischen und pythischen Spielen. Für einen andern Saal modellierte er einen 48 Meter langen Fries mit den „Mythen der Aphrodite“ (gestochen von Stöbli und Schütz 1839) und zeichnete einen Cyclus von 90 Kompositionen zur „Odyssee“. Im Kaisersaal des Barbarossa modellierte Schwanthaler über Schnorr's Wandbildern einen 50 Meter langen Fries (gestochen von Amster 1840). Zu den „Befreiungskämpfen der Griechen gegen die Türken“ entwarf Schwanthaler 16 Kompositionen, welche König Otto im Schlosse zu Athen durch Scherer, Ulrich Halbreiter u. a. in grossen Wandbildern maßen liess. Für die „Walhalla“ bei Regensburg masselte Schwanthaler die Giebelgruppen, darstellend die Kämpfe Armiu's gegen die Römer und die Siege der Deutschen über den weischen Imperator; für das Innere die kolossalen „Walkyren“ und eine Anzahl Büsten berühmter Männer. Ebenso war der ganze Giebelschmuck zu Ziehländs „Kunstaustellungsgebäude“ das Werk Schwanthalers, welcher auch das 19 m hohe Modell der „Bavaria“ (vor der „Ruhmeshalle“ auf der Theresienhöhe, in Erz gegossen von F. von Miller) lieferte. Daran reiht sich eine Anzahl von Statuen, darunter das Marmorbild des Kaisers Rudolf (Donn zu Speyer), die Modelle zu den 12 kolossalen Abnenbildern (im Thronsaal der Residenz, gegossen von Söglmayer und Miller), zum Mozart-Denkmal (in Salzburg), der Dichter Goethe (Frankfurt) und J. P. Richter (Bayreuth), des Grafen Filly und des Generals Wrede, des Freiherrn von Kreitmayer (München), des Johann Bernadotte (Norrköping in Schweden), insgesamt durch Söglmayer und Miller in Bronze gegossen. Dazu kamen 12 Statuen mit slavischen Königen für A. Veith's Projekt zu einer „Böhmisches Walhalla“ (Slaven) in Prag; der „Brunnen mit der Aestria“ (Wien), die Standbilder an der Ludwigskirche in München, die Skizzen zu den alten Weltweisen vor der Bibliothek und die Statue Herzog Albrecht V. im Treppenhause dasselbe; die beiden Giebelfelder an den „Propyläen“, die Giebelgruppen für die Isaskirche in Petersburg, die kolossalen Victorien in der Rotunde der Befreiungshalle bei Kelheim, feruer viele Grabdenkmale, unzählige Büsten, mehrere Quellenunpphen.

In der ehemaligen „Lerchenstrasse“ (die nach Schwanthalers Ableben zu seinen Ehren umgetauft wurde) erbaute er ein grosses Atelier, dazu ein „Schwanthaler-Museum“, welches als Geschenk des Künstlers an die Stadt München, in Skizzen, Entwürfen, Zeichnungen und Modellen den grössten Teil seiner Schöpfungen vereinigt. Bei aller Hochachtung für Schwanthalers unerschöpflich quellende Schöpferkraft blieb ihm doch der Vorwurf einer allzu hastigen Ausführung und der oft fühlbare Mangel einer gründlichen Durchbildung nicht erspart. Ein grosser Teil der Schuld fällt freilich auf die Fülle, womit König Ludwig I. seine Schöpfungen betrieb, und auf die Baumeister, welche die Plastik ihrer Kunst untertänig machten, nur eine dekorativ-wirkende Formgebung gestatteten, um jede Beeinträchtigung des architektonischen Total-Eindrucks zu beseitigen. Dass die meist auf weite Entfernungen wirkenden, hochgelegenen Giebelbilder und Statuen keiner Ausführung im Stile der Kabinetsplastik bedürfen, sondern durch die Schärfe und Verständlichkeit der Konturen wirken müssen, ist selbstverständlich. Schwanthaler war vorzugsweise Komponist; immer bewundernswert bleibt die Leichtigkeit seiner Erfindung, wie gleichsam in einem Guss die grösstenteils cyklischen Bilder durch die geübte zeichnende Hand auf das Papier flossen und mit überraschender Schnelligkeit der Thea zur Figur und zur Gruppe sich fügte. Er traf überall den rechten, sozusagen dramatisch wirksamen Punkt. Schwanthaler klebte nie am Modell, wurde nie durch dasselbe inspirirt; er blieb der schöpferische Dichter. Man staunt, wie der Künstler, dessen Hauptbtrigkeit doch kaum 25 Jahre umfasste, in so kurzer Frist und bei einer so gebrechlichen Gesundheit diese Fülle von Arbeiten hervorbringen konnte. Denn Schwanthaler, dieser in seiner Erscheinung faszinierende Mann, litt frühzeitig an einer Kallablagierung in den Gelenken, an einer allzähligen Behandlung sportender, unheilbaren Gicht, welche allmählich alle Extremitäten lähmte und unter namenlosen Leiden sein frühes Ableben zeitigte. — Schwanthaler erbeehrt immer noch eines Biographen; die „Schwanthaler-Reliquien“ von Franz Trautmann (1858) schildern den Künstler vorwiegend nur von seiner jovialen Seite, dazu in einem breitfassenden Jargon, welchen Schwanthaler niemals, weder in Schrift noch Wort handhabte.

Hjac. Holland.

Leo Klenze.

(Geb. am 29. Februar 1784 zu Bozena bei Hildesheim, gest. am 27. Januar 1864 zu München.)

(Herrn Böhm No. 182.)

Unter den Architekten, wie Fr. Gärtner, Ziehl, Ohlmüller u. s., welche König Ludwig I. zur Erweiterung und Verschönerung seiner bayerischen Hauptstadt mit zahlreichen Aufträgen verwendete, nahm Leo Klenze die hervorragendste Stelle ein.

Anfänglich, nach dem Vorbilde des Vaters zum Juristen bestimmt, studierte Klenze zu Braunschweig und Berlin 1800—1803, besuchte aber gleichzeitig die Bauakademie und wendete sich, angezogen durch die Entwürfe Fr. Gillys und die Bekanntschaft mit Schinkel, ganz zur Architektur. Nachdem er in Paris seine Kenntnisse noch an dem grossartigen, aber frostigen Empire-Stile bei Durand, Percier und Bourgeois erweitert hatte, bereiste Klenze 1805 bis 1808 Italien, wo ihn ausser Paläda hauptsächlich die Reste der griechischen Kunst in Pustum und Pompeji sowie in Sizilien fesselten, welche er später mit Regenerations-Versuchen beschrieb. In Genua überraschte ihn eine Berufung als Architekt und Baudirektor an den Hof des Königs Hieronymus nach Kassel, wo er jedoch keine bedeutende Thätigkeit entfalten konnte. Als mit dem Sturze seines kaiserlichen Bruders auch der westfälische „Koullissen-König“ eine Luftveränderung machte, ging Klenze über München, wo er mit dem bayerischen Kronprinzen in erste Berührung kam, nach Wien, um den dortigen Kongress für sein kolossales Friedensdenkmal-Projekt zu gewinnen. Nachdem Klenze nur flüchtig nach Konstantinopel und Athen besucht hatte, traf er zu Paris wieder mit dem bayerischen Kronprinzen Ludwig zusammen, welcher ihn zu einer Einladung seines Vaters, des Königs Maximilian I. nach München verhalf. Hier baute Klenze das sogenannte „Hofgarten Thor“ und den daran liegenden „Bazar“. Seine eigentümlichste und reizendste Schöpfung blieb aber die „Glyptothek“, wozu der Grundstein schon 1816 gelegt worden war; sie sollte als Schatzbehälter aller antiken Bildwerke dienen, welche der Kronprinz aus Italien und Griechenland erworben hatte. Klenze gewann durch die originale Lösung seiner schwierigen Aufgabe nicht allein das Herz und die Freundschaft seines Meccen, sondern begründete damit auch in achtenswertester, bleibender Weise seinen künstlerischen Namen. Ehre, Würden und Aufträge folgten in reichster Fülle. Nun begann der Bau des Palais für den Herzog von Leuchtenberg (heute Privatbesitz des Prinzenregenten) und des gegenüber liegenden „Odeon“, der neuen „Reitschule“, der „Anatomie“, der kgl. „Erzgießerei“ und nach den

Plänen des 1820 verstorbenen Carl von Fischer der Wiederaufbau des 1823 abgebrannten Hof- und Nationaltheaters. Mit dem „Herzog Max-Palais“ und dem nahen „Kriegsministerium“ war dann schon die Idee zu der Prachtstrasse angebahnt, welche in der Folge den Namen des damals eben den Thron bestiegenden Gründers erhielt. Obwohl Klenze seine früheren Vorbilder geschickt zu adaptieren verstand und mancherlei Mängelheiten pflegte (darunter die Vorliebe in die Tiefe zu bauen, die Anlage von Attribut und Treppen auseinander zu halten und das Utilitätsprinzip zu vernachlässigen), so bewährte er doch siegreich sein schöpferisches Talent. König Ludwig übertrug ihm die an Palazzo Pitti erinnernde Herstellung der südlichen Fassade der neuen Residenz (wozu auch das gegenüberliegende Postgebäude in Harmonie gebracht wurde), die nördliche Saalbau-Anlage nebst der Schlosskapelle (Allerheiligen-Hofkirche), welche Klenze nach dem Wunsche des Monarchen aus der Capella Palatina zu Palermo und S. Marco in Venedig kombinierte. Darauf folgte die Ausführung der schon 1806 projektierten „Wallhalle“ bei Regensburg, welche die Bildnisse der berühmtesten deutschen Denker, Fürsten und Künstler umfasst, der „Befreiungshalle“ bei Kulmburg, in welcher kolossale Wallkuren die Schilde halten, auf welchen die glorreichen Schlachten der deutschen Heere verzeichnet stehen, der „Ruhmeshalle“ (mit der Bavaria) auf der Theresien-Höhe zum Gedächtnis aller um ihr engeres Vaterland verdienten Männer, und als Abschluss des Königsplatzes das stolze Thor der „Propyläen“. Immer bewundernswürdig bleibt, wie es Klenze verstand, alle anderen Künste, mit Einschluß der Malerei und Plastik, seinen Ideen dienstbar zu machen und zur Verstärkung der Wirkung zu verwenden. Eine Schule hat er freilich nicht begründet. Auch blieb seine Thätigkeit auf Bayern beschränkt. Obwohl ihn auswärtige Potentaten mit konventionellen Auszeichnungen beehreten, so hat doch nur einer derselben seine Hilfe beansprucht: Kaiser Nikolaus übertrug ihm 1858 den Bau des ganz im griechischen Stile gedachten Museums, der sogenannten Eremitage zu St. Petersburg, ein Auftrag, welcher unseren Meister bis 1853 siebenmal nach der nordischen Residenz führte. Was Klenze zu München in vereinzelt Werken leistete, sollte daselbst in einer womöglich noch gesteigerten Weise gelöst werden, da es galt, Gemälde-Galerien, Antiken-Museen, Münz-Kabinette, historische Sammlungen, Bibliotheken u. dergl. innerhalb eines kaiserlichen

Residenzschlosses, selbstverständlich mit allem erdenklichen Aufwand von Glanz und Pracht, herzustellen. Die Art und Weise, wie Klenze diese Aufgabe löste, gab zu manchen kritischen Bedenken (G. Waagen) Anlass. Im Jahre 1834 ging Klenze nach Griechenland, worüber er später in seinen „Aphoristischen Gedanken“ (1838) weiter berichtete. Hier beschäftigte ihn der Plan zum Umbau Athens, die höchst dankenswerte Untersuchung der Akropolis und die Anlage des Pantheonion.

Dass Klenze bisweilen auch der Landschaftsmalerei oblag und ihm unvorgesagte Eindrücke künstlerisch, wenn auch mit dem überwiegenden Einfluss eines Archäologen gestrichelt (Ansicht von Palermo, Jupitertempel zu Agrig, Burg von Massa di Carrara, Anafé), scheint weniger bekannt geworden.

Es war eine zur Signatur der ganzen Periode charakteristische Fügung, dass der so deutsch denkende, immer aber in harter, wie aus dem Griechischen übersetzter Partizipal-Konstruktion sprechende und schreibende König zur Realisierung seiner immer sehr patriotischen Ideen eines Architekten bedurfte, dessen artistisches Glaubensbekenntnis in dem Satze gipfelte, es gebe „nur eine wahre Kunst, und zwar die griechische“, und der in der konsequenten Gepflogenheit, ganz gegen die Intention seines viel universeller angelegten

Protectors, den Erzeugnissen des deutschen Mittelalters, sowie der deutschen Renaissance gründlichst gran verblieb.

Neben den höchsten Ehren, darunter der erbliche Adel, die Ernennung zum Geheimrat, Kammerer, Kommandeur und Ritter vieler Orden u. s. w., erreichte den Künstler auch bitterer Tadel von Seiten der undankbaren Mit- und Nachwelt. Vorübergehend sank Klenze, ebenso wie Knauth, Piloty u. s. unter den eigenen wirklichen Wert. Am richtigsten urteilte wohl Fr. Pecht: „Die deutsche Baukunst verdankt ihm weit mehr, als man lange Zeit anzuerkennen geneigt war, bis die Nachfolger, die Klenze erhielt, dafür sorgten, seine grossen Verdienste wieder klar zu machen, und seine Fehler verhältnismässig klein erscheinen zu lassen. Denn trotz die höfische Güte des vielgewandten Mannes, wie seine grosse Geschicklichkeit in Wahrnehmung der eigenen, materiellen Interessen viel zu seiner unliegbaren geringen Beliebtheit, wenigstens in den damaligen Künstlerkreisen, bei, so thaten dies vielleicht nicht minder seine grosse, geistige Überlegenheit und tiefe Bildung, mit der er über die meisten künstlerischen Zeitgenossen weit emporragte, nicht weniger, dass er ihren Umgang eher vermied, als aufsuchte.“ Merkwürdigerweise erlangte Leo von Klenze immer noch eines selbständigen Biographen.

Hyan. Holland.

Charles Dickens.

(Geb. am 7. Februar 1812 zu Landport bei Portsmouth, gest. am 9. Juni 1870 auf seinem Landgut Gads-Hill bei Rochester.)

(Literar. Böhm. No. 133.)

Unter allen Romanschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts ist Charles Dickens ohne Frage der grösste Ruhm zu teil geworden. Kein anderer wurde so viel gelesen, keiner hat sich so die allgemeinste Liebe aller Leserkreise, der Reichen wie der Armen, der Gebildeten wie der Ungebildeten, erworben. In rein künstlerischer Hinsicht wie durch geistige Bedeutung steht er wohl nicht an allererster Stelle, aber dafür redet er mit um so tieferem Eindruck zu der weitesten Menge und sprach aus, was jeder versteht und mitzuerpfunden vermag. Er sah vielleicht nicht sehr neu und eigenartig, er brauchte nicht auf eine Zukunft zu warten, die erst richtig und wahr seine Welt begriff, nein, er lebte und wurzelte in seiner Zeit, er ging, fühlte und dachte mit der Masse des Volkes, er liebte diese einfachen Seelen als echter Sohn eines demokratischen Jahrhunderts, und diese Liebe hat ihm

das Volk auch reich wiedervergolten. In dem Dickensschen Romane schlägt das Herz dieser Zeit. Alles, was an goldenem Gemüth, Gutheit und Edelsinn, an milder Humanität in ihr lebte, das findet bei diesem Dichter auch warmen und vollkommen überzeugenden Ausdruck. Er wendet sich nicht an der Verstand. Seine Ideenwelt ist schlicht und einfach, die Ideenwelt des Volkes, leicht fasslich und jedem verständlich. Mit fast noch naiver Moral scheidet er seine Menschen in nur gute und nur böse Menschen. Der Böse ist auch gleich gründlich böse, ein vollkommener Schurke, dem das Schlimme an und für sich Freude macht, die guten Menschen, und sie sind in Ueberzahl, können wohl irren und fehlen, aber sie unstrahl das Licht wahrhaftester herzlichster Liebenswürdigkeit. Dickens kennt nur ein Laster: das verstockte, kalte, harte und mitleidlose Herz. Aber das gute Herz entschuldigt auch

alle Sünden und Vergehen. Mit sonntäglichem Optimismus führt er seine Menschen durch alles Trübe, alles Leid und allen Kummer zur grossen Versöhnung und zum Glück. Die Liebe und das Mitleid tragen

die Seele, wird Schreiber in seinem Rechtsbureau und 1849 Journalist, zuerst Gerichts-, dann parlamentarischer Berichterstatter. Unter dem Namen Box trat er als Schriftsteller hervor; zuerst mit

kleineren Skizzen, dann mit seinem ersten romischen Roman, dem „Plebeian-Papers“ (1836/37), die ihn mit einem Schlage zu dem vollständigsten Poeten Englands machten. Die folgenden Werke steigerten seinen Ruhm stets höher und wurden in alle europäischen Sprachen übersetzt. Namentlich die Deutschen haben Dickens gefeiert, als wenn er einer der Ihtigen wäre, und seine Romane und Weihnachtserzählungen sind so allgemein bekannt bei uns, dass man wohl kaum ihre Titel zu nennen braucht. Der Dichter schildert das englische Land und Volk des neunzehnten Jahrhunderts, und namentlich die unteren Kreise, mit der grossen realistischen Kunst, die aus dem vollkommensten Mitleiden und Mitleid



Charles Dickens
(Nach dem Steinbild von)

empfinden erweicht. Er kämpft für die Armen und Unterdrückten, er weckt das soziale Mitleid, er streitet für eine gesunde, thätige, humanitäre Moral, deckt zahlreiche Schäden auf und hat durch seine Kunst mit am meisten gewirkt, dass sie abgestellt wurden.

Janus Hart

William Makepeace Thackeray.

(Geb. am 18. Juli 1811 zu Kilkenny, gest. am 24. Dezember 1863 zu London.)

(Hessens Bilders. No. 1114)

Die grossen Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens, welche in diesem Jahrhundert die Technik beauflebte, all die Umwälzungen des Maschinenzeitalters, wälzten sich am frühesten und gewaltigsten auf englischem Boden. Der Gegensatz zwischen der Welt des Kapitalismus und der Arbeit machte sich auf einmal deutlich

geltend, und der dritte und vierte Stand, die bis dahin noch in einem verschwommenen gewesen waren, lösten sich von einander, und dem mehr und mehr zusammenschrumpfenden Mittelstand trat ein stetig wachsendes Proletariat feindlich entgegen. Von diesen grossen Umwälzungen des gesellschaftlichen Lebens konnte auch die Literatur unmöglich unbe-

rührt bleiben, und statt der politischen Zustände der Gegenwart, an denen die Byronische Poesie Kritik geübt hatte, lasste sie die sozialen ins Auge. Der Scottsche Geschichtserzähler hatte bis in die dreissiger und vierziger Jahre hinein die Vorherrschafft behauptet: ein Roman der nationalen Begeisterung, der Freude an den Ruhmesthaten Englands gegen alle seine Aussenfeinde, der idealistischen Verherrlichung der Tugenden des Bürgertums. Aber ein neuer Roman trat ihm jetzt entgegen, der wiederum den Blick auf die Erscheinungen dieser Zeit gerichtet hielt und die Innenzustände der Nation der Kritik unterwarf: der realistisch-soziale Roman der Dickens, Thackeray und George Eliot. Während ein Teil der Poeten, die neuromantisch-preraffaelistische Schule; entsetzt vor diesen Kämpfen in die Stille des Künstlerasyls flüchtete und still für sich eine Welt des schönen ästhetischen Scheins aufbaute, — lockte die Realisten eine prächtisch-agitatorische Thätigkeit. Sie wollen bessern und moralisieren, — durch Tadel und durch Lob.

Der grosse angelegende und verpeinende Geist unter ihnen, der bittere Tadler, der scharfe juvenalische Satiriker ist Thackeray. Wenn Dickens das goldene Herz besitzt, wenn sein Lachen und Weinen aus dem Gefühl und Mitempfinden hervorquellen, so verkörpert Thackeray den Verstand und seinen Witz. Man hat ihn nicht mit Unrecht den Swift des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Er ist ein scharfer, bitterböser Ironiker, und seine ausgezeichnete Kunst der Parodie geht um so tiefer, da sie sich von allen Uebertreibungen fern hält. Als Moralist übertrifft er Dickens durch Entschiedenheit, Festigkeit und Grösse der Ueberzeugungen. Er ist daher auch ernster, strenger, gewaltsamer als dieser, unbarbarischer, wo jener lauter Barmherzigkeit ist. Ein kühler Kritiker des menschlichen Lebens, Skeptiker und Pessimist. Er steht auf der Seite der Realisten, die uns ohne Versöhnung entlassen, weil sie wohl niederzureissen, aber nicht aufzubauen verstehen, den Idealen von gestern keine Ideale der Zukunft entgegenstellen können und uns zerschmettern, aber nicht erheben. Das Befreiende bei Thackeray ist nur des Künstlersche: der Witz, der Spott, die Satire, — die feine Beobachtung, die Intimität der Psychologie, die Kunst der Charakteristik, die Einfachheit,

Wahrheit und Natürlichkeit seiner Menschenzeichnung. Darin steht er sehr viel höher als Dickens, der leicht zur Uebertreibung und Karikatur neigt. Schon als Knabe war der Dichter nach England gekommen; zum Jüngling herangewachsen, hielt er sich mehrere Jahre lang auf Reisen in Frankreich, Italien und Deutschland, wo er Goethe vorgestellt wurde, auf und arbeitete 1834 von Paris für eine neue von seinem Stiefvater begründete Zeitung, die ihm jedoch den Verlust seines Vermögens kostete. Nach London zurückgekehrt, veröffentlichte er, zuerst in Zeitschriften, später namentlich im „Punch“, zahlreiche humoristisch-satirische Skizzen und Novellen, die sein ungewöhnliches Talent verrieten, und in denen er namentlich seinen Typus des „Snob“, des englischen Mittelstandspöhlers von allen Seiten beleuchtete. Sein erstes ausgereiftes Kunstwerk, welches zugleich auch sein bedeutendstes und bekanntestes geblieben ist, war der Roman „Vanity Fair“ („Jahrmarkt des Lebens“ 1846—48), dem 1850 der „Arthur Pendennis“ folgte: Darstellungen des zeitgenössischen Lebens, während er in „Henry Esmond“ (1852) und in „The Virginians“ (1858/59) den geschichtlichen Milieu- und Sittenroman „ohne Helden“ schuf, und in „The Newcomes“ (1857) einen scharf moralisierenden Eberoman schrieb. Der Roman „ohne Helden“ und ohne grosse aufregende Handlungen ist das eigentliche Werk Thackerays. Als Darsteller des durch und durch mittelmässigen Durchschnitts- und Alltagsmenschen der Lebens-trivialitäten und Lebensgemeinheiten, bereitet er den Naturalismus vor, der mit trüber finsterner Tragik darstellt, was Thackeray, in innerster Seele freilich auch tragisch-pessimistisch, humoristisch-satirisch beleuchtete. Auch darin ging er der sozialistisch-naturalistischen Dichtung bahnbrechend voraus, dass er in seinem Snob die Umwertung des bürgerlichen Standes vollzog. Dieser hatte bis dahin in der Litteratur als Träger des idealen Geisteslebens die glänzendste Rolle gespielt. Er wird jetzt die Hauptzielscheibe des Angriffes, wie bis dahin der „Lunker“ und der „Pfaff“. Dem Mittelstand gilt all der Spott, die Verachtung und der Hass Thackerays. Er verlorpert bei ihm den rohesten Egoismus und sittlichen Materialismus, die „kapitalistische Ausbeutung“, die Dummheit und Beschränktheit. Er ist ideallos geworden.

Julius Hart

Alfred Tennyson.

(Geb. am 6. August 1809 zu Somersby in Lincoln gest. am 6. Oktober 1892 zu Aldworth.)

(Hierzu Bildnis No. 133.)

TENNYSONS Poesie schliesst das grosse glanzvolle Zeitalter der englischen Lyrik dieses Jahrhunderts ab. Wie eine im dämmernden Schatzen verschwimmende Mondsichel steigt sie herauf, als der laute goldene Tag verrauscht war, den der wunderbar süsse und frische Morgendrosselschlag eines Robert Burns einleitete und in dessen Mittagsglut Byron und Shelley stehen, unter dessen Abend-schatten Thomas Hood sein erschütterndes Lied vom Hemde sang. Was in dieser ganzen Zeit an Empfindungen und Gedanken die Gemüther begeistert und leidenschaftlich gegen einander aufgeregt hatte, das klingt noch einmal in der milden und süssigen Dichtung Tennysons nach, aber unendlich weich und abgedämpft, fast wie ein Schlunmerlied für die vom Kampf ermatteten Geister. Sie singt für die Welt der heutzutage possidentes, die ein feines geistreiches und bequemes Genusleben führen wollen und selber den Nöten des Daseins entrückt, nicht gern daran erinnert sein wollen, dass es noch so viel zu schaffen und zu arbeiten giebt. Tennyson ist ein typisch-eklektizistischer Poet. Er schafft keine neuen künstlerischen Werke, sondern nimmt die überlieferten Stoffe, Gefühle und Ideen noch einmal auf und gestaltet das Geistesleben, das bereits zu einem Genussbesitz Aller geworden und auch ein wenig schon alltäglich verflacht ist. So besitzt er keine stark ausgeprägte eigenartige Persönlichkeit. Er steht im Bann seiner grossen Vorgänger. Er ist mehr ein ausserordentlich feiner An- und Nachempfänger und, wie es ihm deshalb an Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit und rechter Natürlichkeit fehlt, so entwickelt er andererseits Neigungen zu Künstlichem und Erklärtem. Bei dem Mangel an einem grossen, reichen und neuen Inhalt sucht er um so vollkommener die Form auszubilden. Er geht nach neuen Bildern, er zielt den Ausdruck; seine Verse sind von unendlich reichem melodösen Fluss, von einer wunderbaren Rhythmik und Klangschönheit. Doch beruhen auch seine Wirkungen wesentlich auf dieser Form, auf abgehaschten Kunstmitteln, die oft über ein karges und nüchternes Gefühl hinwegtäuschen müssen. So als Formalist wird er mit zum Führer der praeraphaelisch-aestheticistischen und neuromantischen Bewegung, die in den vierziger Jahren in England aufkam und als eine Gegen-

richtung gegen den sozialen und tendenziösen Realismus des Dickenschen und Thackerayschen Romanes angesehen werden kann. Aus dem Leben und dem Kampf der Gegenwart flüchtet die Dichtung wieder in die Vergangenheit, um, durch keine irdischen Interessen abgelenkt, unbeirrt durch die Leidenschaften des Tages, in „reiner Kunst“ zu schweben, in den Schönheiten der abstrakten, vom Stoff losgelösten Form und in den Entzückungen eines ätherischen Daseins. Da weckte auch Tennyson die Geister des Mittelalters von neuem und liess König Artus und seine Ritter aus ihren Gräbern auf-erstehen, ohne dabei doch die Berührung mit seiner Zeit zu verlieren. Seine ausschliessliche Seele passt sich eben jedem Empfinden an. Er sehnt sich nach den alten längst verschwundenen Tagen und träumt zugleich von der Zukunft und erhofft von ihr nur alle Erfüllung; er preist die Zeit der Eisenbahnen und Dampfboote und klagt in denselben Atemzuge, dass sie das Herz des Volkes weilen und die Poesie verschwinden lässt. Eine durch und durch vermittelnde Natur. Er besitzt unter den englischen Neuromantikern die wenigste Eigenart, aber er ist dafür auch am freiesten von allen Bizarreien und Sonderlichkeiten der Schule. Er ist nicht der tiefste unter diesen Dichtern, aber dafür der geschmackvollste und leichtestverständliche. Unter diesen Idealisten erscheint er noch als der grösste Realist. So besass er alles, um die weiten Kreise der Lesewelt zu gewinnen und war von den englischen Lyrikern der Neuzeit der weitaus bekannteste. Seine Dichtungen „Poems“ (1842), „In memoriam“ (1850), „Maud“ (1855), „Idylls of the king“ (1859), „Enoch Arden“, „Aylmer's field“ (1864) trugen mit die grössten literarischen Erfolge dieses Jahrhunderts davon, und mit Ehren aller Art ist Tennyson wie wenige überschüttet worden. Aus seinem ruhig dahingeflossenen Leben ist eigentlich nichts zu erwähnen als die Auszeichnungen, die ihm zu teil wurden. Als ein simpler Alfred Tennyson, als der Sohn eines Geistlichen, trat er zu Beginn des Jahrhunderts in die Welt ein, als poeta laureatus der Königin Victoria (1850), als Lord von Aldworth und Farringford (1854), als Peer des Reiches hat er sie verlassen, und die Westminster-Abtei nahm seine Gebeine auf.

Julius Hart.

Franz Emanuel August Geibel.

(Geb. am 17. Oktober 1815 zu Lübeck, gest. am 6. April 1884 ebenda.)

[Hirsch-Bildnis No. 133.]

Nicht erst am 18. Oktober, dem deutschen Ehrentage, ist zur Welt gekommen, und nicht mit Bezug auf die nationale Siegesfeier von den frommen Eltern Emanuel (Gott mit uns) genannt worden, der zukünftige Sängerkönig des neuen Reiches; das zur endgiltigen Beseitigung obiger Legende von mir eingeschene Geburts- und Taufregister der reformierten Gemeinde zu Lübeck hat folgende von Geibels Vater, als derzeitigem Pastor, eigenhändig vollzogene Eintragung: „Franz Emanuel August Geibel, Sohn von Unterzeichnetem, wurde geboren den 17. Oktober 1815 und genäuft den 10. November. Gevattern waren: Franz Hinrich Pauli, Generalkonsul von Aderkass und August Gamlandt.“ Freiherr von Aderkass hiess Emanuel, nach ihm also der Rufname.

In Emanuel Geibel erwuchs dem Vaterland ein Poet und Prophet; schon als Schüler und Student besang er begeistert Germania, brachte als Mann die ganze Skala seiner sehnsüchtigen Empfindungen, Träume, Hoffnungen und Wünsche für ein einiges Deutschland in den „Heraldrufer“ zum Ausdruck und stürmte als Greis aus voller Brust den kriegerischen Klang an: „Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand und brich hervor in Haufen“, am Tage von Sedan aber das unvergleichliche, stolz-demütige Türmerlied: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frolocken im Jubelsturm!“

Preussens Führerschaft in Deutschland schon früh betonend, war es ihm nochmals vergönnt, mit dem Herrscherhause der Hohenzollern in mannigfache persönliche Beziehungen zu treten. Der kunstsinrige Friedrich Wilhelm IV. verlieh dem jugendlichen Poeten Weimachten 1842 ein lebenslängliches Jahrgehalt von 300 Thalern, der grossherzige König Wilhelm dem „politischen“ Professor eine weitere Gnadenpension von jährlich 1000 Thalern nach der Aufbeben erregenden Münchener Katastrophe im Herbst 1868; infolge eines Huldigungsgedichtes auf den Preussischen Monarchen: „Dass noch dereinst Dein Aug' es sieht, Wie über's Reich ununterbrochen Von Fels zum Meer Dein Adler zieht“ war Geibel, von weiland König Max als Honorarprofessor für Literatur und Aesthetik nach der Bayerischen Hauptstadt

berufen, seiner dortigen Stellung und Besoldung verlustig gegangen.

Besonders herzlich gestaltete sich noch seine durch Ernst Curtius angeknöpfte Verbindung mit dem für alles Schöne und Edle erglöhenden Prinzen Friedrich Wilhelm, unserm oschmaligen Kaiser Friedrich, der stets die grösste Verehrung für Geibels Muse hegte; hat, wie er ihn auch als Menschen schätzte. Diese auf Grund des von Allerhöchster Seite mir anvertrauten Materials geschilderten Beziehungen gereichen dem von mir verfassten Lebensbilde meines Landsmannes zur Zierde und bestätigen die Wahrheit und den Segen des bekannten Schillerschen Spruches vom König und Sanger auf das schätzbare.

Der patriotischen Bedeutung Geibels kommt seine lyrische gleich. Der Liebe Leid und Lust, im eigenen Gemüt warm empfinden, hat er so keusch, so innig zart und allverstündlich in Worte und Tone zu fassen gewusst, dass Wonne und Weh, ursprünglich ja rein persönlich, wiederzittern in der Seele seiner Leser und zumal seiner Leserinnen. „Wo still ein Herz in Liebe glüht — o rühret, rühret nicht daran!“ wen hätte diese seiner Jugendliebe zu Cécilie Wattenbach geltende Klage nicht tief ergrißen? Ihn verehren wohl noch lange als süssen Minnesänger Deutschlands Frauen und Jungfrauen.

Manche seiner Weisen sind volksthümlich geworden und werden immer noch geru und oft gesungen, so das schwerentlegte Lied „Der Zigeunerbube im Norden“, so das weltfrohe Pfingstlied „Der Mai ist gekommen“. Er ist auch Urheber des in dem Gedichte „Hoffnung“ zum Schluss wiederkehrenden, jetzt „gefügten Wortes“: Es muss doch Frühling werden!

Emanuel Geibel hat sich ebenfalls als Dramatiker betätigt, sogar den Schillerspreis gewonnen. Seine Tragödien „Sophonisbe“ und „Beunhild“, sein Lustspiel „Meister Andrea“ offenbaren indes kein ausgeprägtes, starkes dramatisches Talent, obwohl sie, gute Darstellung vorausgesetzt, auf der Bühne nicht ohne Wirkung geblieben sind; auch die Erfindung ist nicht original (mit eigenen, eigenartigeren Stoffen kam er nicht über einige Scenen hinaus), berückend dagegen die weiche, reiche Sprache, die an die Goethesche mahnt.

Karl Theodor Gaedertz.

Friedrich Schiller.

(Geb. am 10. November 1759 zu Marbach, gest. am 9. Mai 1805 zu Weimar.)

(Hierzu Bildnisse No. 137-139.)

Nur die ersten paar Jahre des 19. Jahrhunderts hat der populärste deutsche Dichter, Friedrich Schiller, erlebt; weitaus der größte Teil seines Lebens und Schaffens, seine ganze Bildung und Entwicklung, die Zeit seines Galtens, Ringens und Strebens wie seiner ersten künstlerischen Reife gehört dem 18. Jahrhundert an. Ihm entstammten desgleichen die sittlich-philosophischen und die künstlerischen Anschauungen Schillers: er fühlte sich mehr als Weltbürger denn als Angehöriger eines bestimmten Einzelvaterlandes; er forderte eine ästhetische Erziehung des Menschen, nicht eine Bildung auf nationaler oder etwa auf religiöser Grundlage; er wollte, wenigstens in seiner reifsten Zeit, mit seiner Dichtung sich möglichst dem Ideale nähern, das ihn in der Kunst des griechischen Altertums verkörpert zu sein schien, und schloß so, am glanzvollsten und erfolgreichsten neben Goethe die literarischen Bestrebungen an, die, längst vorbereitet, seit 1742 zuerst in den Werken Klopstocks, Lessings und Wielandmanns, für das ganze Zeitalter maßgebend,

zu Tage getreten waren. Aber wie sehr Schiller auch der Sohn des 18. Jahrhunderts war, er wies doch auch, bewußt und unbewußt, in die Zukunft; seine Philosophie wie seine Dichtung wirkte in mehr als einer Hinsicht bestimmand in das 19. Jahrhundert hinein, und seine grossartige Persönlichkeit wurde das Vorbild für manchen kraftvoll tingenden Charakter im Geistesleben der folgenden Jahrzehnte. Die „Jungfrau von Orléans“ und der „Tell“ zeigten den weltbürgerlich gesinnten Autor als Meister der vaterländischen, für nationale Freiheit strebenden Dichtung, die wenige Jahre nach Schillers Tode in Deutschland erwuchs und ihre frischesten Gesänge

an Töne aus „Wallensteins Lager“ anklingen liess. Die bis zur äussersten Strenge getriebene und doch wieder auch mit manchen moderneren Freiheiten durchgeführte Nachahmung der Form der antiken Tragödie in der „Brau von Messina“ regte nicht nur mehrere missglückte Versuche verwandter Art bei den Romantikern an, sondern wurde vor allem missverständlicherweise das Muster der Schicksalsdramen, die mehrere Jahrzehnte lang im 19. Jahrhundert die deutsche Bühne beherrschten. Und überhaupt blieb der Stil und Charakter des Trauerspiels, wie Schiller ihn seinen späteren Werken seit dem „Wallenstein“ aufgeprägt hatte, in der Hauptsache Vorbildlich für das ernste deutsche Drama bis fast zu den jüngsten Jahrzehnten, und auch selbständigere Geister, die neue Bahnen zu brechen versuchten, machten sich die geistigen und formalen Erwünschungen der dramatischen Kunst Schillers sehr wohl zu Nutzen. Ja, noch das naturalistische Schauspiel der letzten Jahre, das von dem hohen Stil des späteren Schiller nichts wissen will, erblickt in dem Verfasser



Der junge Schiller.

Schloss auf der Burggrabenstrasse in Weimar.

der „Räuber“ und der „Kabale und Liebe“ eines Vorgängers, denn es ist in Ton und Charakter, auch in stofflichen Einzelheiten, manches abgemischt hat. Und wie der Dramatiker, so wurde der Lyriker, besonders der Sänger philosophischer Oden und Elegien, in denen sich die lächelnde darstellende Kunst des Dichters den tiefsten Fragen der Welt und des menschlichen Seins zuwandte, der geistvolle und witzig-satirische Epigrammatiker, der ausgezeichnete Balladendichter, das Vorbild der folgenden Geschlechter: noch heute bewegt sich unsere ernste, namentlich unsere philosophisch geartete Lyrik vielfach in den Formen und Weisen Schillers. Seine

Heftige zur Geschichtsschreibung und zur Philosophie aber, vor allem seine ästhetischen Schriften, deuten schon durch die eigenartigen Vorzüge ihrer Form, durch ihren ebenso sachlich treffenden wie künstlerisch reizvollen Stil, über die schwerfälligtrockenen Werke der früheren Fachgelehrsamkeit hinaus auf das, was wenige Jahrzehnte hernach etwa ein Schopenhauer oder ein Leopold von Ranke in wissenschaftlicher deutscher Prosa leisten sollten. Nicht minder enthielten die Grundgedanken der Schillerschen Aesthetik fruchtbare Keime, die erst im folgenden Jahrhundert zu einer gedehlichen, geistig bedeutenden Entwicklung gelangten: so knüpfte nicht nur die Philologie und Aesthetik der Romantiker, sondern auch noch die Sitten- und Kunstlehre späterer Denker mannigfach an Schiller an. Dem deutschen Volk im 19. Jahrhundert aber erschien viele Jahrzehnte lang Schiller wie ein unmittlbarer Herold alles dessen, was es selbst in der neuen Zeit Hohes und Kühnes auf politischem, sozialem und literarischem Gebiet erstrebte, wie ein Vorkämpfer für seine eigenen Freiheitswünsche und nationalen Forderungen, wie ein idealer Vertreter des deutschen Geistes überhaupt.

Ein altes, kurzes, dazu grösstenteils unruhiges, an Kämpfen und Entbehrungen reiches Leben war dem Lieblingsdichter unseres Volkes beschieden. Auf schwäbischem Boden stand seine Wiege; in Schwaben und in der nachbarlichen Pfalz verbrachte er seine Jugendjahre; Sachsen und Thüringen wurden dann dem Manne zur zweiten Heimat. Die süd-deutsche Art seines Wesens, wie sie durch seine Geburt, Familie und Erziehung bestimmt war, empfing im Laufe der Jahre stets bedeutendere Einflüsse von Mittel- und Norddeutschland her; die besonderen Eigentümlichkeiten seines schwäbischen Charakters und seiner ersten spezifisch schwäbischen Bildung verschwanden sich zwar niemals völlig, wurden aber reichlich ausgeglichen durch die starken Eindrücke, die ein bewegtes Leben, der Verkehr mit Menschen von anderer Art und Herkunft und ein eindringliches, allerlei Wissenschaften und Künste bei den verschiedensten Völkern umfassendes Studium in seiner Seele zurückliessen.

Am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg geboren, erhielt Johann Christoph Friedrich Schiller zuerst durch seinen Vater, den klar-verständigen, willensstarken und beharrlich-thätigen Hauptmann Johann Kaspar Schiller, dann in der militärischen Pflanzschule des Herzogs Karl Eugen eine strenge, aber gediegene, vor allem auf praktische Bildung ausgehende Erziehung. Er wollte anfangs Geistlicher, dann Jurist werden; zuletzt entschied er sich endgiltig für den ärztlichen Beruf. Neben den naturwissenschaftlichen und medi-

zinsischen Studien standen für ihn die philosophischen im Vordergrund; von dem Eifer und Geschick, mit dem er beide verband, zeugten die Abhandlungen, durch die er sich schliesslich 1780 seine Entlassung aus der Schule und Anstellung als Arzt mit kleinem Gehalt bei einem Strömarter Regiments verdiente. Doch weit mehr als seine Berufswissenschaft beschäftigte den Geist des Jünglings die Dichtung. Seit seinen Knabenjahren hatte er Neigung und Begabung dazu bekundet und unter dem wechselnden Einflusse Klopstocks, Hallers, Wielands und anderer Vorgänger mancherlei entworfen oder sich zum Teil ausgeführt, was in ihm selbst wie in seinen Freunden und Lehrern schöne Hoffnungen für die Zukunft erwecken mochte. Vor allem fühlte er sich zum Drama hingezogen, und so arbeitete er in den letzten Jahren, die er auf der Karlschule zubrachte, unter dem mächtigen Ein-drucke, den er von den Dichtern des Sturms und Drangs und ihrem gewaltigen Vorbilde Shakespeares gewonnen hatte, das masslos lebne, wild gegen alle bestehende Ordnung sich auflehrende, dabei aber von einer bewundernswerten Sicherheit der künstlerischen Anlage und Darstellung und namentlich von einem verblüffenden Bühnentalente zugehende Trauerspiel „Die Räuber“ aus, das revolutionärste und zugleich dramatisch wirkendste Stück, das bis dahin ein deutscher Dichter verfasst hatte. Dem späteren, menschlich und künstlerisch geläuterten Schiller konnten die sittliche Unreife und die rhetorischen Uebertreibungen seines Jugendwerkes nur im höchsten Grade missfallen; auf die damaligen Leser aber und auf die Zuschauer bei den ersten Auf-führungen des Schauspiels im Mannheimer Theater wirkten hauptsächlich die unbestreitbaren Vorzüge des Stückes, die leidenschaftliche Kraft der Satire, die sich nicht gegen eine einzelne Schwäche, sondern gegen die gesamten Sitten- und Rechtszustände der Gegenwart richtete, die feste Geschlossenheit des dramatischen Aufbaues, die meisterhafte Ausgestaltung der Massenscenen, die klare, lebensvolle Charakteristik der meisten Hauptpersonen, das fortreissende Pathos der dichterischen Sprache. Aber das Aufsehen, das das Drama überall erregte, wurde nachgerade seinem Verfasser, der sich gleichzeitig in empfindsam schwärmenden wie in stürmerisch-kecken lyrischen Gedichten versuchte, verhängnisvoll. Kleinliche Klagen über einzelne Stellen des Schauspiels drangen zum Ohere des Herzogs, der daraufhin Schillers schriftstellerische Freiheit tyrannisch zu beschränken suchte. Dem unerträglichem Zwang entzog sich der Dichter im September 1783 durch die Flucht: die dramatische Dichtung, die Karl Eugen ihm strengstens untersagt hätte, sollte nun sein eigentlicher Beruf werden, für den und von dem er leben wollte.

Die neue Freiheit brachte zunächst harte, sorgenschwere Wochen. In Mannheim, wohin Schiller sich zuerst wandte, gefiel — vorderhand wenigstens — das republikanische Trauerspiel, das er nahezu fertig von Stuttgart mitbrachte, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, den massgebenden Persönlichkeiten bei der Bühne nicht, obgleich es im grossen und ganzen denselben literarischen Charakter und dieselben dramatischen und theatralischen Vorzüge aufwies wie „Die Räuber“, ja in mancher Hinsicht den Forderungen der Bühne noch mehr entgegenkam. Da bot den Bedrängten eine mütterliche Freundschaft, Frau von Wolzogen, auf ihrem Gute zu Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht für den Winter, und hier entstand ein drittes, gleichfalls schon in Stuttgart entworfenes Drama des jungen Dichters, das die letzten Erfahrungen in seinen revolutionären Anschauungen nur bestärkt hatten, das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe“. Nach einmal, wie zuvor in den „Räubern“, nur zusehends einfacher und darum vielleicht noch nachdrücklicher, noch bitterer, noch zündender sprach sich hier die ganze Empörung über die Sittenverderbnis der Zeit, über die Verkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft und das Elend des geknechteten Volkes aus, welche seit Lessings „Emilia Galotti“ in den Werken der Stürmer und Dränger nach Worten gesucht hatte. Wieder fasste Schiller die einzelnen Vorwürfe seiner Gegner zu einer grossen, heftigen Gesamtanlage zusammen; wieder aber erlaub er, der sich diesmal durchaus nicht scheute, mancherlei Einzelzüge diesen Vorgängern zu entleihen, durch sein echt sittliches Pathos und seine gewaltige dichterische Kraft sein Werk auf eine künstlerische Höhe, zu der jene, das einzige Lessing ausgenommen, vergebens aufgestrebt hatten; und wieder übertraf er alle Nebenbuhler ohne Unterschied durch die hinreissende Bühnenwirkung, die er selbst bei seinen früheren Trauerspielen nicht in diesem Grade erreicht hatte und in seinen späteren, geistig reiferen und edleren Schöpfungen kaum wieder so erreichen sollte. In Mannheim, wohin Schiller im Sommer 1783 zurückkehrte, um als Theaterdichter, gelegentlich auch als dramaturgischer Berater das folgende Jahr dort anzubringen, und bald darauf in ganz Deutschland erstand das Drama verdienten, ungewöhnlichen Beifall; mit etwas schwächerem Erfolge hielt nun auch „Fiesco“ seinen Einzug auf die Bühne.

Schiller selbst aber blieb nicht lange zufrieden mit diesen von Lesern und Zuschauern bejubelten Werken. Im Verkehr mit Männern und Frauen der höheren Gesellschaft, besonders mit der geist- und phantasievollen Charlotte von Kalb, deren leidenschaftlich-schmerzliche Freundschaft auch stür-

mische Herzenskämpfe über den Dichter heraufbeschwor, mässigte und festigte sich sein Wesen und leuterte sich sein künstlerischer Geschmack; streng vorurteilte er jetzt das Uebertriebene und Verzerrte in seinen Jugendleistungen, und in dem neuen Drama, an dem er mit hingebendem Eifer arbeitete, den „Don Carlos“, strebte er, wenn auch noch nicht immer mit Glück, nach einem schönen Maas der Darstellung und einem vornehmeren, edleren Ton, zu dem vor allem nunmehr auch die metrische Form seines Trauerspiels beitragen sollte. Doch erst nach mehreren Jahren, in welchen der Entwurf manche der Einzelheiten des Grundgedankens und der Folgerichtigkeit der dichterischen Entwicklung nicht immer faderliche Veränderungen erfuhr, vollendete Schiller das neue Werk in Dresden, wohin ihn 1785 die herzliche, treu und thätig durch sein ganzes Leben dauernde Freundschaft eines bewundernden Lesers, des tüchtigen, gründlich gebildeten und klar urteilenden Christian Gottfried Körner, gezogen hatte. Novellistische Versuche und philosophische Studien gingen neben der dramatischen Dichtung einher; vor allem aber fasste sich Schiller zu ernster Beschäftigung mit der Geschichte getrieben. An dem Freiheitskampfe der Niederlande gegen die spanische Regierung erprobte er zuerst im grösseren Masse sein Talent, einen wissenschaftlichen Stoff in geistvoller und künstlerischer Weise anziehend zu behandeln, ohne dabei den Pflichten des gelehrten Forschers oberflächlich aus dem Wege zu gehen. Kleinere Beiträge zur politischen und zur Kulturgeschichte zeugten von seinem fortdauernden Eifer und glücklichen Verständnisse, bis er endlich in der „Geschichte des dreissigjährigen Krieges“, die freilich ein selbständig genaues Quellenstudium vermissen liess, ein Meisterstück von weltmannichgeschmackvoller, im besten Sinne populärer Darstellung gab. Bei der wissenschaftlichen Kritik fanden zugleich die ersten dieser Schriften die gebührende Anerkennung; im Hinblick darauf wurde denn auch im Frühling 1789 ihr Verfasser, der auf den Rat der Dresdener Freunde vor fast zwei Jahren nach Weimar übersiedelt war, zum Professor an der Universität Jena ernannt. Für den Anfang musste er sich freilich mit dem Titel und Amt ohne Besoldung begnügen; doch als er nach Jahresfrist mit Charlotte von Lengefeld sich verlobte, verlieh ihm Herzog Karl August ein kleines, vorläufig aber neben den schriftstellerischen Einkünften genügendes Gehalt. Und Schiller wäre in seiner Stellung und Arbeit und namentlich in dem neugegründeten Familienleben völlig glücklich gewesen, wenn nicht bald heftige und gefährliche Krankheiten ihm befallen hätten, von denen er sich trotz der sorgsamsten Pflege im Grunde niemals wieder erholte. Was er

in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens noch Grosses leistete, das rang er mit heldenhafter Ausdauer seinen leidenden Zustände ab.

Beharrliche Arbeit zur eignen höchsten Geistesbildung bezeichnet die ersten Weimarer und Jenaenser Jahre Schillers. Er versenkte sich in das Studium der Antike und dichtete in freier Weise Tragödien des Euripides und Gesänge Virgils nach. Seine Sehnsucht nach der schönen Welt des Abertums und seine hohe Auffassung der Kunst als Begründerin und Vollenderin aller echten Kultur sprach er in grossen, gedankenreichen Gedichten halb lyrisch, halb didaktisch aus. Mit rastlosem Eifer ergriff er, als die grossmütige Unterstützung zweier hochstehender Verehrer ihm ermöglichte, einige Jahre von der Schriftstellerei fürs liebe Brot auszusetzen, das eindringlichste Studium der Kantischen Philosophie. Durch sie lernte er die Fülle der eignen Gedanken formal schulen; die volle Geistesreife, die er längst auf so manchem Wege zu erreichen getrachtet hatte, verankerte er erst ihr. Sie beherrschte fortan sein Denken und Dichten. Zugleich aber bildete er als selbständiger Denker und Forscher die Anschauungen des Königsberger Weisen weiter. Er suchte die Schroffheit des Kantischen Sittengesetzes, das Pflicht und Neigung unerbittlich von einander schied, zu mildern, indem er die Tugend als Neigung zur Pflicht auffasste. Als wichtigste Vorstufe dieser höchsten sittlichen Vollendung erkannte er die ästhetische Erziehung des Menschen, die er ebenso wie das Wesen des Schönen und das Verhältnis der Kunst, besonders der Dichtkunst, zur Natur in tiefen, in Anhandlungen zu ergründen und darzulegen strebte.

Eben, als er von solchen philosophischen Forschungen den Rückweg zu der seit Jahren fast verlassenen Poesie antrat, da ward ihm 1794 die innige Freundschaft des grössten seiner Zeitgenossen zu teil, Goethes, von dem ihn bisher trotz einzelner geschäftlicher Berührungen der Unterschied der beiden Naturen und eine unberechtigte, durch allerlei Zufälligkeiten genährte Missstimmung ferngehalten hatte. Sobald aber die zwei grossen Menschen sich einmal wirklich gefunden, konnte sie nicht mehr trennen; ohne dass der eine oder der andere von ihrer in der That vielfach verschiedenen Eigenart auch nur das Geringste preisgab, brüderlich sie sich menschlich wie künstlerisch auf das wirksamste und blieben für immer brüderlich treu mit einander in einem Freundschaftsbunde verknüpft, der einzig in der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker dasteht. Gemeinsam traten sie in Schillers „Horen“ und Musenalmanachen den deutschen Lesern gegenüber. Neben die philosophischen Gedichte Schillers reiheten sich die „Römischen Elegica“ und die „Venetianischen

Epigramme“ Goethes; im Xenienkampfe, als es galt, durch einen Hagel von witzig-treffenden Stachelversen alles Mittelmässige, Veraltete und Unreife aus den Bezirken der deutschen Literatur zu vertreiben, stritten die beiden Dichter Schulter an Schulter, so dass sie nicht einmal ihr geistiges Eigentum bei diesem Epigrammenschwarm geschieden wissen wollten, und wieder gleichzeitig, mit einander wetteifernd, wandten dann beide sich der Balladendichtung zu, durch die Schiller vor allem seine unzerstörbare Volleständigkeit gewinnen sollte. Aber auch bei den grossen und grössten Aufgaben, die sie als Künstler sich nacheinander stellten, standen sie einander unerträglich mit Rat und That bei.

Nach langer Pause näherte sich Schiller wieder dem Drama, zuerst schwankend, geraume Zeit unbestimmt in der Wahl des Vorwurfs, dann, nachdem er sich endgiltig für den „Wallenstein“ entschieden hatte, unklar, wie er den ungeheuren Stoff bewältigen solle, auch in der Verwendung gewisser dramatischer Motive und selbst in der äusseren Form unsicher. Doch allmählich wies ihn Goethes Rat und sein eigener künstlerischer Sinn den rechten Weg; er reifte seine Tragödie in drei Stücke und schrieb sie ganz in Versen. So gewann er Raum zu breiter, sorgfältiger Begründung und Ausgestaltung und einen einheitlichen Stil; die durchgehends dichterische Form aber liess ihm die zahlreichen prosaischen Elemente des historisch-politischen Stoffes leichter der nüchternen Wirklichkeit entrücken und in ein Reich edelster Poesie erporheben, in welchem das von der Geschichte dargebotene, keiner erhabenen Rührung fähige Staatsinteresse überall in ein rein menschliches Interesse umgewandelt und so erst eine wahrhaft tragische Wirkung erzielt wurde. Von der wilden Masslosigkeit der Jugenddramen Schillers war in diesen geistig und künstlerisch reifen Werke keine Spur mehr anzutreffen; aber auch keine ängstliche Formenrichtigkeit nach französischem Geschmack waltete darin; in schöner Mitte zwischen den kühnen Freiheiten der englischen und der strengen Gebundenheit der klassizistisch-romanischen Bühne zeigte der „Wallenstein“ dem deutschen Drama, das sich an Shakespeare wie an Sophokles und Euripides gebildet hatte, eine neue, ihm besonders angemessene Bahn.

Auf ihr blieb denn auch Schiller selbst in seinen folgenden Werken, wenn er gleich beständig darauf bedacht war, sie zu erweitern und kleine Seitenpfade neben ihr anzulegen. Auch griff er ferner mit Vorliebe zu grossen Stoffen von weltgeschichtlicher Bedeutung; aber immer wieder erblickte er seine dichterische Hauptaufgabe in der Ersetzung der staatlichen Beweggründe durch rein menschliche Motive. So mass er in der „Maria Stuart“, die

gleich dem „Wallenstein“ seine glänzende Kunst der Charakteristik, dazu eine unerhörte Meisterschaft des dramatischen Aufbaus bewies, selbst dem Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus nur eine verhältnismässig untergeordnete Bedeutung bei und legte alles Gewicht auf die weibliche Natur der zwei feindlichen Königinnen. Und in der farbenprächtigen und trotz aller äusseren Wunder innerlich tief wahren romantischen Tragödie „Die Jungfrau von Orléans“ verherrlichte er, ohne sich im Einzelnen genau an die geschichtliche Ueberlieferung zu binden, die Vaterlandsliebe überhaupt als die höchste sittliche Macht, die sogar das unkriegerische Weib in den Kampf für den heimatlichen Herd reist. Zugleich aber wurde ihm die rührende, nichts weniger als amazonenhafte gedachte Erscheinung des gottbegabtesten Heldenmädchens ein Symbol des von der Welt unverstandenen Erhabenen, ein Symbol namentlich des mit der Gottheit vereinigten Menschlichen, dem auf seiner idealen Höhe jegliches weltliche Begehren, auch das sonst natürlichste und berechtigteste irdische Verlangen, zum Verhängnis gerät. Ganz frei, wenn auch in Anlehnung an berühmte antike Muster, besonders an den „König Oedipus“ des Sophokles, erfand er sich den Stoff für „Die Braut von Messina“, um darzustellen, wie sich aus einem finstern Wahnglauben Frevel und Verbrechen erzeugt, und wie der Pluch der bösen That den Schuldigen quälend verfolgt und zur Sühne, d. h. zum eignen Untergange treibt. In der Form entzweite er sich hier unmöglich von der natürlichen Wirklichkeit; ganz unter dem Baue der antiken Tragödie, suchte er sogar den Chor in sein Drama einzuführen, ein Unternehmen, das trotz aller bezaubernden Schönheit des Einzelnen bei dem völlig veränderten Grundcharakter des neueren Dramas und zumal bei dem Verzicht auf die Mitwirkung der Musik im Ganzen misslingen musste. Begeistert begrüsst den Freund wie Goethe und Wilhelm von Humboldt die formale Strenge der klassisch-idealen Kunst, von der Schillers durch und durch poetisches Werk zeugte; der Dichter selbst aber wandte sich im „Wilhelm Tell“ wieder mehr der Bahn zu, in der er mit den der „Braut“ vorausgehenden Dramen gewandelt war. Die Befreiung eines idyllisch einfachen Volkes von despotischem Drucke, die Ver-

teidigung des Heiligsten, was der naive Mensch kennt, seines Hauses, seiner Familie und seiner persönlichen Freiheit, war der Vorwurf des neuen Schauspiels, dessen geschichtliche und geographische Grundlagen trefflich ausgenutzt wurden — wie meisterlich verstand es Schiller, Schweizer Land und Leute zu schildern —, dessen Motive aber durchweg rein menschlicher Natur waren. Ein Stück für alle sollte nach dem Wunsche des Dichters der „Tell“ werden; dieses Ziel wurde in unvergleichlicher Weise erreicht. Das Drama wurde vollständig wie kaum eines der früheren Trauerspiele Schillers, und viele Deutsche haben während der folgenden Zeit des schweren feindlichen Druckes aus der hier verherrlichten Befreiungsthat des Schweizer Volkes Trost und Hoffnung geschöpft.

Leider aber sollte es das letzte Werk seines Schöpfers bleiben. Zwar begann Schiller nach längerem Zögern und Schwanken zwischen mehreren Entwürfen nach ein grosses Trauerspiel, dessen Stoff der russischen Geschichte entnommen war, den „Demetrius“; aber trotz eifriger Arbeit kam er damit nicht über herrliche Bruchstücke hinaus. Am 9. Mai 1805 erlag er zu Weimar, wohin er 1799 übergesiedelt war, einem heftigen Fieberanfall. Goethe, tief gebeugt, bekannte, mit dem Freunde die Hälfte seines eigenen Daseins verloren zu haben. Das deutsche Volk verlor in Schiller seinen grössten Dramatiker und bedeutendsten Dichter überhaupt neben Goethe, einen Geschichtsschreiber und philosophischen Denker, der sich ebenbürtig den besten seiner wissenschaftlichen Nebenbuhler beigesellen durfte, einen Menschen, der unermüdet und mit höchstem Erfolge an der ästhetischen und sittlichen Ausbildung seines eigenen Wesens gearbeitet hatte und so ein Vorbild künftigen Geschlechtern zu werden verdiente. Nach strahlendster dichterischer Kunst in unverblühtem Glanze, und wenn nicht alle Zeichen lügen, wird sie noch auf lange Zeit kein Tadel trüben oder verdunkeln können. Aber auch wenn sie einst dem Los der Vergänglichkeit verfallen sollte, wird die grosse Persönlichkeit Schillers, der sittlich und künstlerisch mit sich selbst und mit allem Widrigen in seiner Umgebung ringende, siegreich ringende Mensch ewig unwandelbarer Bewunderung gewiss sein.

Franz Muncker.

John Flaxman.

(Geb. am 6. Juli 1755 zu York, gest. am 9. Dezember 1825 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 143.)

Er ist der bedeutendste englische Bildhauer seiner Zeit, wenn nicht aller Zeiten. Geboren 1755 in York, zuerst unterrichtet in der Bildhauerwerkstatt seines Vaters, dann auf der Akademie in London, wurde er ganz hineingezogen in den mächtigen Strom zum Tempel der antiken Kunst. So trieb es ihn un- widerstehlich nach Italien, wo er 1787 anlangte. Dem Begeisterten für die Hohen der alten Denkmäler ge- bührt das Verdienst, ganz und voll als einer der ersten für den edlen Klassizismus eingetreten zu sein.

Ausserordentlich fleissig studierte er alle antiken Bildwerke, und besonders die bemalten Vasen wurden ihm eine Quelle reicher Belehrung. Eifrig zeichnete er nach diesen im Umrisse gegebenen Darstellungen, und seine Bleistiftskizzen trugen ganz den Charakter derselben. Eine Reihe derselben, alle während seines Aufenthaltes in Italien ausge- führt, mehr skizzenhafte Illustrationen zu Homer, Aeschylus, Dante wurden von Pirouli u. s. gestochen. Sie gehören zu seinen besten, geistreichsten Leistungen und wurden denn auch bald Gegenstand allgemeiner Bewunderung ebenso wie seine grosse plastische Gruppe „die Wut des Athamas“, die er im Auftrage

des Grafen Bristol ausführte und sein berühmtes Werk „Der grosse Schild des Achill“, welchen er in jahrzehntelanger Arbeit mit Schlichtszenen nach Homer ausschmückte.

Zurückgekehrt nach London, 1794, wendete er sich mehr den plastischen Arbeiten zu. Seine be- bedeutendsten Leistungen sind da die Grabdenkmäler, von denen nur das einfach gross gedachte Monu- ment des Lord Mansfield in der Westminster Abtei und in der Paulskirche zu London das prächtige Grabmal Nelsons, das des Admiral Howe und die Statue Joshua Reynolds genannt seien.

Aus allen seinen Denkmälern sprechen eine reiche Erfindungsgabe und eine hohe zugleich sitti- liche Empfindung für die einfache Schönheit. Die ganze stolze Vornehmheit des englischen Aristokraten lebt in ihnen. Freilich kann uns das nicht immer entschädigen für den Mangel einer mit der ganzen Kraft eines grossen Geistes durchgeführten tiefen Empfindung und für die oft nur flüchtige Aus- führung. Aber man vergesse nicht, in welcher anderer Welt er lebte, welcher Eltern Kind er war. So gefasst, erscheint er bedeutend und gross.

Felix Knapp.

Horatio Viscount Nelson.

(Geb. am 29. September 1758 zu Burnham-Thorpe, gest. am 21. Oktober 1805 in der Seeschlacht bei Trafalgar.)

(Hierzu Bildnis No. 144.)

Der gefeierteste Seeheld des englischen Volkes wurde am 29. September 1758 im Pfarrhause zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk ge- boren. Er war erst 12 Jahre alt, als ihn sein Oheim, der Kapitän eines Linienschiffes, an Bord nahm. Von jetzt an war das Meer die Heimat des jungen Horatio, der 1771 auf einem Kaufahrtschiff die Inseln der Westindien kennen lernte, zwei Jahre später mit Kapitän Lutwidge in die unentschleierte Arktis vor- drang und 1774 als Midshipman die Gestade Indiens aus dem Ocean auftauchen sah. Im Seekriege gegen die nordamerikanischen Kolonien that sich der junge Nelson in einer Weise hervor, dass dem erst Zwanzig- jährigen das Kommando über eine bewaffnete Brigg anvertraut werden konnte, und nur ein Jahr später erhielt er den Rang eines Kapitäns.

Nach seiner 1787 erfolgten Vermählung mit einer Westindierin schied er aus dem Dienst. Kaum aber hatte das britische Kabinett der französischen

Republik den Krieg erklärt, als Nelson sich der Marine zur Verfügung stellte. Im August 1793 mit der Ueberzeugung von Aufträgen der Regierung an den britischen Gesandten zu Neapel betraut, trat ihm dort in der Gattin Lord Hamiltons jenes dramatisch bestückende Weib entgegen, das von so verhängnisvollem Einfluss auf das Leben des nation- alen Helden werden sollte.

Bei der Einnahme von Calvi auf Corsica blühte Nelson das rechte Auge ein; 1795 stieg er zum Range eines Kommodore auf. Als die britische Re- gierung sich genöthigt sah, das „vierte Königreich“ der englischen Krone, die Insel Corsica, aufzugeben, segelte Nelson hinaus in den Atlantischen Ocean, um die britischen Besitzungen in Westindien zu decken, und ferner zu verhindern, dass die französischen Republikaner in Irland einfielen. Am 14. Februar 1797 erfochten der Admiral Sir John Jervis und der Kommodore Nelson in der Nähe des Vorgebirges

St. Vincent einen glänzenden Sieg mit 15 Linienschiffen über 25 spanische; Nelson erbeutete drei feindliche Schiffe und nahm den spanischen Admiral gefangen, wofür er zum Kontradmarschal ernannt wurde. Der im Juli unternommene Angriff auf Santa Cruz, die Hauptstadt der zu den Kanariern gehörenden spanischen Insel Teneriffa, scheiterte jedoch, und hier war es, wo Nelson durch eine Kanonenkugel den rechten Arm verlor.

Die Rüstungen der Franzosen an der Küste des Mittelmeeres waren dem Londoner Kabinett nicht unbekannt geblieben, und im Januar 1798 erhielt Nelson den Befehl, alle Bewegungen des Feindes zu beobachten und ihn im Schach zu halten. Allein die Abfahrt der französischen Flotte aus dem Hafen von Toulon, die Übergabe von Malta und die Landung Bonapartes in Ägypten waren dem britischen Admiral entgangen, der endlich am 1. August auf der Rhede von Abukir die hier vor Anker liegende Flotte unter Admiral Bruys entdeckte, die von Lande her durch das Fort Abukir und eine Batterie Deckung erhielt. Einem Frontalangriff von der See-seite her hatte Bruys gehofft standhalten zu können, sein Gegner besaß jedoch die Köhnhheit, mit einem Teil seiner Streitmacht in dem seichten Fahrwasser längs des Ufers im Rücken der französischen Stellung vorzuziehen, und den linken Flügel und das Centrum derselben von zwei Seiten unter Feuer zu nehmen. In heissem Kampf, der auch noch am 2. August fortwauerte, fiel Bruys, sein Admiatlschiff „L'Orient“ ging in Feuer auf, neun Linienschiffe und zwei Fregatten gerieten in die Hände der Engländer, nur mit Mühe rettete Villeneuve zwei Linienschiffe und zwei Fregatten nach Korfu. Auf französischer Seite waren mehr als 2000 Mann gefallen oder in den Wellen umgekommen, über 7000 Mann in Gefangenschaft geraten, während die Engländer nur 900 Tote und Verwundete zu beklagen hatten. Auch hier wieder war Nelson nicht unverletzt geblieben, aber selbst eine bedeutende Kopf-wunde liess den tapfern Helden auf seinem Posten so lange ausharren, bis der Sieg ausser Frage stand, durch den die französische Expeditionarmee im Niltal von der Heimat abgeschnitten wurde.

Des ruhmgelühten Siegers Ehrgeiz war allerdings nicht befriedigt, als er erfuhr, dass die englische Regierung die folgenreiche Waffenthat vor Abukir ihm nur mit dem Titel eines Barons gelohnt hatte, doch wurde seiner Eigenliebe die grösste Genugthuung zu teil, als er nach Neapel kam, um hier den König Ferdinand zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu veranlassen. Der König, der dem englischen Geschwader drei Stunden weit entgegen gefahren war, umarmte den Helden von Abukir, nannte ihn seinen Befreier, verleihte ihm einen kost-

baren Degen und erhob ihn zum Herzog von Brenta, die Königin Maria Karoline bereicherte ihn einen glänzenden Empfang im Schloss. Der Jubel des leicht erregbaren Volkes, die Schmeicheleien der stolzen Königin, die Leidenschaft für Lady Hamilton versetzten den englischen Nationalhelden in einen Rausch, in dem ihm das Gefühl dafür abhanden kam, dass die Pläne der neapolitanischen Königin sich nicht immer mit dem Interesse Englands deckten.

Am 24. November 1798 überschritten die Neapolitaner unter dem stets vom Missgeschick verfolgten Oesterreicher Mack die Grenze, am 29. zog König Ferdinand in Rom ein, das aber schon am 10. Dezember vor den nahenden Heeresknoten der Franzosen wieder aufgegeben werden musste. Vierzehn Tage später rettete sich die bourbonische Königsfamilie auf Nelsons Schiffe und, geleitet von ihrem ergebenern Palatin, nach Palermo.

Doch schon ein halbes Jahr später ging die mit Hilfe der Franzosen entstandene Parthenopäische Republik in Trümmer. Bei der nun eintretenden erbarmungslosen Reaktion überrief Nelson selbst einen Kardinal Ruffo blutigen Angedenkens in blindwütigen Eifer gegen die „Jakobiner“. Ein willenloses Werkzeug in den Händen der leidenschaftlichen, rachsüchtigen Königin, brach er die von Ruffo mit den Republikanern abgeschlossene Kapitulation, deren Führer er an den Rufen seines Admiatlschiffes anklopfen liess (Juni 1799). Unter den schmählich Ermordeten befand sich auch der greise Fürst Caracciolo, der ehemalige Vertraute Ferdinands.

Kann eine vorurteilslose Geschichtschreibung auch davon Abstand nehmen, das Verhältnis des glorreichen Seehelden zur Lady Hamilton zu beleuchten, ohne der Parteilichkeit bezichtigt werden zu müssen, so entzieht sich der an den Republikanern Neapels begangene Wortbruch jeder Beschönigung, und dies um so mehr, je weniger ein Beweggrund ausfindig gemacht werden kann, der Nelson vom englischen Standpunkt aus wenigstens politisch zu entlasten ver möchte. Dem von der Admiralität kommenden Befehl, nach Menorca zu segeln, versagte Nelson den Gehorsam, wofür im Mai 1800 die Abberufung des unbotmässigen Flottenführers erfolgte. Im November kehrte er mit Lady Hamilton und deren Gatten nach England zurück, wo nunmehr die Finescheidung Nelsons erfolgte.

Gegen das von England zur See beanspruchte Recht der Durchsuchung neutraler Schiffe nach Kriegskontrollende hatten sich Russland, Schweden, Dänemark und Preussen vereinigt. Im März 1801 erhielten Admiral Parker und Viceadmiral Nelson den Auftrag, Dänemark mit Gewalt vom nordischen Neutralitätsbündnis abzuziehen, und den Sund für die britische Marine offen zu halten. Dieses Ziel

wurde von dem verwegen vorgehenden Nelson erreicht, der längs der unverteidigten schwedischen Küste des Sundes gesegelt war, nach fünfstündigem, blutigem Gefecht die die Königstiefe sperrende Blockschiffslinie durchbrach und die Einfahrt in den Hafen von Kopenhagen erzwingen hatte (2. April 1801). Als noch der Kampf um die Königstiefe tobte, war vom vorsichtigen Parker das Flaggensignal zum Rückzug gegeben, von Nelson jedoch nicht beachtet worden; kalbfühlig hatte er vielmehr das Fernrohr vor sein erblindetes Auge gehalten mit der spöttischen Bemerkung, das Rückzugsignal könne er durchaus nicht entdecken. Am 9. April trat Dänemark aus dem Neutralitätsbund und erkannte das Durchsuchungsrecht Englands an. Nelson, der schon vor der dänischen Expedition zum Vizeadmiral der Blauen Flagge ernannt worden war, wurde jetzt zum Viscount erhoben.

Am 16. August 1801 unternahm er mit der englischen Küstenflotte auf das französische Geschwader von Boulogne einen Angriff, der jedoch misslang. Nach dem Friedensschluss von Amiens zog er sich auf ein Besitztum der Familie Hamilton in der Grafschaft Surrey zurück. Als dann 1803 der Krieg mit Frankreich von neuem ausbrach, erhielt Nelson das Kommando im Mittelmeer.

Am 21. Oktober 1805 trafen Nelson und Collingwood nahe dem Vorgebirge Trafalgar zwischen Cádiz und Gibraltar mit 27 Linien Schiffen auf die 33 Linien-Schiffe starke Flotte der vereinigten Franzosen und Spanier unter Villeneuve und Lucas. Mit den knappen Worten: „England expects every man to do his duty“ feuerte Nelson die Seinen zu todesverachtender

Energie an. Nach einem auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit geführten dreistündigen Kampfe blieben die Engländer durch ihre ausgebildete Manövrierfähigkeit und geschicktere Leitung des Artilleriefeuers Sieger. Mehr als zwanzig Schiffe der Gegner fielen ihnen zur Beute, oder trieben als wehrlose Wracks auf den Weg. Villeneuve geriet in Kriegsgefangenschaft. Aber noch während der Schlacht hatte der Oberbefehlshaber der siegreichen Flotte durch eine Musketenkugel die tödliche Wunde empfangen. Seine letzten Augenblicke wurden dem Sterbenden durch die Botschaft von der Vernichtung des Gegners verkürrt. Nun stand England als meerrherrschende Macht ohne jeden Nebenbuhler da, und lange Jahrzehnte sollte es währen, ehe sich die Marine Frankreichs von diesen gewaltigen Schläge wieder erholt.

In der Paulskirche zu London ist der Sieger von Abukir und Trafalgar bestattet, auf der Granitstufe des Trafalgar Square daselbst, wie an der Felsenküste von Argosien halten gigantische Standbilder das Andenken des grossen Flottenführers wach, dessen Titel zuerst auf den Bruder, dann auf die Nachkommen der Schwester übergangen. Noch in der Todesstunde hatte Nelson des von ihm vergötterten Weibes und der Tochter gedacht, die Lady Hamilton, seit 1803 Witwe, ihm geboren hatte, aber weder die Regierung noch die Angehörigen des gefallenen Admirals achteten seines letzten Willens.

Zehn Jahre später starb in tiefstem Elend jene glänzende Erscheinung, die der Dämon des grossen Mannes gewesen ist.

Karl Witke.

Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.

(Geb. am 1. Mai 1769 auf Dangan Castle, gest. am 14. September 1812 auf Welmer Castle bei Dover.)

(Hierzu Bildnis No. 122.)

Jedermann ist einverstanden, dass Sie das militärische Ansehen Englands in Europa auf eine Höhe erhoben haben, auf der es seit den Feldzügen Marlboroughs niemals gestanden hat“, schrieb Graf Liverpool dem Sieger von Talavera. Mag auch der Herzog von Wellington von seinen Landsleuten nicht selten geradezu überschwänglich gefeiert worden sein, die Worte Liverpools sind dennoch völlig zutreffend. Auf jeden Fall müssen die Feldherrngaben eines Mannes hoch veranschlagt werden, der mit seinen hurt zusammengewetzten Scharen auf der Pyrenäenhalbinsel in zahlreichen Schlachten die auserlesensten französischen Truppen unter so bewährten Führern wie Masséna, Marmont und

Soult zum Weichen brachte und schliesslich auf der Walsart von Waterloo dem ersten Strategen nicht nur des 19. Jahrhunderts köhn die Stirn bot.

Wellingtons Siege auf portugiesischem und spanischem Boden sind es gewesen, die den englischen Schiffen, dem britischen Handel die lange hartnäckig verschlossen gehaltenen Häfen der mittel- und südamerikanischen Kolonialländer erschlossen haben. Nicht mit Unrecht hat man den genialen Zug in der Kriegsführung Wellingtons vermisst, sicher ist aber, dass das durchaus methodische Vorgehen, die unausgesetzte geübte Vorsicht des englischen Generalissimus dem britischen Heere auf dem iberischen Kriegsschauplatze jede Niederlage erspart haben.

Sir Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, wurde am 1. Mai 1769 auf Dangan-Castle in der irischen Grafschaft Meath als der dritte Sohn des Grafen von Mornington geboren. Zu Erben und auf der französischen Militärschule in Angers ausgebildet, trat er achtzehn Jahre alt als Fähnrich in die englische Armee und nahm 1794 als Oberlieutenant im 33. Infanterie-Regiment am Feldzug in den Niederlanden teil.

Als sein älterer Bruder Richard Wellesley 1797 Generalgouverneur in Ostindien geworden war, übernahm Arthur dort mit Auszeichnung gegen den Sultan Tippu Sahib von Mysur und gegen die Marathen; 1801 wurde er Generalsmajor und Gouverneur von Seringapatam, der einstigen Residenz des Sultans, der da gehofft hatte, die ihm befreundeten Franzosen würden von Ägypten aus dem Dekkan die Befreiung von der drohenden englischen Herrschaft bringen.

Im Jahre 1805 kehrte Wellesley nach der Heimkehr zurück, wurde 1807 Staatssekretär für Irland im Kabinett Portland, verhandelte die Kapitulation von Kopenhagen und ging mit 10000 Mann als Generallieutenant im Juli 1808 nach Portugal, erfocht hier am 17. und 21. August bei Roliça und Vimieiro rasch hinter einander zwei Siege über die Franzosen unter Junot und hielt mit seiner Missbilligung nicht zurück, als die von Burrard abgeschlossene Kapitulation von Cintra (20. August) zwar Portugal der englischen Okkupation in die Hände spielte, das feindliche Korps jedoch mit Waffen und Bagage nach Frankreich überführte.

Schon im Frühjahr 1809 die Monarchie Joseph Bonapartes in Spanien feste Wurzeln schlagen zu wollen, so sollte doch gerade um diese Zeit die den Franzosen ungünstige Wendung auf der Pyrenäenhalbinsel sich vorbereiten. Auf Cannings Betreiben hatte am 14. Januar 1809 die englische Regierung ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Centraljunta in Sevilla geschlossen; im April wurde Wellesley zum Generalissimus der inzwischen verstärkten englischen Streitkräfte auf der Halbinsel und von der portugiesischen Regentenschaft zum Oberbefehlshaber von deren Truppen ernannt. Soult, der inzwischen die Provinzen Entre Minho e Douro und Trax os montes besetzt hatte, musste vor den 25000 Mann Wellesleys wieder über die Grenze Portugals zurückweichen. Der am 28. Juli über Victor erfochtene Sieg der Engländer bei Talavera de la Reina brachte diesen jedoch bei einem Verlust von 6000 Mann an Toten und Verwundeten keinen Nutzen. Die nicht hinreichende Unterstützung durch die Spanier und die Bedrohung im Rücken durch Soult veranlassten Wellesley zum Rückzug nach Portugal.

Der Feldzug von 1809 hatte auf spanischer Seite zum Misstrauen gegen Wellesley, auf englischer zur Geringschätzung der revolutionären Centraljunta geführt, die von ihrem Bundesgenossen geradezu der Botschaftigkeit beschuldigt wurde. Auf dem Höhenzug über, der in der portugiesischen Provinz Estremadura zwischen dem rechten Ufer des Tajo und der Meerestüste hinzieht, führte jetzt der englische Generalissimus die dreifachen Befestigungs-Festungen von Torres Vedras auf, die mit Artillerie besetzt und von 70000 Engländern, Portugiesen und Spaniern verteidigt, der Invasionsarmee eine feste uneinnehmbare Stellung sicherten.

Während die konstituierenden Cortes von Cadix zusammentraten, um den Versuch zu unternehmen, den in Spanien seit dreihundert Jahren herrschenden Absolutismus durch die Volkssouveränität zu ersetzen, gingen Masséna und Ney gegen den Rückhalt vor, den die antifranzösische Partei Spaniens im beschriebenen Königreich hatte. Nach dem blutigen Ringen bei der Karthause Busaco (27. September 1810) zog sich Wellesley hinter die Verschanzungen von Torres Vedras zurück. Die ergebnislose Belagerung Lissabons während des Winters auf 1811 verdankte den Kriegsrühm Masséna; der Rückzug dieses französischen Marschalls und seine Niederlage bei Fuentes de Oñore (3. und 5. Mai 1811) hatten die Rückberufung des verdienten Heerführers zur Folge. Jetzt erhielt Wellesley von der Insurgenten-Regierung in Cadix den Oberbefehl über deren Streitkräfte in den westlichen Provinzen, nachdem sie sich kurz vorher endlich dazu verstanden hatte, um die Unterstützung Englands nicht einzubüssen, den Verbündeten des Handel in den überseeischen Besitzungen freizugeben.

Wellesley, der Anfang September 1811 zum zweiten Male den Rückzug nach Portugal angetreten hatte, nahm am 19. Januar 1812 die Festung Ciudad Rodrigo mit Sturm. Am 6. April fiel Badajoz in seine Hände. Mit einem Heer von 55000 Mann rückte er in Leon ein und bemächtigte sich am 28. Juni der Stadt Salamanca, schlug am 23. Juli Masséna bei den Arapiles und zog am 12. August in Madrid ein, wo er als Schirmherr der Verfassung von 1812 gepriesen, zum Grand cezar Klasse und Herzog von Ciudad Rodrigo erhoben und zum Hochkommandierenden aller spanischen Truppen ernannt wurde. Vor Burgos kam jedoch für denselben noch der Angriff der Engländer zum Stehen, worauf Wellesley, der am 3. Oktober zum Marquis von Wellington erhoben wurde, auf Salamanca und dann auf Ciudad Rodrigo zurückging. Am 2. November 1812 konnte Joseph Bonaparte noch einmal, das letzte Mal, seinen Einzug in Madrid halten.

Wohl wurde Wellington von der Regentschaft in Cádiz mit den weitgehendsten Vollmachten in militärischer und administrativer Hinsicht betraut, der mit zunehmender Erbitterung geführte Parteienkampf zwischen den Servilen und Liberalen jedoch erfüllte den englischen Machthaber mit sich steigendem Missbehagen. Inzwischen war die Katastrophe in Russland hereingebrochen. Im Mai 1813 ging deshalb Wellington mit 100.000 Mann zu energischem Angriff gegen die Franzosen vor, über die er am 21. Juni bei Vittoria einen seiner glänzendsten Siege erfocht. Am 31. August nahm der neue englische Feldmarschall die wichtige Seefestung San Sebastian mit stürmender Hand, am 31. Oktober öffnete ihm Pamplona die Tore. Im November wurden die Pyrenäen überschritten, am 27. Februar 1814 Soult bei Orthez geworfen. Der Sieg in der Schlacht bei Toulouse am 10. April beendete diesen Krieg, der ununterbrochen fast sechs Jahre gewährt hatte.

Der mit Titel und Witrden von den beiden überischen Königreichen überschüttete Feldherr, dem das englische Parlament 1812 und 1814 Donationen im Gesamtbetrage von 600.000 Pfd. Sterl. bewilligt hatte, wurde am 11. Mai 1814 zum Herzog von Wellington erhoben. Zunächst vertrat er seine Regierung als ausserordentlicher Gesandter in den Tuilerien und seit dem 1. Februar 1815 auf dem Wiener Kongress. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba übernahm er den Oberbefehl über eine Armee in Belgien, die aus 33.000 Engländern, 37.000 Deutschen und 25.000 Niederländern zusammengesetzt war. Am 16. Juni hielt er bei Quatrebras gegen Ney Stand, ging am Vormitag des 17. in der Richtung auf Brüssel zurück und nahm gegen Abend vorwärts von Mont Saint-Jean Stellung, um hier den Angriff des französischen Kaisers zu erwarten, der am 18. erfolgte. Trotzdem La Haye Sainte und Papelotte von der Infanterie d'Erlons genommen wurde, hielt der Herzog seine Position mit eiserner Beharrlichkeit. Zwar durchbruch der gegen 7 Uhr abends erfolgende Stoss der Kaisergarde die britischen Reihen, erlahmte aber an den letzten Linien, während Blücher von Osten her den Gegner aufrollte.

Der vom König der Niederlande zum Fürsten von Waterloo ernannte Herzog marschierte mit Blücher gegen Paris, in das beide am 7. Juli einrückten. Hier setzte Wellington seinen ganzen Einfluss ein für die Rückberufung der Bourbons, hielt aber mit seinem Unwillen nicht zurück, als in Paris die Hoftpartei alle liberal angehauchten Elemente rücksichtslos verdrängte. Ein düsterer Schatten fällt demnach auf das Andenken des englischen Herzogs dadurch, dass er die Prozessierung

des Marschalls Ney zuließ, trotzdem die am 3. Juli 1815 auch von Wellington unterzeichnete Konvention von Saint-Cloud politische Amnestie verheissen hatte. Nach dem Vertrag vom 20. November wurde dem englischen Feldmarschall das Oberkommando über die 150.000 Mann starke Okkupationsarmee in Frankreich übertragen, 1827 erfolgte seine Ernennung zum Höchstkommmandierenden des britischen Heeres.

Im Jahre 1823 hatte er als englischer Bevollmächtigter am Kongress von Verona teilgenommen, im März 1826 war er in ausserordentlicher Mission nach St. Petersburg gegangen, um den Kaiser Nikolaus I. zur Thronbesteigung zu beglückwünschen. Trotzdem ein russisches Bündnis keineswegs den Ansichten Wellingtons entsprach, unterzeichnete er doch im Auftrage Canning's am 4. April das Petersburger Protokoll, worin sich England und Russland verpflichteten, die Aussonderung zwischen der Hohen Pforte und den aufständischen Griechen anzubahnen.

Das vom Herzog im Januar 1828 gebildete Tory-Ministerium, in welchem er selbst das Portefeuille des Ersten Lords des Schatzes übernahm, ist durch die von Robert Peel eingebrachte Emanzipations-Bill zu Gunsten der Katholiken denkwürdig geworden, die am 13. April 1829 die Königl. Bestätigung erhielt. Die Thronbesteigung Wilhelms IV. veranlasste den Rücktritt der Tories im November 1830. Im ersten Kabinett Robert Peel, das nur vom November 1834 bis zum 8. April 1835 im Amte war, leitete Wellington die auswärtigen Angelegenheiten. Im zweiten Ministerium Peel, das vom 1. September 1841 bis zum 29. Juni 1845 das Staatsruder lenkte, übernahm er kein bestimmtes Departement, trat aber nachdrücklich für die Freihandelspolitik des Kabinetts ein. Bis zu seinem am 14. September 1852 auf Walmer Castle bei Dover erfolgten Ableben holte die Königin nicht selten den Rat des greisen Staatsmannes in besonders schwierigen Fragen ein, denn gross war das Ansehen des „Siegens von Waterloo“ beim ganzen Volke, mochten ihm auch die Whigs zeitweise grossen wegen der uermüthlichen Opposition in der Parlamentsreform, oder die Ultra-Tories mit seiner Haltung in der Frage der Katholikenemanzipation und des Freihandels unzufrieden sein. Ohne in der Jugend im Unterhause noch auch später im Hause der Lords durch glänzende Beredsamkeit bestochen zu haben, überzeugte Wellington doch oft durch die Klarheit und Entschiedenheit seiner Worte, die wieder ein Ausdruck waren jener Verstandeschärfe, unbeugsamen Willenskraft und warmen Vaterlandsliebe, die den Besten des englischen Volkes eignen, und die das Staatswesen der Angelsachsen zu seiner Stellung erhoben haben.

Karl Wülke.

George Eliot.

(Geb. am 29. November 1819 zu South Farm bei Colton in Warwick, gest. am 22. Dezember 1880 in London.)
(Hierzu Bildnis No. 143.)

Neben den beiden grossen Romanschriftstellern Englands in diesem Jahrhundert, neben Dickens und Thackeray, steht als Dritter im Bunde eine Frau, ein echter Typus des „neuen Weibes“, von dem unser Zeitalter so viel hat lernen lernen, eine vollendete Verkörperung des Emanzipationsgedankens in seiner radikalsten Form. George Eliot ist das Weib als Mann; im Vergleich mit ihr erscheint George Sand, welche an Wissen und Verstandeskraft von der Engländerin bei weitem übertroffen wird, als rein romantische Schwärmerin und Dickens als gefühlvolles Mädchen. Auf den ersten Anblick weist kein Erzähler des neueren Englands so männliches Wesen und so männliche Züge auf wie diese Erzählerin; sieht man aber näher zu, so kommt doch auch bei ihr das Weib zum Vorschein, und es gereicht ihm nicht immer zum Vorteil, dass es aus seiner Natur heraus will. Der Eliotsche Emanzipationsgeist sucht den Gedanken der Frauenbefreiung noch wesentlich in der Männerkopie und in der Verwischung der Geschlechter und trägt so den Charakter der ersten Anfänge der Frauenbewegung, der heute schon besser überwunden ward. Man kann sich daher nicht wundern, dass bei den drei bekanntesten englischen Romanschriftstellern dieses Jahrhunderts der Geschlechtscharakter wie vertauscht erscheint. Dickens ist der Gefühlsmensch, George Eliot, die Frau, hingegen eine Verstandeskünstlerin, Thackeray ist eine häuslich-praktische Natur, mit Sinn für das Nächst-Nützliche, George Eliot ein philosophischer Geist, der ins Allgemeine hinausdringt. Von den dreien ist sie die Gelehrteste, die Gebildetste, die in der modernen Weltanschauung Radikalste und Fortgeschrittenste. Ihrem eigentlichen Namen nach heisst sie Mary Anne Evans und war die Tochter eines Zimmermanns. In Coventry verbrachte sie den grössten Teil ihrer Jugend- und Lernjahre und eignete sich mit dem energischen Wissensdrang, der ihr eigen war, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch, von neueren Sprachen Deutsch, Französisch und Italienisch an. Früh nahm ihr Geist die freieste Richtung. Sie trat zuerst mit

Uebersetzungen von Strauss' „Leben Jesu“, Feuerbachs „Wesen des Christentums“, Spinozas „Ethik“ hervor und stand zu Herbert Spencer in nahen freundschaftlichen Beziehungen. Ihre Weltanschauung ist daher die des radikalsten Materialismus dieser Männer und sie hat ihn eifrig verfochten, und in ihrem Zusammenleben mit C. H. Lewis, dem bekannten Goetheforscher, suchte sie neuen gegen die Ehe gerichteten Ideen sich ungeeignet. Aber der so philosophische Geist ihrer Romane, der stark zur Geltung kommt und kaum zum Vorteil der Kunst, ist eben ein Geist aus zweiter Hand. Sie hat ihre Ideen nur von Anderen, von den Männern übernommen, und keine eigenen genützt. Sie spricht über die Dinge, und ihre Gedankenwelt wächst nicht aus dem dichterischen Erlebnis heraus. Der reflektierende Charakter beherrscht daher ihren Roman, und auch die psychologische Schilderung, in der sie vor allem Meisterin ist, ihre sehr feine, genaue und ausführliche, fast zu eigene Seelenanalyse stammt mehr aus der Studierstube der Wissenschaft als aus den Gebieten der eigentlich poetischen Auffassung.

Doch eine grosse und bedeutsame, kraftvolle Persönlichkeit, eine scharfe Lebensbeobachterin, eine kühne, leidenschaftliche und phantasievolle Natur tritt überall hervor, und wenn sie ihre Werke nicht durch Kompositionslosigkeit und etwas zu ausschweifende Redseligkeit schädigt, so stehen diese in der allerersten Reihe dessen, was die Romanliteratur dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Wenn Dickens und Thackeray das Londoner Grossstadtleben schildern, so ist sie die meisterhafte Darstellerin des Lebens in der Provinz: „Adam Bede“, „The mill on the floss“, die novellistisch-psychologische Studie „Silas Marner“, „Middlemarch“ und „Daniel Deronda“, letzterer Roman eine schwärmerische Verherrlichung des Judentums, stehen unter ihren Erzählungen obenan. Ausserdem veröffentlichte sie auch bemerkenswerte Versdichtungen und eine Sammlung geistvoller Essays: „Impressions of Theophrastus Such“.

Julius Hart.

Gioachimo Rossini.

(Geb. am 29. Februar 1792 in Pesaro, gest. am 14. November 1868 in Paris.)

(Hörner-Bildnis No. 144.)

In neuerer Zeit, und zumal in Deutschland, ist es Sitte geworden, in Rossini den tiefsten Verfall der Tonkunst, den Sieg des „Materialismus“ in der Musik zu beklagen, und ihn als den Vertreter einer geradezu frivolten Richtung hinzustellen. Nach dem ersten Begeisterungssturm, den sein Auftreten allort hervorgerufen hatte, erfolgte naturgemäss ein Rückschlag, und man begreift das herbe Urtheil, das manche der um den italienischen Maestro nur zu oft vernachlässigten deutschen Tonsetzer seiner Ueberschätzung entgegengesetzt haben. Eine gerechte Würdigung wird jedoch die Bedeutung nicht verkennen dürfen, die Rossini für seine Zeit und für die Entwicklung der modernen Oper gehabt hat, sie wird ihn, wie jeden Künstler, als kulturhistorische Erscheinung betrachten und demgemäss erklären müssen. Zunächst kann seine Musik nur vom italienischen Standpunkt aus ganz begriffen werden; hier erscheint sie mit ihrem Kultus der Melodie als die natürliche Fortbildung nationaler Traditionen, wie sie seit Alessandro Scarlatti und Stradella in der neapolitanischen Schule bestanden haben. Konnte auf diesem Wege auch nicht das Ideal des musikalischen Dramas erreicht werden, so wurde doch die von Rossini eingeleitete Bewegung bestimmend für das ganze Opernwesen Italiens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Bellini, Donizetti und der jüngere Verdi, sie alle stehen auf seinen Schultern und wären ohne ihn undenkbar. Die Konzeptionen ferner, die Rossini der Keckfertigkeit der Sänger machte, und mit denen er — auch das ist nicht zu übersehen — die Technik der Gesangs-kunst nach mancher Richtung hin wesentlich bereicherte, erklären sich aus der selbstherrlichen Stellung, die den Grössen der Opernbühnen zu seiner Zeit eingeräumt wurde. Rossini war der Komponist der Primadonnen und berühmten Sängesmeister, deren Vergötterung beim grossen Publikum gerade damals in Blüte stand. Rossini war aber auch recht eigentlich der Komponist der Restaurationsepoche. Man darf in seinen Werken nicht die grossen Zeitideen suchen, die sich aus dem öffentlichen Leben geföhrt hatten; nur wo sie, wie im „Fell“, zum Mitleiden gebracht werden, trägt auch seine Musik einen bedeutenderen Charakter. Mit dem Vorwurf des „Sinnengenusss“, dem die Werke Rossinis vorwiegend dienen sollen, ist vollends viel Mißbrauch getrieben worden. Bei keiner Kunst sollte dieser Begriff vorsichtiger gebraucht werden als bei der Musik, in der ja das Materielle und das Spirituelle

des Klanges meist zusammenfällt. Was dem Laien blosser Ohrenkitzel dünkt, kann dem Musiker als reiner Wohlklang noch eine Offenbarung des Edelsten sein. Dem schönheirrunkenen Ohre schwindet der Begriff des Frivolen, und es bleibt nur der Unterschied des mehr oder weniger beziehungevollen Tonspiels übrig.

Gioachimo Rossini ist am 29. Februar 1792 in Pesaro geboren, einem kleinen Städtchen im ehemaligen Kirchenstaat. Sein Vater verband dort mit dem Amte eines Stadttrompeters das eines Aufsehers des Schlachthauses. Er wird als ein unruhiger Kopf und — was im Hinblick auf unsere Komponisten interessant ist — als ein lustiger Gesell geschildert, der wegen seines fröhlichen Charakters den Spitznamen „il vivazzo“ erhielt. Die Mutter war gleichfalls musikalisch begabt, besass eine schöne Stimme und sang in kleinen Opernunternehmungen die *seconda donna*, d. h. zweite Partica. Von 1799 ab lebte die Familie in Bologna in dürftigen Verhältnissen, auf die Einnahmen angewiesen, die der Vater als Hornist, die Mutter als Sängerin sich gelegentlich verschaffen konnten. Das Söhnchen, dessen Stimme frühzeitig gebildet wurde, und der auch etwas Klavier spielen lernte, betheiligte sich bald an ihren Produktionen. So stand Rossini schon als Kind mitten in einem praktischen Musikantenn. Als der Sturz eintrat, schloss er sich herumziehenden Operntruppen an, studierte den Sängern die Rollen ein und leitete am Klavier die Chorproben. Eigentlichen Unterricht hatte er vom 15. Jahre ab zuerst von Angelo Tesei erhalten. Im März 1807 trat er in das Lyceum zu Bologna ein, wo er, wie später Donizetti, Schüler des Stanislao Mattei wurde. Allzu viel hat er von seinem Lehrer nicht gelernt; zeitweilen vermißte er die polyphone Schreibweise, die ihm weder zusagte, noch geläufig war. Dagegen entwickelten sich der Reichthum und die Leichtigkeit seiner Erfindung überraschend schnell. Die Kompositionen, die während der Konservatoriumszeit entstanden sind, können wir hier so gut wie die ersten Opern, die in Venedig herauskamen, übergehen. Der erste grössere Erfolg Rossinis war die für die Scala in Mailand geschriebene Oper „La pietra di paragone“. Der „Tancredi“, 1813 für Venedig geschrieben, legte dann den Grund zu seinem eigentlichen Ruhme. In dieser Oper wirkte Rossini durch bis dahin ungekannte Mittel. Die Ueppigkeit seiner Melodie, die allen Glanz der zu höchster Blüte entwickelten Gesangskunst zu

Hilfe nahm, das hinreißende Feuer seines musikalischen Temperamentes, die bei aller Leichtigkeit des orchestralen Gefüges süsserst effektvolle Instrumentierung oben einen mächtigen Reiz aus. Die neue Art erwarb Rossini begeisterte Anhänger in Oberitalien, wo man ihn bald als einen der führenden Geister feierte; aber fast zehn Jahre dauerte es noch, bis auch das Ausland ihn voll anerkannte.

Dem „Teodoro“ folgte 1813 „Italiana in Algeri“, 1815 „Elisabetta“ — wichtig durch die Einführung des Streichquartetts zur Begleitung der Secco-Recitative —, 1816 der „Barbiere di Siviglia“, für Rom in 13 Tagen geschrieben; im selben Jahre der „Otello“, 1817 die „Cenerentola“ und „La gazza ladra“, 1818 „Mosè“, 1819 „La Donna del Lago“ (nach dem Roman Walter Scotts) und 1820 „Maometto“, den er später für die französische Bühne als „Le siège de Corinthe“ bearbeitet hat. Zwischen diese Hauptwerke fällt die Komposition einer ganzen Reihe wertloser Opern, die so schnell, wie sie entstanden, auch der Vergessenheit anheimfielen. Durch die Schnelligkeit, mit der Rossini arbeitete — oft schrieb er drei, auch mehr Opern in einer Saison —, erhielt seine Schreibweise etwas Schablonenhaftes; die Ausführung war gar zu flüchtig, gewisse Effekte, wie zum Beispiel sein berühmtes Crescendo, nutzte er bis zum Ueberdruß ab. In seinen glücklichsten Schöpfungen aber trat immer mehr der einschmelzende Zauber seiner Tonsprache hervor und liess manches vergessen, selbst die Thatsache, dass Rossini kein eigentlich dramatischer Komponist war, dass ihm mit wenigen Ausnahmen die tiefere musikalische Charakteristik versagt blieb. Seine Musik hat zumeist etwas Concerzierendes. Mit ihrer eindringlichen und lebendigen Wirkung entsprach sie jedoch allen Anforderungen, die das Theater seiner Zeit an eine Oper stellte. Ein weiterer Grund ihres Erfolges ist in der Freiheit der formellen Gestaltung zu suchen, mit der sich der Komponist über alle Traditionen der opera seria und buffa hinwegsetzte.

Die fruchtbarste Zeit für Rossini waren die in Neapel verlebten Jahre, während deren er für die Unternehmungen des Directors Barbaja thätig war. Barbaja wusste sein Talent auszunutzen, verhalf ihm aber auch durch immer glänzendere Honorare, wie durch die Teilnahme, die er ihm an seiner Spielbank eintrug, zu zusserem Wohlstand. Als in Neapel die Revolution ausgebrochen war, folgte Rossini seinen Impressario nach Wien, nachdem er sich vorher mit der berühmten Altistin Isabella Colbrand, für die die Hauptrollen vieler seiner Opern geschrieben sind, verheiratet hatte. Nach dreimonatlichem, erfolgreichen Aufenthalte in Wien ging er mit seiner Gattin nach Italien zurück; die kühle Auf-

nahme aber, die seine Oper „Semiramide“ 1823 in Venedig fand, soll ihn veranlasst haben, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren. Er wendete sich zunächst nach London und feierte dort Triumphe, die ihm in Fülle Gold und Ehren brachten; dann liess er sich dauernd in Paris nieder. Die Directionsführung des italienischen Theaters, die man ihm hier übertrug, sagte ihm nicht lange zu, und so wurde für ihn die Stelle eines „Generalinspektors des Gesanges in Frankreich“ geschaffen mit 20.000 Franz. jährlichem Gehalt. Der Meister machte sich selbst in seiner striasistischen Weise über diese Stellung lustig, wenn er ganz ernsthaft auf der Strasse dem wüsten Gejohle herrunkender Gestalten lauschte, mit dem Bemerkten, dass dies zu seinen artistischen Funktionen gehöre.

Der Aufenthalt in Paris hatte auf Rossini dieselbe vertiefende Wirkung wie auf seine Landsleute Bellini und Donizetti. Die Berührung mit dem französischen Geiste schärfte seinen Sinn für das Dramatische; seine behäglichke Existenz und andererseits der angesporntere Ehrgeiz liessen ihn langsamer und sorgfältiger arbeiten. Die Früchte dieser Umwandlung zeigten sich in der Umarbeitung zweier älterer Werke, des „Maometto“ (1826) und des „Mosè“ (1827), vor allem aber in seinem Meisterwerke, dem 1829 auf die Anregung von Aubers „Stimme von Portici“ komponierten „Tell“, dem Reifsten und Bedeutendsten, was wir überhaupt seinem Genius verdanken. Der „Tell“ bezeichnet den Höhepunkt und zugleich das Ende von Rossinis Theaterlaufbahn. Nach 1830, also von seinem 37. Jahre bis zu seinem 1868 erfolgten Tode, hat Rossini so gut wie nichts mehr geschrieben. Ausser dem berühmt gewordenen „Stabat Mater“ (1852) entstanden nur noch einige Kleinigkeiten für Gesang, die „Soirée musicale“ und eine Messe (1864), die er kurz vor seinem Ende schnell noch instrumentierte, damit sie nicht „den Herren Sax und Berlioz in die Hände fiel“, die sonst nach seinem Tode mit ihren Saxophones und anderen Riesen des modernen Orchesters klotzen und seine „armen Singstimmen totschlugen“.

Gerade also die Hälfte seines Daseins verbrachte dieser so reich begabte, aber in jeder Beziehung merkwürdige Mann in einem gemässigten Stilleben. Seine „Faulheit“ und sein Hang zur Tafelfreude waren bald in aller Munde; aber kein Drögen und kein Spott vermochten ihn aus seinem Schweigen herauszulocken. Was er als Künstler zu sagen hatte, schien ihm wohl erschöpft zu sein; von dem Treiben der Parteien, von den mancherlei Kämpfen, deren Zeuge er noch ward, hielt er sich vornehm fern. Nach 1829 hielt er sich bald in Bologna, bald in Florenz auf, dann lebte er wieder in Paris oder in

seiner Villa zu Passy, in seinem von allen Berühmtheiten des Tages gern besuchten Hause eine anmuthige und wehmüthige Geselligkeit pflegend. Obgleich aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hatte sich Rossini eine gewisse universale Bildung aneignen gewusst; er galt als geistreich und feinsinnig, und befreundet in weiteren Kreisen war sein treffender und schlagfertiger Witz.

Als Rossini im Jahre 1868 starb, hinterliess er keine Lücke im Kunstleben; für die Musik war er schon lange tot. Die Gegenwart kennt ihn nur noch aus zweien seiner Opern: dem „Barbier von Sevilla“ und dem „Tello“. Sie freilich gehören zu

den Meisterwerken aller Zeiten und werden sich noch lange erhalten. Im „Barbier“, dem unübertroffenen Muster musikalischen Prohainus, geistreichen Witzes und übersprudelnder Laune, besitzen wir das einzige noch lebendige Exemplar der alten Opernbufa. Die Bedeutung des „Tello“ liegt in der erhabenen Schlichtheit und Würde, in der Charakteristik und klanglichen Schönheit, die seine Musik trotz manchem Verblässen auszeichnen. Wer diese besten Werke Rossinis unpflegen zu geniessen vermag, wird der musikalischen Genialität ihres Schöpfers die höchste Bewunderung freudig entgegenbringen.

Leopold Schmidt.

Hippolyte Taine.

(Geb. am 21. April 1828 zu Vouziers (Ardennes), gest. am 5. März 1893 zu Paris.)

[Hierzu Bildnis No. 143.]

Unter den Männern, die auf das geistige Leben des französischen Volkes in den letzten fünfzig Jahren einen bestimmenden Einfluss ausgeübt haben, nimmt Taine unstreitig einen der ersten Plätze ein. Schroffer und entschiedener als in irgend einem andern Lande schlossen sich in Frankreich bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus die philosophischen und historischen Wissenschaften gegen alle von der Naturwissenschaft ausgehenden Einwirkungen ab. Das herrschende philosophische System des „Elektrizismus“ hielt an der Gegenüberstellung von Natur und Geist, Naturgesetzlichkeit und Freiheit wie an einem unerschütterlichen Dogma fest. Taine gelang es, die Macht dieses Dogmas zu brechen, und die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Dinge auch in den Geisteswissenschaften, insonderheit in der Philosophie und Geschichte zur Geltung zu bringen. Schon als Student bekannte er sich, angeregt durch das Studium Spinozas, zum strengen Determinismus, d. h. er war überzeugt, dass der Mensch nur ein Glied im Naturganzen, und dass in der geistigen Welt, ebenso wie in der materiellen, alles durch notwendig wirkende Ursachen bestimmt sei; und seine späteren Werke zielen alle darauf hin, die Richtigkeit dieser Anschauung auf den verschiedensten Gebieten an der Hand der Thatsachen zu erweisen. Mag Taine in seinen ethnographischen Arbeiten die Eigenartlichkeiten von Land und Leuten schildern, oder mag er in seinen literarischen und kunstgeschichtlichen Schriften die Erzeugnisse der schöpferischen Phantasie zum Gegenstande nehmen, oder mag er als Historiker die geschicht-

liche Entwicklung verfolgen, stets ist sein Augenmerk darauf gerichtet, zu zeigen, wie nach Lage der Umstände jeweilig nur diese und keine andern Ergebnisse entstehen konnten. Eine einfache Folge hiervon ist, dass für Taine der Begriff der in sich selbst gegründeten, nach eigenem Gesetz wirkenden Persönlichkeit nicht existiert. Die einzelne Persönlichkeit, selbst die originellste und wichtigste, ist für ihn ganz und gar Produkte der äusseren Bedingungen. Dies ist die bekannte Theorie vom „milieu“, aus der, wie bekannt, der moderne französische Naturalismus die äussersten Konsequenzen gezogen hat.

Geboren wurde Taine am 21. April 1828 zu Vouziers (Ardennes) als Sohn eines Rechtsanwalts. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der der Familie nur ein bescheidenes Vermögen hinterliess, zog die Mutter mit ihren Kindern nach Paris, wo der junge Hippolyte das Collège Bourbon besuchte. Bald nahm er hier den ersten Platz unter seinen Mitschülern ein und verliess 1848 die Anstalt mit der doppelten Würde eines bachelier-ès-lettres und ès-sciences. Zusammen mit About, Sarcy, Barnave und anderen später bekannt gewordenen Jünglingen bezog er nunmehr die Normalschule, wo er seine Studien nach einem selbstgemachten umfassenden Plane in streng geregelter Weise fortsetzte. Unter anderem lernte er freiwillig Englisch und Deutsch, letzteres um die deutschen Philosophen, besonders Hegel, zu lesen. Der schroffe Gegensatz, in dem seine unverhehlten ausgedrückten allgemeinen Ansichten zu denen der herrschenden Schule standen, bewirkte, dass man ihn in der Prüfung für das

Lehrfach der Philosophie, zu der er sich 1851 gemeldet hatte, durchfallen liess. Trotzdem wurde er vom Unterrichtsminister provisorisch als Gymnasiallehrer in Toulon und Nevers beschäftigt, bis er sich durch seine Weigerung, das Zirkular zu unterschreiben, in dem das Lehrpersonal nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 dem Präsidenten seine Zustimmung und Ergebenheit ausdrücken sollte, im Staatsdienst unmöglich machte. Er widmete sich nunmehr in Paris seiner wissenschaftlichen Fortbildung, hauptsächlich in den Naturwissenschaften. Durch eine Abhandlung über Lafonssine, in der seine Methode bereits klar hervortritt, erwarb er sich 1853 den Dokortitel und bereits im folgenden Jahre durch seinen „Essai sur Tine-Live“ einen Preis der Akademie, obwohl in dem Urteil bei dem jungen Gelehrten die „gebührende Bewunderung für den grossen Mann“ vermisst wurde. Von einer ganz anderen Seite zeigt sich Taine, als 1855 seine Schrift „Voyage aux eaux des Pyrénées“ erschien, die Frucht eines Badeaufenthaltes, ein Kabinetsstück, in dem glänzende Naturschilderungen mit geschichtlichen Rückblicken und ethnographischen Beobachtungen zu einem geschmackvollen Ganzen verknüpft sind.

Hatte sich Taine schon durch seine Erstlingsarbeiten in den literarischen Kreisen von Paris vorteilhaft bekannt gemacht, so dass ihn angesehenere Zeitschriften, wie die „Revue des deux mondes“, das „Journal des débats“ u. s., zur Mitarbeit heranzogen, und Männer wie Renan, Sainte-Beuve ihn ihres Urteils würdigten, so wurde er durch seine „Philosophes français au 19. siècle“ (1857) mit einem Schläge ein berühmter Schriftsteller. Der Kampf gegen den charakterlosen Eklektizismus, die Philosophie der liberalen Bourgeoisie, den Taine hier mit den schärfsten Waffen der Kritik führte, war eine erlösende That, für die der Verfasser sogar den Beifall der Klerikalen erntete. Die zunehmende Verbreitung seiner Anschauungen liess ihn freilich dieser einflussreichen Partei mehr und mehr gefährlich erscheinen, und ein im Jahre 1863 ausgegebenes Pamphlet des Erzbischofs Dupanloup denunzierte neben Renan und Littré auch Taine vor der Öffentlichkeit geradezu als einen Verführer der Jugend. Nur der Protection der ihn hochschätzenden Prinzessin Mathilde hatte er es zu danken, dass er trotzdem zum Examinator für Geschichte und Deutsch an der Kriegsschule von

Saint-Cyr und im folgenden Jahre, nach dem Erscheinen seiner dreibändigen „Histoire de la littérature anglaise“, zum Professor an der Ecole des beaux-arts ernannt wurde. Aus seinen kunstgeschichtlichen Vorlesungen ging das zweibändige Werk: „Philosophie de l'art“ hervor, das am Beispiel der griechischen, italienischen und niederländischen Kunst die Lebensbedingungen der Kunst entwickelt. Die auf wiederholten Reisen nach Italien empfangenen Eindrücke fauch von dem sozialen und politischen Leben des Volkes) gab Taine in der „Voyage en Italie“ (1866) wieder, ein ähnliches Buch über England („Notes sur l'Angleterre“) liess er 1872 folgen, nachdem er schon früher die Pariser Gesellschaft in dem humoristisch-satirischen Händchen: „Vie et opinions de Thomas Grandorge“ geschildert hatte. Unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, der ihn auf einer Reise in Deutschland überraschte, publizierte Taine endlich auch ein philosophisches Werk: „De l'intelligence“, in dem das gesamte Innenleben des Menschen im Sinne von Condillac aus den Empfindungen abgeleitet wird.

Unter dem schmerzlichen Eindruck der Erschütterungen der Kriegsjahre gewann auch der von Taine schon längst gehegte Plan eines grossen historischen Werkes feste Gestalt. Als denkender Patriotien drängte sich ihm die Frage nach den tiefer liegenden Ursachen der Katastrophen der Gegenwart auf. So entstand das monumentale Werk: „Les origines de la France contemporaine“, dessen drei erste Bände nach einander das ancien régime, die Revolution und das Kaiserreich behandeln; über dem vierten, der die Zustände im modernen Frankreich darstellen sollte, erlitt den Verfasser der Tod. Die „Origines“, vielleicht das beste französische Geschichtswerk des Jahrhunderts, erregten Aufsehen sowohl durch die meisterhafte Form der Darstellung, als besonders auch durch die Schonungslosigkeit, mit der der Verfasser an der Hand eines gewählten urkundlichen Materials den Glorienschein vernichtete, mit dem tendenziöse Geschichtsschreiber, wie Michelet und Thiers, die Konventsmitglieder und Napoleon umgeben hatten. Die Leistungen Taines fanden die gebührende offizielle Anerkennung durch seine Wahl zur Akademie im Jahre 1878. Er starb nach einem seiner bescheidenen Natur entsprechend in stiller Zurückgezogenheit verbrachten Leben am 5. März 1893.

E. König

François Pierre Guillaume Guizot.

(Geb. am 4. Oktober 1787 zu Nîmes, gest. am 12. September 1874 zu Val Richer im Département Calvados.)

(Hierzu Böhm's No. 146.)

Guizot wurde am 4. Oktober 1787 zu Nîmes geboren als das Kind calvinistischer Eltern. Sein Vater, der Rechtsanwalt war, verblutete im April 1794 unter dem Fallbeil. Der Sohn erhielt seine Jugendbildung auf dem Gymnasium in Genf, wohin die Mutter geflüchtet war. Im Jahre 1805 ging er nach Paris, um dort die Rechte zu studieren. Hier verlebte er sich 1812 mit der vierzehn Jahre älteren Pauline de Meulan, die als Jugendschriftstellerin mit grosser Auszeichnung genannt wurde; in demselben Jahre auch wurde er Professor der neueren Geschichte an der Sorbonne.

Nach dem Sturz Napoleons I. 1814 wird Guizot Generalsekretär im Ministerium des Innern, folgt Ludwig XVIII. 1815 nach Gent, tritt dann als Generalsekretär in das Ministerium der Justiz und in den Staatsrat und 1816 in die Generaldirektion der Kommunal- und Departementsverwaltung. Sein und seiner Partei politisches Glaubensbekenntnis ist die Schrift „Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France“ (1816). Mit Royer-Collard ist er das Haupt der „Doktrinäre“, deren Programm Guizots „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France“ (1821) enthält.

Im Februar 1820 tritt Decazes als Kabinettschef zurück, mit ihm auch Guizot, den 1824 Villèle aus dem Lehramt entfernt wegen des polemischen Tones, den der Geschichtsprofessor gegen den autoritären Minister anschlägt. Der gemässregelte Historiker, der 1821—1829 die „Histoire du Gouvernement représentatif“ und 1823 „Essais sur l'histoire de France“ publiziert hat, veröffentlicht 1827—1828 sein bedeutendstes Geschichtswerk, „L'histoire de la révolution d'Angleterre“, das hohen Gerechtigkeitsinn und Liebe zu gesetzmässiger Freiheit atmet. Derselbe Geist durchweht auch die „Histoire générale de la civilisation en France“ (1828—29). Die in diesen Büchern getauerten Anschauungen verschafften ihrem Autor im Januar 1830 für Lisieux einen Sitz in der Deputiertenkammer, wo er sich dem linken Centrum anschloss. Macquignac hatte 1828 den Geschichtsschreiber der englischen Revolution wieder auf seinen Lehrstuhl zurückgerufen, aber die Ordonnanz Polignacs forderten Guizot zu erneuten Kampf gegen den Absolutismus heraus.

Guizot war am 28. Juli 1830 der Verfasser des Manifestes der Opposition, und am 31. entwarf er, Constant, Bérard und Villemin eine Erklärung, die der Proklamation Louis Philippe's, des „General-

statalters des Königreichs“, beigefügt wurde, und die alle Garantien für die Herstellung der Freiheit aufführte. Nach der Julirevolution war Guizot als Minister des öffentlichen Unterrichts, dann des Innern Mitglied des am 2. November abtretenden Kabinetts Dupont de l'Éure. Eine bedeutendere Rolle spielte er in dem Ministerium vom 11. Oktober 1832, in dem Marschall Soult den Vorsitz führte, der Herzog von Broglie das Auswärtige, Guizot den Unterricht und Thiers das Innere übernommen hatten. Das Gesetz vom 28. Juni 1833 schuf eine Neuorganisation des Primärunterrichts und verpflichtete jede Gemeinde des Landes, mindestens eine Schule für Knaben zu unterhalten. Doch war der Elementarunterricht nicht obligatorisch und der Klerus aller vom Staat anerkannten Konfessionen an der Verwaltung und der Oberaufsicht über die Schulen beteiligt. Der Sekundärunterricht verblieb aber dem Staate, trotzdem auch hier Guizot der Heranziehung der Kongregationen das Wort geredet hatte, was allerdings bei der Deputiertenkammer auf Widerspruch gestossen war. So verdienstlich die vierjährige Wirksamkeit Guizots im Unterrichtsministerium zum Teil sein möchte, so aufreuzend wirkten die auch von ihm vertretenen Gesetze vom 16. Februar 1834 gegen den Vertrieb demokratischer Litteratur und vom 10. April 1834 gegen den Verkehr von Genossenschaften untereinander, auch wenn die einzelnen Gruppen weniger als zwanzig Mitglieder zählten. Die Antwort auf diese Gesetze waren die republikanischen Aufstände in Lyon, Marseille, Saint-etienne und Paris, die mit ungewöhnlicher Strenge niedergeworfen wurden.

Im ersten Ministerium Molé vom 6. September 1836 zwar hatte Guizot ein Portefeuille übernommen, vom zweiten Kabinett Molé vom 15. April 1837 jedoch hielt er sich fern und beobachtete eine oppositionelle Haltung. Anfang des Jahres 1840 ging er als Gesandter an den englischen Hof, wusste aber den hinsichtlich der orientalischen Angelegenheiten gegen Frankreich gerichteten Vertrag der vier Grossmächte vom 15. Juli 1840 nicht zu verhindern.

Frieden um jeden Preis und Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes waren die Leitsätze Guizots, als er am 29. Oktober 1840 in das dritte Ministerium des Marschalls Soult trat, in dem er zwar amtlich nur die auswärtigen Angelegenheiten leitete, aber auch in allen Fragen der inneren Politik das Haupt des Kabinetts war. Der auf Verfassungs- und Wählerreform hinarbeitenden Agitation begegnete er nicht nur mit schroffer Ablehnung, sondern auch

mit Zwangsmassregeln, namentlich mit Verfolgung der Presse. Dagegen setzte er sein ganzes Ansehen ein für die Vorrechte der Krone.

Louis Philipp suchte der Reformbewegung erst entgegenzukommen, als es bereits zu spät geworden war; am 23. Februar 1848 wurde Guizot entlassen, der seit dem 19. September 1847 noch amtlich die Leitung des Kabinetts in die Hand genommen hatte, doch schon am folgenden Tage erfolgte der Sturz des Bürgerkönigtums der Orleans.

Guizot, der nach England geflohen war, wurde von der provisorischen Regierung der zweiten Republik in Anklagestand versetzt, vom Gerichtshof aber freigesprochen, worauf er nach Frankreich zurückkehrte, wo er bis zum Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und dann wieder 1873 für die Versöhnung der beiden Linien des französischen Königshauses thätig war.

Auf der Höhe seines Ruhmes hatte Guizot im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika auf Grund der hinterlassenen Papiere des ersten Präsidenten der Union das verdienstliche

Werk „*Vie, correspondance et écrits de Washington*“ 1839 und 1840 in sechs Bänden veröffentlicht, aber auch nach seinem völligen Rücktritt von der Schaubühne des politischen Lebens entwickelte der unermüdete Historiker eine rastlose Thätigkeit; allein drei Geschichtswerke setzen die Darstellung der englischen Revolution bis zur Rückkehr der Stuarts im Jahre 1660 fort. Hierauf folgte 1858 bis 1865 die Veröffentlichung wertvoller Denkwürdigkeiten zur Geschichte seiner Zeit für die Periode von 1814 bis zum Vorabend der Februarrevolution. Nebenher gingen literaturhistorische Arbeiten über Cornuille und Shakespeares, eine Geschichte Washingtons und der Gründung der Vereinigten Staaten, eine „*Histoire parlementaire de France*“. Guizot starb am 12. September 1874 auf seinem Landgut Val Richer im Departement Calvados. Seine schriftstellerisch begabte Tochter Madame de Witt gab den literarischen Nachlass sowie die an Familienmitglieder und Freunde gerichteten Briefe ihres Vaters heraus, von dessen häuslichem Leben sie zudem ein Bild entwarf.

Karl Wille.

Heinrich von Sybel.

(Geb. am 2. Dezember 1817 zu Düsseldorf, gest. am 1. August 1895 zu Marburg in Hessen.)

(Hierzu Bildnis No. 147.)

Heinrich von Sybel, der Historiker des liberalen protestantischen deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, wie Gustav Freytag dessen Dichter ist, geboren und aufgewachsen in Düsseldorf in einer geistig angeregten und anregenden Umgebung, zum noch nicht siebenjährigen nach Berlin, wo er hauptsächlich bei Leopold von Ranke Geschichte studierte. Erst 23 Jahre alt, veröffentlichte er 1841 als Privatdozent in Bonn seine erste grössere Schrift „Die Geschichte des ersten Kreuzzuges“, ganz von Ranke beeinflusst, durch die strenge Sichtung der echten historischen Zeugnisse der Teilnehmer von den mythischen Legenden und Traditionen, noch heute ein Muster methodischer Quellenforschung. Seine nächsten Schriften, „die Entstehung des deutschen Königthums“ und „der heilige Rock zu Trient, und die zwanzig anderen heiligen ungenühten Röhre“ (beide 1844 veröffentlicht), deuten schon auf eine leise Abwendung von dem Rankeschen Forschungs- und Gedankenkreise, eine Abwendung, die sich unter dem Eindruck der politischen Zeitströmungen, sowie der Schriften Niebuhrs und Burkes steigerte. Wenn Ranke es verschmähte, die „Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger

Jahre zu belehren“, so sah gerade hierin Sybel seine Aufgabe als Lehrer und Geschichtsschreiber. Politisch und kirchlich freisinnig, aber kein liberaler Doktrinär, eher ein konservativer Whig, wie er selbst Burke charakterisiert hat, fand er sein Ideal in dem deutschen Rechtsstaat, dessen Verwirklichung er von dem preussischen Königthum erwartete. Die Ereignisse des Jahres 1848, an denen Sybel, inzwischen an die Marburger Universität berufen, als Abgeordneter zum kurhessischen Landtag und zum Erfarter Parlament Anteil nahm, gaben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen neuen und starken Antrieb und veranlassten ihn zu den Studien über die erste französische Revolution, aus denen das fünfbandige Werk über die „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800“ hervorging, das in zahlreichen Auflagen verbreitet, ins Englische und Französische übersetzt, Sybels europäischen Ruf begründet hat. Die reife Frucht einer Gedankenarbeit, bei der sich die von Ranke erlernte kritische Quellenforschung mit dem durch Burke geschürften politischen Urteil vereinigen, zeigt das Werk, namentlich auch in seinem polemischen Grundzug, die für Sybel so charakteristische innige Verbin-

derung der wissenschaftlichen Arbeit mit den Aufgaben und Gedanken des Tages. Das wichtigste und bleibende Forschungsergebnis liegt in der Aufhellung der internationalen Beziehungen der Revolution, namentlich in dem Nachweis des Zusammenhanges der Umwälzungen im Osten und im Westen Europas: ohne die französische Revolution, lehrte Sybel, keine zweite und dritte Teilung Polens. An der dreissigjährigen Arbeit für dieses Werk, dessen letzter Band erst 1879 erschien, hat Sybels grosses Talent sich zur Meisterschaft emporgerungen; in der Schilderung des Emporkommens Napoleon Bonapartes, des Zerfalls der Koalition von 1795, des Untergangs der Direktorialregierung erhebt sich seine Darstellung zu einer Vollendung, die in seinem späteren grossen Werke nicht wieder erreicht ist.

In München, wohin er 1850 berufen wurde, griffen abermals die Tagesereignisse in den Gang seiner Arbeiten; sein Vortrag „Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ (1859) wurde ein ältend deutsches Manifest gegen grossdeutsche Politik, ein Protest gegen die Vergeudung deutscher Kraft in Italien. Vollends als Professor in Bonn (seit 1861) wurde er als liberales Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses durch parlamentarische Thätigkeit der wissenschaftlichen Arbeit zeitweise ganz entfremdet, bis ein körperliches Leiden ihn zum Verzicht auf die Politik nötigte. Aus einem reichen und gesegneten akademischen Wirken heraus wurde er dann 1875 nach Berlin berufen an die Spitze der preussischen Staatsarchive, die er noch zwanzig Jahre hindurch mit dem glücklichsten Erfolge verwaltet hat. Direktor der Staatsarchive,

Leiter der Archivpublikationen und des von ihm begründeten preussischen historischen Instituts in Rom, Präsident der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, Herausgeber der historischen Zeitschrift, fand Sybel noch Zeit für das Werk von der „Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I.“, dessen erste Bände 1889 erschienen. Ein nationales Werk, meisterhaft in der klaren Erzählung diplomatischer Verhandlungen, zeigt es bei aller Wärme vaterländischer Gesinnung eine massvolle, mild urteilende Auffassung, die nach dem Verhalten der Gegner nach den ganzen Voraussetzungen ihrer Stellung unbefangen zu begreifen sucht; daher im Gegensatz zu der temperamentvollen, leidenschaftlichen, aber auch kraftvollen „Geschichte der Revolutionszeit“, eine ruhige, abgekühlte, aber zuweilen doch etwas zu geglättete Darstellung. Leider war es ihm nicht vergönnt, das Werk zu vollenden; nicht lange nach Veröffentlichung des siebenten Bandes ist er am 1. August 1895 in Marburg verstorben.

In Sybel vereinigen sich harmonisch die vier Eigenschaften, die nach seinen eigenen Worten der moderne Historiker besitzen muss. Sinn und Fähigkeit für kritische Forschung und für philosophische Durchdringung des Stoffes, sittlich-politisches Urteil, lebendige Anschauung und Vergegenwärtigung der Vergangenheit. Er ist der vornehmste Repräsentant jener reichen und glänzenden Epoche unserer Geschichtschreibung, die, in den vierziger Jahren beginnend, in dem Getriebe der politischen und nationalen Kämpfe Deutschlands ihr Gepräge erhalten hat.

Paul Baileu.

Heinrich von Treitschke.

(Geb. am 15. September 1834 zu Dresden, gest. am 28. April 1896 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 148.)

Heinrich von Treitschke, der Verfasser des schönsten Geschichtswerks in deutscher Sprache, entstammte einer im 17. Jahrhundert aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten protestantischen Familie. Seine Jugendentwicklung vollzog sich unter dem Eindrucke der Ereignisse des Jahres 1848, denen der vierzehnjährige, hochbegabte Knabe mit lebhaftem Interesse und frühreifem Urteil folgte, und die bereits den Gedanken seines Lebens, die Einigung Deutschlands durch Preussen, in ihm anregten. Auf der Universität wurde Dahlmann sein Lieblingslehrer; in dessen Schule vertieften sich noch der ihm ohnehin eigene sittliche Ernst und das

strenge Pflichtgefühl, klärten sich seine preussischen Neigungen aus Stimmungen und Gefühlen zu fester preussischer Staatsgesinnung, die ihn bald mit Heimat und Familie in scharfen Gegensatz brachte, festigten sich seine historisch-politischen Anschauungen besonders über das Wesen des Staates. Glücklichen Studienjahren, denen er umfassende Kenntnisse in Geschichte, Staatswissenschaft, Volkswirtschaft dankte, folgten in Göttingen Jahre rastenden Schwankens, in denen seine schön emporstrebende Entwicklung zum Stillstand kam. Vom praktischen Staatsdienst durch ein schweres Ohrenleiden ausgeschlossen, mit der Vorbereitung für die akademische

Laufbahn fleißig beschäftigt, zugleich aber durch Neigung und Begabung zu dichterischer Produktion hingezogen, von der die damals veröffentlichten Gedichtsammlungen „Vaterländische Gedichte“ (1856) und „Studien“ (1857) zeugen, durchlebte Treitschke eine Zeit äusserer Leiden und innerer Kämpfe, in denen der hochbegabte und überreich begabte Jungling zur Klarheit und Selbsterkenntnis sich durchgerungen hat. An der Leipziger Universität, wo er sich 1858 mit einer Schrift über „Die Gesellschaftswissenschaft“ habilitierte, später in Freiburg, kamen dann für ihn Jahre reicher und gesegneter Arbeit, schöner akademischer und literarischer Erfolge. Ein Redner und ein Schriftsteller von Gottes Gnade, dem die Worte aus den Tiefen des Herzens mit ursprünglicher Kraft und Wehrhaftigkeit entsprangen, wurde er der begeisterte und begeisterte Apostel der Einigung Deutschlands durch Preussen, deren Verwirklichung er selbst „auf revolutionärem Wege“ verlangte. „Ein Stimm, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie der Hohenzollern, Vertreibung der Fürstenthümer, Annexion an Preussen“, — so bezeichnete er selbst „Ziel und Weg“ sein Programm. Während er in diesem Sinne für die Preussischen Jahrbücher eine Reihe historisch-politischer Abhandlungen schrieb, begann er zugleich die ersten Studien zu einer „Geschichte des Deutschen Bundes“, aus der in mehr als dreissigjähriger Arbeit die „Deutsche Geschichte“ hervorging. Der Sturm des Jahres 1868 trieb ihn aus Freiburg nach Berlin, wo er die berühmte Flugschrift über „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten“ schrieb, in der Absicht, die öffentliche Meinung in Preussen gegen den Fortbestand seines Heimatlandes Sachsen aufzuwecken. Nach kurzem Wirken in Kiel führte ihn ein Ruf nach Baden zurück an die Universität Heidelberg (1867), die er sechs Jahre später mit Berlin vertauschte.

In Heidelberg war noch eine Anzahl seiner

glänzendsten Essays erschienen, die Arbeiten über „Frankreichs Staatleben und der Bonapartismus“, über die „Republik der vereinigten Niederlande“, die schöne Studie über Cavour, den genialen Realpolitiker; in Berlin begann er jenseit 1879, die Veröffentlichung der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“. Das Werk ist ohne Zweifel nicht vom wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkt allein zu würdigen; es ist ein Stück von Treitschkes politischer Arbeit, namentlich insofern es die deutsche Entwicklung in dem Lichte der Einigung durch Preussen betrachtet und die Einzel-



Heinrich von Treitschke.
(Originalbesitz des Historisch-politischen Instituts, Berlin.)

erscheinungen in wesentlichem je nach ihrem heutzutage oder überdauernden Einfluss auf diese Entwicklung beurteilt. Wissenschaftlich betrachtet, ist es das Ergebnis geduldiger und gewissenhafter Forschung unter ungeheuren Aktenmassen und Druckschriften, bei der Treitschke an der Feststellung der Thatsachen, an der richtigen Erfassung von Personen und Ereignissen langsam und kritisch gearbeitet hat, und nicht wenige der anfangs übersehenden Forschungsergebnisse haben sich inzwischen siegreich durchgesetzt. Künstlerisch wird es in der Vollendung der Form, in der Kraft und Fülle der Sprache, in dem, was Schopenhauer einmal „das Autoptische in Gedanken und Ausdrücken“ genannt hat, kaum übertraffen werden.

Trotz schwerer Erschütterungen durch politische und literarische Kämpfe und häusliche Schicksalsschläge, gelang es Treitschke noch im Jahre 1894, den fünften Band seines grossen Werkes zu veröffentlichen, mit dem er einen nicht mehr bestrittenen Erfolg errang; mitten in rüstiger Arbeit aber für den sechsten Band wurde er am 28. April 1896 hinweggenommen.

Wie Treitschke in seiner äusseren Erscheinung, in dem wuchtigen Körper, dem mächtigen Haupt, dem kräftigen Nacken das Bild einer frei und kühn in sich selbst ruhenden Persönlichkeit darbot, so

bildete auch die Grundlage seiner Ueberzeugungen der Gedanke der persönlichen und politischen Freiheit. Verwirklicht dachte er sich diese Freiheit nur im Staate, denn er zugleich einen sittlichen Beruf, besonders Erziehung und Ausbildung zu einem gereiften Volkscharakter, zuschrieb. Damit hing die Förderung der Einigung Deutschlands zusammen, mehr ein ethisches als ein politisches Postulat, mehr Mittel als Zweck. In der Kleinstaaterei sah er, Symptom und Ursache vielleicht verwechselnd, den Quell der Verkümmernng des deutschen Charakters; nur von einem grossen deutschen Staate erwartete

er die Erfüllung der höchsten sittlichen Aufgaben und die Entfaltung des deutschen Charakters in freier und vornehmer Eigenart.

Treitschkes Werke werden nach ihrem Gedankengehalt wie nach ihrer Sprache mit Bismarcks Staatschriften und Reden als das schönste Denkmal der geistigen und politischen Strömungen der Tage gelten, in denen der Kampf um die deutsche Einheit mit Waffen und Worten durchgeföhrt ist. Ueber allem aber, was seine Werke der Zeit verdanken, schwebt doch der kraftvolle und reine Genius seiner einzigen Persönlichkeit.

Paul Baileu.

Joseph Viktor Scheffel.

(Geb. am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe; gest. am 9. April 1886 ebenda.)
(Hertz's Bildnis No. 193)

Joseph Viktor Scheffel wurde zu Karlsruhe als Sohn eines Barristers am 16. Februar 1826 geboren. Siebzehn Jahre alt, bezog er die Universität München, um nach dem Wunsche seines Vaters Jurisprudenz zu studieren, und er setzte dieses Studium später in Heidelberg und Berlin fort. Nachdem er 1848 die Staatsprüfung bestanden hatte, war er bei verschiedenen Aemtern seines eugeren Vaterlandes thätig, u. a. in Heidelberg und Säckingen.

Indessen hatte ihn der Beruf, dem er diente, nie befriedigt, und schon auf der Universität hatte ihn die Kulturgeschichte und Litteratur weit mehr angezogen als das trockene Römische Recht. Aber als höchstes Glück war es ihm immer erschienen, ein Maler zu werden, und dieser Neigung ist er zeitlebens treu geblieben. Sie führte ihn 1853, nachdem er die Jurisprudenz endgiltig aufgegeben, nach Italien. Doch ward es ihm sehr bald klar, dass „jeder das am liebsten treibt, wozu er just am wenigsten Beruf hat“, und dass er nicht zum Maler, sondern zum Dichter bestimmt sei. Auf dem sonnigen Eiland des Südens, auf Capri, gedachte er der schwäbischen Heimat, dachte er an das waldumrauschte Säckingen und den stillen Friedhof dort, wo er einst an dem alten Grabe gestanden, das die Inschrift trägt: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofen, der einstmals ein Trompeter war, und seine Ehelebste, Maria Ursula, geb. Frein von Schönaw“. —

Die Gestalten dieser Beiden liessen ihm keine Ruhe mehr, und so schrieb er seinen „Trompeter von Säckingen“, jenes Gedicht, dessen Verzüge er selbst in der „Zeichnung“ an seine Eltern humorvoll schildert:

Manch Gebrechen trägt er; leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amarant'ne
Weitrauchdunst der frommen Seele, —

Und das eben war es! Die deutsche Lesewelt ward bald der süsslichen Amaranth-Poesie überdrüssig, und es trat die unausbleibliche Reaktion ein gegen die übertriebene Gefühlseligkeit und Weichlichkeit der Redwitz und Genossen, die damals noch den Büchermarkt beherrschten. Freilich erst allmählich! Es dauerte fünf volle Jahre, bevor die zweite Auflage des frischen, humordurchtränkten Schwarzwaldsanges mit seiner reinen, einfachen und kräftigen Sprache nötig wurde. Aber doch unaufhaltsam gewann der Sinn für das Wahre und Echte wieder Boden. — Seit der vierten Auflage, die 1864 erschien, war der Absatz des „Trompeters“ ein ungeheurer, unerhörter; nach 12 Jahren, 1876, erschien die fünfzigste, 1882 die hundertste Auflage — und jetzt sind die dreihundert überschritten. —

Der „Trompeter“ bedeutete für Scheffel eine That der Selbstbefreiung, er hatte nunmehr seinen Beruf erkannt, und, noch bevor er irgendwelche Erfolge zu verzeichnen hatte, im Jahre 1855, schuf er sein zweites grosses Werk; er schrieb seinen Roman „Eikehard, Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert“. In dieser grossartigen Dichtung sind gründlichste Geschichts- und Kulturgeschichtskenntnis mit tiefster und erfrischendster Poesie in wunderbarer Weise vereint. — Aus den umfassenden und eingehenden Studien, die Scheffel für diesen Roman getrieben, hätte er ein hochgelehrtes Buch schreiben können, aber, so ausgeprägter Forscherinstinct ihn be-

seelte; der Dichter war doch mächtiger in ihm. Welche Anschaulichkeit der Situationen und der Zustände, welche Plastik und Lebenswahrheit der Charaktere! Und wie unvermerkt, mit wie lehrmeisterlichen Mitteln werden diese Wirkungen erreicht! Nirgends ein Schwärzungen der Absicht, sie verschwindet völlig, und hoch über seinem Stoff steht überall der Dichter, der mit überlegenem Geist und Humor in den Schicksalen seiner Menschen unmerklich und doch klar vor uns ein treffendes Bild ihrer ganzen Zeit entrollt. — Ja, selbst die edle und reiche Sprache, die durchaus dem modernen Gebrauche entspricht, scheint, fast ohne dass die Ursache erkennbar wäre, den Charakter der Redeweise jenes entlegenen Zeitalters zu tragen. Der „Ekklektiker“ ist eine kulturhistorische Dichtung von unerreichter Meisterschaft und erhebt sich in seiner Geschlossenheit als Kunstwerk weit über alle Romane dieser Art, die unsere Literatur besitzt. —

Das Urwichtige in Scheffels Natur, die beilere Betrachtung der Welt, die Lust am Sang und am Wein — und einen guten Trunk liebte er sehr — kommen vor allem in seinen Liedern „Aus dem Engeren und Weheren“ zum Ausdruck, die im Jahre 1867 unter dem Titel „Gaudeanus“ gesammelt erschienen. — Zuerst hauptsächlich im sogenannten „Engeren“, einem heiteren Freundeskreise zu Heidelberg, wo der Dichter nach seiner Rückkehr aus Italien lebte, gesungen, drangen diese Lieder rasch immer mehr in die studentischen Kreise und brachten — so könnte man fast sagen — eine völlige Umwälzung des studentischen Sanges hervor. Viele von ihnen, wie: „Als die Römer fecht geworden“, „Wohl auf die Luft geht frisch und rein“, sind, ebenso wie jenes Trompeterlied „Das ist im Leben hässlich eingerichtet“, geradezu Volkslieder geworden! —

Scheffel war keine produktive Natur; er hat ausser den genannten Werken nur noch Schriften

kleineren Umfanges veröffentlicht, so eine Sammlung von Liedern aus „Heinrich von Ofterdingens Zeit“ unter dem Titel „Frisu Aventiure“. Auch in diesem Buche, das der Dichter übrigens für sein bestes hielt, zeigt er die gründlichste Kenntnis mittelalterlichen Lebens und mittelalterlicher Poesie. Seine Vorliebe für die deutsche Vergangenheit tritt auch in den übrigen kleineren Werken zu Tage, so in der kurzen aber höchst reizvollen Erzählung aus dem V. Jahrhundert, „Hugideo“ und in „Juniperus“, der Geschichte eines Kreuzfahrers, sowie in den phantasiegewaltigen „Bergspalten“, die er einem Einsiedler des IX. Jahrhunderts in den Mund legt. Freilich auschen die beiden letztgenannten Dichtungen, in denen sich übrigens die herrlichsten Naturschilderungen finden, zuweilen den Eindruck des Unfertigen. Die Erklärung dafür bietet uns einer der vertrauesten Freunde Scheffels, Anton von Werner, der seine Werke unübertrefflich illustriert hat, in seinen Erinnerungen an ihn, indem er erzählt, dass Scheffel sich zu Anfang der sechziger Jahre mit dem Plan zu einem neuen grossen Werke trug, aus denen jene beiden Veröffentlichungen Bruchstücke seien. —

Joseph Viktor Scheffel bleibt eine liebenswürdige und bedeutende Erscheinung in der neueren deutschen Literaturgeschichte, und wie viel Liebe er sich erworben, das trat vor allem bei den Feiern seines fünfzigsten und sechzigsten Geburtstages zu Tage. An Ehren und Auszeichnungen fehlte es ihm nicht; sein Landesherr, der Grossherzog von Baden, erhob ihn 1876 in den erblichen Adelsstand. — In Radolfzell am Bodensee, nicht fern vom Hohentwiel, hatte er sich ein reizendes Heim geschaffen, aber sein äusseres Leben war trotz der grössten Erfolge nicht immer das glücklichste. —

In den letzten Jahren war er, der einst so rüstige Wanderer, von schweren Leiden geplagt, denen er am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt erlag.

Paul Wameter.

Ludwig Anzengruber.

(Geb. am 29. November 1819 in Wien, gest. am 10. Dezember 1889 ebenda.)
(Hierzu Bildnis No. 150.)

Ludwig Anzengruber entstammte einem oberösterreichischen Bauerngeschlechte, und nach sein Vater hatte seine Jugend auf dem Lande verbracht. Später fand er eine schmale Stelle als „Ingressist bei der Gefällen- und Domänen-Hofbuchhaltung“ in Wien. Poetisch veranlagt und in seinen Mussestunden unablässig dichterisch thätig, starb er bereits wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes, so dass

dieser sich kaum noch an den Vater erinnern konnte. So musste denn die Mutter, eine geborene Herbig aus Wien, die Erziehung des kleinen Ludwig übernehmen, und sie erfüllte diese Pflicht mit aufopfernder Hingebung, obwohl ihre ökonomischen Verhältnisse äusserst bedrängt waren. Der spätere Dichter entwickelte schon als ganz kleiner Knabe eine Fülle von Phantasie, studierte mit Eifer den von seinem Vater

hinterlassenen Bücherschatz und fing sehr bald an, Alles, was er gelesen hatte, „dramatisch aus dem Stegreif zu dramatisieren“. Dagegen war er nichts weniger als ein guter Schüler und daher heilsfröh, als er aus Mangel an Mitteln im Jahre 1856 die Oberrealschule verlassen musste, um bei einem Buchhändler in die Lehre zu treten. Als er auch bei dieser Beschäftigung keine Befriedigung fand, gab er den Buchhändlerberuf auf und wandte sich dem Theater zu, um sechs Jahre hindurch von einer Wandertruppe zur andern überzugehen, überallhin von seiner Mutter begleitet, die alle Entbehrungen und Enttäuschungen dieser schlimmen Zeit mit ihm theilte. Denn es zeigte sich bald, dass Anzengruber kein Talent zum Schauspieler hatte und weder als Liebhaber, noch in Charakterrollen Erfolge erringen konnte. Dieses unruhigen Treibens überdrüssig, kehrte er nach Wien zurück, wo er sich auf das Verfassen von Volksstücken verlegte, die er vergeblich bei den Theaterleitern einreichte, und mit mehr Glück Novellen, das Stück zu 20 Gulden, schrieb. Erst als sich Max Steiner entschloss, „den Pfarrer von Kirchfeld“ am 5. November 1870 am Theater an der Wien aufzuführen, fing seinem Geschick ein freundlicherer Stern zu leuchten an. Das Stück hatte einen schönen Erfolg, und Laube erkannte sofort und sprach es öffentlich aus, dass in Anzengruber der deutschen Bühne ein vielversprechender Dramatiker entstanden sei. Anzengruber war nach seinen eigenen Worten „mit einem Schlage oben“ und verstand es, sich durch immer neue Bauernkomödien und Tragödien, Dramen und Wiener Volksstücke bis zu seinem Ende obenzuhalten. Er wurde in diesem Bestreben durch ein, wie er selbst sagte, „ererbtes dramatisches Talent, durch genaue Kenntnis der Bühne, erworben durch mehrjährige Uebung als Schauspieler, und durch sein zurückhaltendes, stets auf Hören, Sehen und Beobachten angewiesenes Wesen und seinen treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und an das Volk im Besonderen“ unterstützt und gefördert. Da es bis zu seiner Zeit der Volksbühne an einem Repertoire mangelte und ein anderer sich nicht finden wollte, „der der Zeit von der Bühne herab das Wort redete“, stellte sich Anzengruber die Aufgabe, der Schöpfer der Volksstücke zu werden und führte sie glänzend durch. „Den Pfarrer von Kirchfeld“ hielten die berufsten Beurtheiler zur Zeit seines Erscheinens für eine Leistung ersten Ranges. Rosegger z. B. sagte zu Anzengruber bei ihrer ersten Begegnung: „Sie mögen noch so viele Volksstücke schreiben, aber ein grösseres werden Sie nicht mehr schaffen, als der „Pfarrer“ ist.“ „Ich werde ein noch grösseres schaffen“, erwiderte Anzengruber. Und er hat Wort gehalten. In dem „Meinheitsbauer“, der ein Jahr

später über die Bühne ging, schuf er eine gewaltige Charaktertragödie, die sich, um einen Ausdruck Auerbachs zu gebrauchen, doch „die merkwürdige Verbindung von Naturmut und theatralischem Mut“ hervorbart. Die höchste Genialität aber entwickelte der Dichter in seiner Bauernkomödie: „Die Kreuzelschreiber“ (1872), in denen er neben Szenen verwegener Sinnlichkeit die tiefsten Probleme der Philosophie vorführte. Der Erfolg „Der Kreuzelschreiber“ veranlasste die Leitung des Burgtheaters, Anzengruber zu einem für diese Bühne geeigneten Stück aufzumuntern. Er schrieb also das Sittenbild „Elfriede“, hatte aber damit wenig Glück, und ebenso ging es ihm mit seinen Schöpfungen der nächsten Jahre. Um so grösser war der Erfolg, den er mit dem „Gewissenswurm“ (1874) und dem „Doppelseitigermord“ erzielte. Bauernkomödien, in denen Anzengruber seine Begabung für das Volksstück, namentlich durch die eingelegten Lieder und Chorstücke, erwieis. Ihnen folgte „Der ledige Hof“ (1876) und die Wiener Tragödie: „Das vierte Gebot“ (1877), deren Grundgedanke in den Worten zu finden ist, die ein zum Tode verurtheilter Soldat an seinen Jugendfreund, einen Priester, beim Abschied richtet: „Wenn Du in der Schul' den Kindern lehrst: Ehret Vater und Mutter, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, dass 's danach sein sollen.“ Während der „wahren Hungerjahre“, die Wien nach Laubes Ausdruck in der Zeit nach dem Krache von 1873 durchmachte, und in denen das Wiener Theaterwesen so zurückging, dass Anzengruber erklärte: „Wir haben keine Bühne mehr“, verlegte er sich mit verdoppeltem Eifer auf die erzählende Dichtung, ein Gebiet, auf dem er kaum weniger Bedeutendes geleistet hat als auf dem dramatischen. Allerdings verraten viele seiner Novellen einen dramatischen Zug und zeichnen sich durch die Schärfe und Prägnanz der Charakteristik aus. Den Schauplatz seiner Erzählungen bildet das Dorf mit seinem eigenthümlichen Leben und Treiben, so dass sich der Titel: „Dorfglänge“, unter denen sie später vereinigt herauskamen, von selbst rechtfertigt. Von seinen beiden grossen Dorfromanen: „Der Schandfleck“ (1876) und „Der Sternsteinhof“ (1883/84) verdient der letztere den Vorzug vor dem ersteren, weil er voll ausgeglichener erscheint, während der erstere in demjenigen Theile, der die Erlebnisse des Stundenkinds Leni in der Residenz schildert, nicht glücklich ausgefallen ist. Um den Pflichten gegen seine Familie Genüge leisten zu können, entschloss sich Anzengruber, die Redaktion der illustrierten Wochenblätter „Die Heimat“ zu übernehmen, und gab dann seit dem Jahre 1884 auch das humoristische Wochenblatt „Figaro“ heraus. Als das Wiener Volkstheater eröffnet wurde, schrieb er für das neue Schauspielhaus

das Volksstück: „Der Fleck auf der Ehre“ und erzielte bei der ersten Aufführung dieses seines letzten Bühnenwerkes im September 1889 einen glänzenden Erfolg, der ihm helle Freude verursachte. Kurz vorher hatte ihn das Verhängnis betroffen, dass seine Ehe ohne jedes Verschulden von seiner Seite geschieden werden musste. Während sich die Wiener Freunde zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages rüsteten, erkrankte er an einem bösartigen Abscess, der geöffnet werden musste und sich wiederholte, so dass neue ernsthafte chirurgische Eingriffe erforderlich wurden. Er sollte sich von seinem

Leiden nicht mehr erholen und starb nach einer qualvoll verbrachten Nacht am 10. Dezember 1899. An seinem Leichenbegängnis in der Mariabiller Pfarlkirche beteiligte sich das gesamte literarische und künstlerische Wien. Seitdem ist das Ansehen, das Anzengruber als Dichter genießt, von Jahr zu Jahr gewachsen, und seine Stücke fangen an, sich mehr und mehr in das Repertoire aller besseren Bühnen einzubürgern; doch ist die Kenntnis seiner Schriften im deutschen Publikum noch lange nicht so verbreitet, wie es ihrer Bedeutung entsprechen würde.

H. A. Litz.

Samuel Taylor Coleridge.

(Geb. am 20. Oktober 1772 zu Ottery St. Mary in Devonshire, gest. am 25. Juli 1834 zu Highgate.)
(Hessz. Büchz. No. 121.)

Im Bezirk der malerischen Seen Westmorelands und Cumberlands wohnten, durch herzliche Freundschaftsgefühle und verwandtschaftliche Bande eng miteinander verknüpft, gegen Ausgang des vorigen, zu Anfang dieses Jahrhunderts, drei Poeten, William Wordsworth, Robert Southey und S. T. Coleridge, nachbarlich beisammen, die Dichter der „Seeschule“, wie sich die Literaturgeschichte ausdrückt. Die Bezeichnung weist nur auf den gemeinschaftlichen Wohnsitz und das gegenseitige persönliche Verhältnis hin und bedeutet keine tiefere ästhetische Charakteristik. Den Geist und das Wesen der englischen Poesie des neunzehnten Jahrhunderts verspürt man zum erstenmale deutlicher in den lyrischen und lyrisch-epischen Schöpfungen dieser drei, welche der Romantik die Bahn brechen und deren jüngere Entwicklung durch Byron und Shelley vorbereiten. Wohl stehen die Dichter der Seeschule und die der „satirischen Schule“ späterhin in literarischer Feindschaft sich gegenüber und bekämpfen einander mit allen Waffen der Polemik. Aber das feinere Auge erkennt doch genug der Fäden, welche von der einen Richtung zur andern herüberführen, und sieht das gemeinsame Grundwesen in den Erzeugnissen aller englischen Romantiker, mögen sie auch in Hinsicht der Weltanschauung, namentlich der Begabung und des Gefühlsausdrucks, noch so verschieden sein. Wie jede neue Kunst, die gegen die ältere absterbende Richtung sich wendet und eine innere und äussere Umgestaltung anstrebt, so geht auch die englische Romantik zunächst von allerhand naturalistischen Anschauungen aus. Sie sucht wieder Anlehnung an das Wirkliche, unmittelbare Anschauung, einfachen, treffenden und kennzeichnenden Ausdruck. In einer

sorgfältigen, feinen, in Einzelheiten durchgeführten realistischen Landschaftsschilderung lag die besondere Stärke der „Lakisten“, von denen Wordsworth am meisten dem allgemeinen Geschmack der weiteren Volkskreise zusagte, während Coleridge die eigenartige und kühnste Erscheinung bedeutet und als Künstler für Künstler auf die Ausgestaltung der Poesie im neunzehnten Jahrhundert von grosstem Einfluss war.

Den prosaischen Naturalismus verkörperte die vielfach nüchterne und trockene, von viel Reflexion durchsetzte, beschauliche, moralische Dichtung Wordsworths, die von dem Grundsatz ausging, dass auch die Versprache im Wesen nicht anders sein dürfte als die des alltäglichen Lebens. Wordsworth ist in jeder Hinsicht ein Typus des Durchschnitts-Engländer, und der Wirkungskreis seiner Kunst beschränkt sich daher auch so gut wie ausschliesslich auf seine Heimat, auf die bürgerliche Welt Englands, während Coleridge, trotzdem er nur eine verhältnismässig sehr geringe Anzahl von Gedichten geschrieben hat, zu den weltliterarischen Erscheinungen dieses Jahrhunderts gehört. Und das in Grunde nur durch ein einziges Gedicht, die seltsame Ballade „Der alte Matrose“. Durch sie wird Coleridge zu einem der ersten Begründer der rein ästhetischen Richtung, die später den Grundsatz „L'art pour l'art“ auf ihre Fahne schrieb und von Coleridge über Edgar Allan Poe und von Poe über Baudelaire und von dort bis zu den zeitgenössischen Symbolisten in Frankreich und Deutschland sich fortpflanzte. Der eigentliche Ausgangspunkt dieser ganzen Bewegung aber ist unsere deutsche Romantik zu Beginn dieses Jahrhunderts, wie sie namentlich durch die Brentano,

Armin und Novalis vertreten wird. Ungefähr um dieselbe Zeit, da von Frankreich herüber Madame Staël kam, um ihre Landsleute auf den Geist der neuen deutschen Kultur hinzuweisen, reiste auch Coleridge (1797—1834) in Deutschland umher und knüpfte mit den führenden Geistes der Litteratur zahlreiche Beziehungen an. Tief befruchtet von der deutschen idealistischen Philosophie und Poesie kam er als ein völlig Verwandelter nach England zurück und gleichwie bei vielen Romantikern war auch in ihm der gütliche Republikaner, der Arbeit und Vernunftmensch zu einem Tory und zu einem Glaubensmenschen geworden. Seine schon früh entwickelten pantheistisch-spiritualistischen Neigungen, seine animistische Auffassung der Natur führten zu einem entschiedenen Bruch mit dem ganzen materialistischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, als dessen Ausgeburt man auch die französische Revolution und jede demokratische Gesinnung ansah. Wenn auch die deutsche Romantik die phantastische Künstlerarbeit Coleridges nicht erst geweckt hat, so musste

sie doch stark fördernd und befruchtend auf sie einwirken. Wie alle echten ästhetischen und symbolistischen Erzeugnisse der *l'art pour l'art*, tragen auch Coleridges dämonische Ballade vom alten Matrosen und seine gespenstische, schaurige, unvollendete Erzählung „Christabel“ einen rein spiritualistischen Charakter. Das Materielle, Iohstliche und Stoffliche wird mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelt, es ist nichtig, unbedeutend, verworren, unverständlich, damit das absolut Künstlerische, Form und Gestaltung allein zur Geltung kommen.

Durch seltsame Worte, durch ihre Farbe und Klang, durch Reim und Rhythmus weiss auch Coleridge aufs unmittelbarste Empfindung und Stimmung zu erwecken, unmittelbarer als durch Erzählung, Handlung und Gedanken. Diese Poesie ist, wie sie selber will, eine Kunst für Künstler, weitere Leserkreise werden freilich stets sich an die verständigere und verständlichere Weise des *Wordsworth* halten.

Julius Hart.

Luigi Cherubini.

(Geb. am 14. September 1760 zu Florenz, gest. am 17. März 1842 zu Paris.)
(Herrn Böhm's No. 152.)

Cherubini's Name wird noch stets und überall mit Ehrfurcht genannt; von seinen Werken aber sind nur wenige lebendig geblieben, und auch die wenigen werden immer seltener zu Gehör gebracht. Und doch ist Cherubini einer der grössten Tonmeister aller Zeiten gewesen. Die aus mehr als einem Grunde bedauerliche Vernachlässigung seines Andenkens erklärt sich gleichwohl aus der Eigentümlichkeit dieses merkwürdigen Künstlers. Bei aller Grösse seiner Konzeptionen, bei aller Vollendung und Klarheit der Form und Vielseitigkeit des Gestaltungsvermögens fehlt es Cherubini an dem in der Kunst Wirksamsten, an dem, was man in der Musik das Kennzeichen einer persönlichen Melodie nennen könnte; oder wenigstens erscheint dies bei ihm nicht so ausgeprägt wie bei den grossen Tonherren, denen er im übrigen durchaus an die Seite zu setzen ist. Für die blosse Meisterschaft aber bleibt die Menge unempfindlich, zumal wenn sich ihr ein melancholisches, langes Wesen verbindet, das in Cherubini sich oft zu asterischer Strenge gesteigert erscheint. Indessen war seiner Muse auch der Reiz des Anmutigen, Schlichten, und andererseits des Espèkvollen nicht fremd; doch treten diese Züge mehr in seinen Kammerwerken und nur vorüber-

gehend in seiner Opernmusik zu Tage. Das gesamte Lebenswerk unseres Komponisten war ein gewaltig umfangreiches. In seinem Schaffen lassen sich, abgesehen von der Jugendzeit, in der er, noch wenig selbständig, fremden Vorbildern nach-eiferte, deutlich zwei Perioden unterscheiden. Die erste, in der Cherubini fast ausschliesslich als Opernkomponist zur Geltung kam, reicht bis ins Jahr 1806. Ihr folgte nach grossen, aber wenig ausschlagigen oder gewinnbringenden Erfolgen ein Interregnum tiefster Niedergeschlagenheit und Verbitterung, während dessen sich der Meister zwei Jahre lang grösstenteils zurückzog und, ohne eine Note zu schreiben, dem Studium der Botanik und Blumenkultur, seiner Lieblingsbeschäftigung, oblag. Wie durch Zufall, infolge des Drängens seiner Freunde auf die rechte Bahn gelenkt, entwickelte sich dann Cherubini, der bereits in vorgerücktem Alter stand, zu einem der bedeutendsten Kirchenkomponisten.

In Florenz, wo er geboren, hatte zunächst sein Vater, der selbst als Musiker am dortigen Pergola-Theater tätig war, seine Ausbildung in die Hand genommen. Nachdem er darauf den Unterricht zweier anderer Lehrer gemessen, kam der Knabe durch die Gunst des Grossherzogs von Toscana, des

späteren Kaisers Leopold II. auf das Konservatorium in Bologna und wurde der Schüler des berühmten Paters Sarti. Von ihm liess sich Cherubini in die Kunst der altitalienischen Meister einweihen, und der strengen, ja pedantischen Schule dieses Mannes, die zeitweilen von grösstem Einfluss auf ihn blieb, verdankte er die unübertroffene Sicherheit und den Reichtum seines Könnens. Seine kontrapunktische Gewandtheit war in der Folge grösser als die irgend eines anderen Musikers seit Sebastian Bach, und seine Richtung blieb, auch in seiner späteren Lehrtätigkeit, eine strenge, gesetzmässige und allen Neuerungen der Romantiker abhold. Von den zahlreichen Opern sind es „Démophon“ (1788), „Lodoïska“ (1794), „Elisa ou le mont Saint-Bernard“ (1794), „Medea“ (1797), „Der Wasserräger“ („Les deux journées“, 1800), „Anacréon“ (1803), „Faniška“ (1806 für Wien geschrieben), denen später noch „Pinnaglietta“ (1809), „Les Abencérages“ (1813), einige Nummern zu „Blanche de Provence“ (1820) und „Ali-Baba ou les Quarante Voleurs“ (1832) folgten, die seine Laufbahn als Opernkompaset bezeichnen. In ihnen verliess er die rein italienische Art, in der auch er begonnen hatte, und vermischte den aramitigen, melodischen Stil der neapolitanischen Schule mit den Erfindungsreichen Mozarts und Glucks, indem er die Vertiefung des dramatischen Ausdrucks, die Erweiterung der Formen und den Reichtum der Orchestermittel dieser Meister sich zu eigen machte. In Frankreich wurde er so das Vorbild für Méhul, Halévy, Boieldieu, Auber und alle, die an der Weiterentwicklung der Oper mitarbeiteten; aber auch in Deutschland, wo Cherubini zuerst und am meisten gerechte Anerkennung gefunden hat, blieb sein Einfluss, wie Beethovens „Fidelio“ zeigt, nicht ohne Folgen. Seine eigenen Werke erwiesen sich freilich nie besonders bildungswirksam, was, zum Teil wenigstens, an den wenig glücklichen Textbüchern liegt. Einzig sein Wasserräger, seine auch in Deutschland populärste Oper, macht hiervon eine Ausnahme.

Unter den Kirchenkompositionen sind die Messe in F, die Missa solennis in D, die Krönungsmesse in A, das Requiem in C, das Requiem für Männerstimmen in D, das er für sich selbst schrieb, und ein Credo a capella zu nennen. In diesen Werken zeigt sich Cherubini als der unzweifelhaft grösste katholische Kirchenkomponist, dem die neuere Zeit hervorgehoben hat. Der Ernst und die Gediegenheit ihrer Arbeit weisen ihnen einen hohen Platz an; mustergiltig ist die Behandlung des Orchesters und seine Verwebung mit den Singstimmen. In geheimnisvoll gebrochenen Stimmungen ist Cherubini Meister. Von dem C-moll-Requiem darf man behaupten, dass es an Grösartigkeit und Einheitlichkeit sogar

das Mozartsche übertrifft. Wie in der Neuheit der Orchesterbegleitung, zeigt sich übrigens in Cherubin's Kammermusik, von der sechs Streichquartette (1815) und ein Quintett zu den reifsten Kunstwerken gehören, der Einfluss Joseph Haydn's.

Nach vierjährigem Studium bei Sarti und längerem Wanderleben, das den jungen Maestro an den wichtigsten Opernbühnen Italiens mit schwankendem Erfolge thätig sah, war Cherubini im Jahre 1784 einem Rufe nach England gefolgt; dann wendete er sich auf Veranlassung seines Freundes Viotti nach Paris, wo er sich, nach kurzem Aufenthalte in Turin, im Jahre 1788 dauernd niederliess. Zunächst wurde er mit der Direktion der italienischen Oper betraut; 1795 wurde ihm die Stellung eines Unterrichtsinpektors an dem von Surtet gegründeten Conservatoire übertragen. Als solcher lebte Cherubini mit seiner Familie in recht beschränkten Verhältnissen. Seine Verdienste wurden geflissentlich ignoriert, denn der Meister hatte es in seiner Musik wie in seinen Urteilen verschmätzt, dem Geschmack des ersten Königs zu huldigen. Auch später, als Napoleon Kaiser geworden, wurden ihm andere vorgezogen, und Cherubini musste sich mit der Achtung der künstlerischen Miwelt begnügen. Erst von 1806 an lüchelte ihm das Glück. An dem nach der Rückkehr der Bourbonen unter dem Titel „Ecole royale de musique“ wiedereröffneten Conservatorium erhielt er eine Professur für Komposition und teilte sich mit Lesueur in das Amt eines Surintendant de la musique du roi. 1822 wurde er zum Direktor des Conservatoire ernannt. Dieser Stellung widmete er sich mit vollster Hingabe bis fünf Wochen vor seinem im 82. Jahre erfolgten Tode. Für Schulzwecke hat er über 100 Solfeggien und eine Reihe instruktiver Werke, darunter den Cours de contre-point et de fugue verfasst, zu dem sein Schüler Halévy ihm den verbindenden Text schrieb. Auch die später so berühmt gewordenen Conservatoriumskonzerte, zu denen Habeneck die Anregung gegeben hatte, verdanken Cherubini ihre Förderung und weitere Ausbildung. Unter seinen Schülern sind als die bedeutendsten ausser Halévy, Auber, Berlioz und Carafa zu nennen.

Der Charakter Cherubin's wird als ein seltsames Gemisch sympathischer und abstossender Eigenschaften geschildert. Eine natürliche Veranlagung zur Strenge mag in ihm durch Enttäuschungen und Verbitterung zur Schroffheit gesteigert worden sein; sein eigensinniges, ablehnendes Verhalten, die Neigung zur Opposition und zum Neinsagen war seinen Bekannten nicht weniger beschwerlich als seine tyrannische Pünktlichkeit. In seiner direktorialen Stellung gab dies Wesen oft genug Veranlassung zu Missbilligkeiten; das hinderte jedoch nicht, dass seine Freunde

und Schöner mit wahrer Verehrung an ihm hing, denn in allen wichtigen Dingen brach sich doch stets seine vornehme und edeliche Gesinnung Bahn. Impetuosierend ist die nicht affektierte Bescheidenheit, mit der er jeder Ovation aus dem Wege ging und nur der Sache lebte. So stand im Grunde auch der Mensch auf der Höhe des Künstlers. Der nicht unbeträcht-

liche Nachlass Cherubinis, der im Besitze der Witwe blieb, befindet sich jetzt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin. Der eigenhändige Katalog seiner Werke, der vom Jahre 1773 bis ins Jahr 1842 reicht und von Bontée de Toulmon herausgegeben wurde, ist ein interessantes und wichtiges Dokument seiner künstlerischen Entwicklung und Bedeutung.

Leopold Schmidt.

Ludwig Feuerbach.

(Geb. am 28. Juli 1804 zu Landshut in Bayern, gest. am 23. September 1870 zu Nürnberg.)

(Herau. Bildnis No. 153.)

FEUERBACH ist einer der kühnsten und originellsten Denker, welche Deutschland im 19. Jahrhundert gehabt hat; der erste Begründer positivistischer Denkweise in diesem Erblande metaphysischer Spekulation; der Schöpfer der anthropologischen und psychologischen Religionsphilosophie. Sein Vater war ein geistig hochbedeutender Mann, der bayerische Kriminalist Anselm Feuerbach, welchem Ludwig durch die Herausgabe der Schrift: Anselm Ritter von Feuerbachs Leben und Wirken (1852) ein grossartiges literarisches Denkmal gesetzt hat. Die früheste Neigung des Jünglings war der Theologie zugewendet, gleich als schimmerte in dem eben wachsenden Geist schon das Problem, welchem die beste Kraft des Mannes gewidmet sein sollte. Aber die Berührung mit der Wissenschaft der Zeit auf den Universitäten Heidelberg und Berlin (1823 und 1824) zeigt ihm sogleich die Unmöglichkeit zur Theologie in ein positives Verhältnis zu kommen. Aus wachsender geistiger Zerrissenheit düchelt er in die Philosophie und wendet sich dem damals im Zenith stehenden Geiste Hegels zu. Es zog ihn an, aber es blendete ihn nicht, wie so viele Andere, welche Hegels Gedanken lehrend und schreibend für die deutsche Bildung ausnützten. Sein Glaube an Hegel scheitert wieder an der Religionsphilosophie. Wie versteckt auch immer in den Formeln dieses Pantheismus — es war doch in Hegels System ein Rest der theologischen Jenseitigkeit vorhanden. Und hier liegt die Bruchstelle, an welcher Feuerbach sich nach heissen Kämpfen von diesem System schied, welches sein geistiger Nährboden gewesen war. Volle Diesseitigkeit in Naturphilosophie, Religionsphilosophie und Ethik wird jetzt das Lösungswort der Philosophie, die nur langsam in Feuerbachs Geist bestimmtere Gestalt annahm, deren Grundstimmung aber in ihm unverkennbar war, schon bald nachdem er sich 1828 an der Universität Erlangen als Privatdozent nieder-

gelassen hatte. Diese Richtung seines inneren Wachstums entschied zugleich über sein äusseres Schicksal. In sich die grosse Aufgabe, die religiöse Kritik des Aufklärungszeitalters zu vollenden und zu vertiefen; vor sich die widerwillige Abseignung einer Welt, deren leitende Mächte mit den Aufklärungstendenzen völlig gebrochen hatten. Und Feuerbach war eine zu gerade und zu ehrliche Natur um sich durch irgendwelches Versteckspielen zu helfen; tief durchdrungen von dem Bewusstsein, dass die sittliche Aufgabe dessen, der eine neue Idee errungen hat, nicht das Schweigen, sondern das Reden ist. Nach sind zwar Feuerbachs Arbeiten zum grössten Teil historisch; er gab eine Geschichte der neueren Philosophie von Bacon bis Spinoza (1825), eine Monographie über Leibnitz (1826) und 1828 eine Monographie über Pierre Bayle. Aber geraume Zeit vor diesen Arbeiten, im Jahre 1830, waren ihm die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ in die Feder geflossen und anonym herausgegeben worden — ein Tröstbüchlein seltener Art für alle, welche natürliche Dinge natürlich betrachten wollen; eine Satire voll schneidenden Witzes über all das mythische Rankenspiel, welches menschliche Hilflosigkeit um diese Begriffe gewahrt. Die Anonymität des sofort verbotenen Schriftchens scheint nicht streng gewahrt worden zu sein; es war der Hauptzeuge, der bei allen bis gegen Ende der dreissiger Jahre von Feuerbachs Freunden fortgesetzten Versuchen, eine Professur für ihn zu erlangen, wider ihn redete. In dem vorwärtsdringenden Deutschland war er gebrandmarkt. Feuerbach selbst war sich schon früher über die Klüft klar geworden, welche seine Persönlichkeit und sein Denken von der ihn umgebenden Welt, auch von den deutschen Universitäten, schied. 1835 hatte er sich mit Bertha Löw verheiratet und war mit seiner jungen Frau aufs Land gezogen, nach Bruckberg in Mittelfranken. Dort besass seine Frau einen Anteil an einer Porzellanfabrik, welcher zu-

sammen mit Feuerbachs eigenen Einkünften eben ausreichte, um ihm die für seine bescheidenen Ansprüche ausreichende ökonomische Unabhängigkeit zu sichern. Froh der errungenen Freiheit von akademischem Zwange, nicht minder froh des ungehinderten Verkehrs mit der Natur, an welcher er mit Begeisterung hing, beginnt er nun die Periode seines gewichtigsten Schaffens, die Periode der kritischen Analyse des religiösen Phänomens. Im Laufe weniger Jahre, zwischen 1830 und 1838, erscheint eine Reihe von Schriften und Abhandlungen religionsphilosophischen Inhalts. „Das Wesen des Christentums“ (1841) und die „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ (1848) ragen als zwei Hauptmomente seiner Entwicklung aus Kleinerem hervor. Ob man ihren Gedankengang annimmt, oder sich ihm widersetzt — sie verkünden eine völlig neue Auffassung. Die Aufklärung hatte die Religion bekämpft; aber sie hatte sie nicht verstanden. Feuerbach bekämpft sie nicht — er sucht sie aus ihren tiefsten Gründen zu verstehen. Das ihm dabei nichts entgeht, als der arme, bedrängte, phantasiebegabte, illusionsfrohe Mensch, dass alle religiösen Symbole sich ihm in Gleichnisse des Menschentums, alle Götter aus Realitäten in Wünsche verwandeln: das ist Feuerbachs Arheismus, der mit wunderbarem Zurechtfinden für alle Regungen des religiösen Lebens Hand in Hand geht. Im letzten Grunde war diese Auffassung der Religion bedingt durch seine völlige Abkehr von Hegel, durch jene Wirklichkeitsphilosophie, welche er in den „Grundsätzen einer Philosophie der Zukunft“ (1823) kraftvoll und markig verurteilt. Auch für ihn selbst lag diese Philosophie in der Zukunft. Jener vielherufene, ihm so oft höhnend vorgeworfene Satz: „Meine Philosophie ist, keine Philosophie zu haben“, beweist nur seine tiefe Einsicht in den geistigen Zustand einer Zeit, welche mit den alten Methoden und Materialien völlig abgewirtschaftet hatte, und der neue philosophische Impulse nur aus den Fortschritten des positiven Wissens, insbesondere der Naturwissenschaft, kommen konnten. So beschränkt sich Feuerbach darauf, seine religionsphilosophischen

Ideen noch einmal in einem Werke von durchsichtiger Klarheit zu entwickeln, in der „Theogenie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Altertums“ (1857). Erst im letzten Abschnitt seines Lebens geht er daran einzelne Kardinalfragen im Sinne seiner Zukunftsphilosophie zu behandeln. Diese Arbeiten, unter dem Titel „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“ veröffentlicht und durch manches im Nachlasse Befindliche zu ergänzen, gehören zu den wertvollsten, aber noch am wenigsten gewürdigten Erzeugnissen seines Geistes. Mit den Jahren ward er immer einsamer, seine äusseren Verhältnisse immer dürftiger und unergieblicher. Vor der Revolution trug ihn noch die Flut des deutschen Radikalismus, mit dessen Häuptern er teils persönlich, teils literarisch befreundet war. Aber vom politischen Leben und seinen Kämpfen hielt er sich vollständig fern. Die öffentlichen Vorlesungen über Religion, welche er im Winter 1848 auf 1849 zu Heidelberg auf Einladung der dortigen Studenten gehalten hatte, waren sein einziges persönliches Hervortreten in jener Sturm- und Drangzeit. Der kühne Denker war eine schlichterne, verschlossene Natur. Nur in Stille und Ruhe konnten seine Ideen reif werden. Aber nicht bloss dies. Wie die wahre Philosophie, so lag ihm auch die wahre Staats- und Gesellschaftsverfassung in der Zukunft. Mit bitteren Worten spottet er über die Naivität der Märzbewegung, die da geglaubt habe, man brauche nur zu sprechen: Es sei Freiheit! es sei Recht! so ist auch schon Recht und Freiheit; die vergessen habe, dass es auch auf dem politischen Gebiete keine Wunder gibt. Die politische Wiedergeburt Deutschlands hat Feuerbach noch erlebt, aber als ein gebrochener Mann. Die Nation hat durch einige Ehrungen wenigstens die schlimmste Bedrängnis von ihm abgewendet. Festigkeit der Ueberzeugung, anspruchslose Bescheidenheit und grosse Herzengüte zeichneten den Menschen aus; das reine Deutsch und eine ungemein treffende, scharf zugespitzte Ausdrucksweise den Schriftsteller.

Friedrich Jodt.

Ernest Renan.

(Geb. am 27. Februar 1823 zu Tréguier (Département der Nordküste), gest. am 5. Oktober 1892 zu Paris.)
Méziris Bulletin No. 1543

ERNEST RENAN gehört zu den seltenen Gelehrten, deren Name weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus eine Weltbekanntheit geworden ist. Er verdankt dies hauptsächlich seiner freien und geistreichen Bearbeitung der Geschichte der Anfänge des Christentums, einem Werke, das von den einen als befreiende That im Dienst des Kulturfortschritts, von den anderen als fesselhafter Angriff auf Religion

und Kirche beurteilt wurde, auf jeden Fall aber zu den bemerkenswertesten Erscheinungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört.

In seinen reizend geschriebenen „Jugend-erinnerungen“ hat Renan selbst die Entwicklung beschrieben, die ihn während seiner Studien im theologischen Seminar St. Sulpice zu Paris aus einem streng gläubigen Kandidaten des Priesteramtes in einen freidenkenden Gelehrten verwandelt hat. „Die Freiheit“, so sagt er dort, „die andere mit einem Sprung erreichen, war für mich eine langsame Errungenschaft. Ich besuchte sechs Jahre angestrengter Arbeit, um zu merken, dass meine geistlichen Lehrer nicht infallibel waren. Beim Schiffsbruch eines Glaubens, aus dem man das Zentrum seines Lebens gemacht hatte, klammert man sich lieber an die unwahrscheinlichsten Rettungsmittel, als dass man alles, was man liebt, verloren gäbe.“ Dass ihm bei diesem Kampf um seine geistige Befreiung das Studium der deutschen kritischen Theologie wesentliche Dienste geleistet hat, bezeugt er offen: „Der eigentümliche Geist Deutschlands zu Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts frappierte mich, ich glaubte, in einen Tempel einzutreten. Hier war, was ich suchte: Die Versöhnung des religiösen Geistes mit dem kritischen. Ich behauerte oft, dass ich nicht Protestant war, wobei ich Philosoph sein könnte, ohne aufzuhören, Christ zu sein.“ Er war 23 Jahre alt, als er sich entschloss, die theologische Laufbahn aufzugeben und sich ganz der orientalischen Philologie zu widmen.

Die ersten Früchte seines rastlosen Fleißes waren Abhandlungen sprachgeschichtlichen Inhalts: Ueber die semitischen Sprachen und über das Studium des Griechischen im Mittelalter, beide von der Akademie zu Paris gekrönt; die erstere wurde später erweitert und erschien 1854 unter dem Titel: „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques“, das als ein durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnetes Meisterwerk der Sprachwissenschaft gilt. Ebenso vielen Beifall fand das, ein schwieriges Kapitel aus der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie behandelnde Werk über „Averroës et l'Averroïsme“ (1852). Auf Grund dieser Arbeiten wurde Renan 1856 zum Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften gewählt und bekam 1860 von der Regierung den Auftrag, in Syrien Forschungen zur Aufhellung des phönizischen Altertums anzustellen, deren Resultat er in der „Mission de Phénicie“ (1864–1874) niederlegte. Im Jahr 1862 wurde er zum Professor der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprache am Collège de France ernannt, musste aber schon im Jahre darauf diese Stellung wieder aufgeben wegen des Anstosses, den seine „Vie de Jésus“ in kirchlichen Kreisen erregte.

Der Religionsgeschichte und Philosophie hatte Renan von Anfang sein spezielles Interesse zugewandt. Die „Etudes d'histoire religieuse“ (1856) und „Essais de morale et de la critique“ (1859) sowie die Bearbeitungen des Buches Ijob und des Hoheliedes (1860) hatten den Verfasser als so scharfsinnigen und freien Denker und Kritiker erkennen lassen, dass die Missgunst der Hierarchie nicht ausbleiben konnte. Auf höchste gesteigert wurde diese aber durch das Erscheinen des Buches „Vie de Jésus“ (1863), das in der ganzen christlichen Welt einen Sturm ähnlicher Art erregte wie früher (1825) das Strauss'sche Werk über das Leben Jesu. Die Vorstudien dazu hatte Renan während seiner syrischen Reise 1860/62 gemacht, die ihm Gelegenheit gab, den landschaftlichen Hintergrund der evangelischen Geschichte durch Augenschein kennen zu lernen. „So gewann“, wie er im Vorwort bemerkt, „die evangelische Geschichte, welche aus der Ferne in den Wolken zu schweben schien, für mich einen Körper und überraschende Bestimmtheit. Die auffällende Uebereinstimmung der heiligen Texte mit den Orten, die wunderbare Harmonie des evangelischen Ideals mit der Landschaft, die ihm zur Einfassung diente, war für mich wie eine Offenbarung. Ich hatte ein fünftes Evangelium vor Augen, zerrissen; aber doch lesbar, und durch die evangelischen Erzählungen hindurch sah ich statt eines abstrakten Wesens, das niemals lebendig gewesen zu sein schien, eine bewundernswürdige menschliche Gestalt leben und sich bewegen“. Eben darin bestand die Originalität und der Reiz von Renans Werk, dass der sonst in den Wolken des Dogmas schwebende Christus hier auf den Boden der irdischen Wirklichkeit gestellt und als der Held einer menschlichen Geschichte beschrieben wird, die durch innere Entwicklungen und durch den Gegensatz von Idealen und Irrthümern hindurch ihren dramatisch spannenden Verlauf hat. Dass eine so ungewohnte Behandlung dieses Gegenstandes vielfachen Anstoss erregte, ist begreiflich; aber der oft erhobene Vorwurf der Privatheit ist ungerecht, da Renans Darstellung des Lebens Jesu bei aller Freiheit von dogmatischen Voraussetzungen doch von warmer Begeisterung getragen ist. Berechtigt ist das Bedenken, dass Renan in der Kritik und Benutzung der Quellen den Forderungen einer streng wissenschaftlichen Geschichtsforschung zu wenig entsprochen, in der Ausfüllung der Lücken der Ueberlieferung und in der Gruppierung und Deutung der evangelischen Erzählungen sich zu viele poetische Freiheit erlaubt habe, so dass sein Werk teilweise mehr den Eindruck eines historischen Romans als einer Geschichtsschreibung macht. Dieser Mangel ist aber nur die Kehrseite seiner künstlerischen Vorzüge, denen es

seinen bestreichenden Reiz und seine grosse Popularität verdankt.

Dass die nächste Folge dieser Veröffentlichung für den Verfasser selbst die Entsetzung von seiner Professur war, ist schon bemerkt worden. Renan hat sich dadurch nicht von der weiteren Verfolgung seiner wissenschaftlichen Pläne abschrecken lassen. Er veröffentlichte im Verlauf der nächsten zwanzig Jahre noch weitere sechs Bände, in denen er die „Histoire des origines du Christianisme“, wie der Gesamtitel des grossen Werkes heisst, bis zur Zeit Marc Aurels weiterführte. Diese Bände teilen die formalen Vorzüge des ersten („Vie de Jésus“), übertreffen diesen aber an wissenschaftlichem Wert des Inhalts; der reiche, aus den biblischen und profanen Quellen geschöpfte Stoff ist überall sorgsam verarbeitet zu lebensvollen und anschaulichen Gesamtbildern der apostolischen und nach-apostolischen Zeit. Als bald nach Vollendung dieses Werkes begann der unermüdete Forscher die Bearbeitung der „Histoire du peuple d'Israël“, welche die Wurzeln des Christentums weiter zurück in der Geschichte Israels aufzeigen sollte; drei Bände davon hat er noch selbst (1887—1890) veröffentlicht, den Abschluss des Ganzen aber nicht mehr erlebt. Ausser diesen grossen Werken hat Renan noch eine Menge kleinerer Abhandlungen und Vorträge, teils religions- und kulturgeschichtlichen, teils philosophischen Inhalts, veröffentlicht, auch einige philosophische Dramen, deren ästhetischer Wert zurücktritt hinter ihrer polemischen Tendenz: Bekämpfung des Dogmatismus aller Parteien zur Linken und zur Rechten.

Renans philosophischer Standpunkt ist als ein milder Skeptizismus zu bezeichnen, der — ähnlich dem Positivismus seines Landsmannes Auguste Comte — unter Wissen auf die Welt der Erscheinungen beschränkt und die Beantwortung der Fragen nach dem Woher und Wohin des Daseins als unnötig ablehnt, dabei aber doch den praktischen Wert der Religion, insbesondere des Christentums in seiner

katholisch-kirchlichen Form, stark betont. Seine Urteile über die Zukunft der Religion lauten allerdings ziemlich unbestimmt und zu verschiedenen Zeiten verschieden. Am Schluss des Werkes über die „Origines du Christianisme“ deutet er auf die Möglichkeit hin, dass das durchaus supernaturale Christentum im tödlichen Kampfe mit der alles Uebernatürliche vereinenden modernen Wissenschaft unterliegen müsse. Dagegen sagt er in den Studien zur Religionsgeschichte: eher werde Kunst und Wissenschaft vergehen als die Religion, sie werde der ewige Protest des Geistes sein gegen den systematischen oder brutalen Materialismus, der den Menschen in den modernen Regionen des vulgären Lebens gefangen nehmen möchte. Den Zwiespalt, in dem er selbst befangen blieb, zwischen radikalem positivem Denken und einem unbestimmten religiösen Fühlen und Ahnen scheint er nach manchen Aeusserungen als die nicht zu überwindende und in Zukunft nur immer allgemeiner empfundene Schranke der Menschheit überhaupt betrachtet zu haben, wobei er übrigens ausdrücklich davor warnte, dass wir diesen tief in unserer Natur liegenden Zwiespalt nicht zu tragisch nehmen, sondern in heiliger Genügsamkeit soviel wie uns verböhnt sei von der Welt zu erkennen und zu geniessen suchen sollen. Mag diese, schon vom biblischen „Prediger Salomo“ empfohlene, praktische Lebensweisheit auch nicht allen genügen, soviel ist gewiss, dass sie für Renan selbst die Quelle einer milden Duldsamkeit gegen andere, einer von den Kämpfen des Zeitalters nicht zu erschütternden heiteren Ruhe und einer bis zum Ende sich bewährenden Lebens- und Schaffensfreudigkeit gewesen ist. Mit Recht konnte Renan auf sein arbeitsreiches Leben befriedigt zurückblicken und mit Recht hat das französische Volk sein Leichenbegängnis mit ausserordentlichen Ehrbezeugungen gefeiert; denn er hat durch die unbestechliche Wahrheitsliebe seiner Geschichtsforschung ein bleibendes Verdienst um die Bildung der Menschheit zur wahren Humanität sich erworben.

Otto Pflügerer.

Louis Pasteur.

(Geb. am 27. Dezember 1822 zu Dole im Departement Jura, gest. am 28. September 1895 zu Paris.)

(Hirsch-Billets No. 153.)

Als die Zeitungen im September 1895 den Tod von Louis Pasteur meldeten, waren die wissenschaftlichen Kreise aller Länder darüber einig, dass die Welt einen ihrer grössten Naturforscher verloren habe, der einige der schwierigsten Rätsel löste und

Licht über die dunkelsten Prozesse verbreitete, der die naturhistorische Forschung und, obschon nicht Arzt von Beruf, auch die Heilkunde auf bisher kaum betretene Bahnen wies und damit eine neue Periode naturhistorischer und medizinischer Arbeiten ein-

leitete, deren Ergebnisse, wie das von Pasteur selbst Erkante und Entdeckte, der Allgemeinheit zum Heil und Segen zu gereichen bestimmt waren.

Pasteur wurde am 27. Dezember 1822 zu Dôle im Jura-Departement geboren. Er war der Sohn eines alten verabschiedeten Militärs, der seinen Lebensunterhalt notwendig als Gerber erwarb, aber trotz seiner geringen Mittel es fertig brachte, seinen Sohn die Schule in Artois und das Lycée in Besançon durchmachen zu lassen. 1843 trat dieser in die Ecole normale in Paris ein, wo er sich unter Leitung von Dumas und Balard dem Studium der Chemie widmete und 1847 Doktor der Naturwissenschaften wurde. In diese Zeit fallen seine ersten wissenschaftlichen Forschungen, die sich auf die von 1822 von Kestner in Tann im Weinstein entdeckte eigenförmliche Säure, die Traubensture, bezogen, deren Beziehungen zur gewöhnlichen Weinsture zuerst Pasteur klarsstellte. Die von Pasteur entdeckte Thatsache, dass die auf das polarisierte Licht nicht einwirkende Traubensture beim Kristallisieren gewisser Doppelsalze sich in zwei Säuren (Rechtsweinsture und Linksweinsture) spaltet, die auf das polarisierte Licht genau in entgegengesetzter Richtung wirken und Salze liefern, die gewissermassen als Spiegelbilder von einander erscheinen, imponierte nicht bloss den damaligen ersten Pariser Chemikern und Physikern Dumas und Biot, der sie 1848 der Akademie des Sciences vorlegte, sondern wurde für alle Zeiten von fundamentaler Bedeutung für die Lehre von den physikalischen Isomerien in der organischen Chemie, wie dies auch 1856 die Royal Society von London durch die Verleihung der Rumford-Medaille an Pasteur anerkannte.

Im Jahre 1848 wurde Pasteur Professor der Physik am Lyceum zu Dijon und bald darauf Suppleant der Professor der Chemie in Strassburg, wo er sich mit der Tochter des Rektors der Universität, Marie Laurent, verheiratete. 1854 ging er nach Lille als Professor der Chemie und Doyen der neuerrichteten naturwissenschaftlichen Fakultät, und von dort 1856 nach Paris, wo er zuerst als Direktor der naturwissenschaftlichen Abteilung der höheren Normalenschule, dann als Professor der Geologie, Physik und Chemie an der École des beaux-arts (1859) wirkte und 1867 Professor der Chemie an der Universität wurde.

Schon in Lille begann er seine berühmten Studien über die Gärung und verwandte Prozesse, die ihn fast zwei Jahrzehnte beschäftigten. Die wichtigste Frucht seiner Arbeiten ist die schon 1858 in einer als „Ansichten über die Fermentationen in ihren Beziehungen zur Biologie“ überschriebenen Abhandlung entwickelte neue Theorie des Gärungsprozesses, welche die bisher geltenden Anschauungen

von Berzelius und Liebig bald völlig verdrängte. Gestützt auf Untersuchungen, welche ihn gezeigt hatten, dass die Milchsäuregärung, die Buttersäure- und Essigfäulnis, sowie die ammoniakalische Harnstoffgärung an die Gegenwart von kleinen Lebewesen gebunden ist, kam er zu der Ueberzeugung, dass die sämtlichen Gärungs-, Verwesungs- und Fäulnisvorgänge auf der Entwicklung und Wirksamkeit lebender Mikroorganismen beruhen, und dass man die Entstehung der fraglichen Prozesse auf Keime zurückzuführen habe, die zu Milliarden in der atmosphärischen Luft suspendiert seien. Die Versuche, auf welche sich Pasteurs neue Theorie stützte, waren so schlagend, dass sie kaum einen Einwand zulieszen. Sie zeigten, dass Gärung von Zucker unter Abwesenheit von organischen Materialien durch minimale Mengen von Hefe eingeleitet werde und dass die Menge dieser Hefe nach Beendigung des Gärungsprozesses um das 20-30fache zugenommen habe. Sie thaten ferner die Spezifität bestimmter Keime für die einzelnen Gärungsprozesse dar, indem sich dabei ergab, dass eine gärungsfähige Flüssigkeit nach Abtöten der Keime durch Siedehitze nicht in Gärung übergeht, wohl aber, wenn man die Spitze abbricht, sofort nach Zusatz einer gährenden Flüssigkeit oder nach einiger Zeit durch den Zutritt der Luft. Hier findet aber nicht bloss ein Unterschied in der Zeit des Eintrittes der Gärung, sondern noch ein anderer statt, insofern im ersten Falle nur eine einzige Art von Gärung, dagegen infolge der Verschiedenheit der Keime in der Luft sich Andeutungen von fremdartigen Fermentationen finden, wie solche auch bei den Gärungen des gewöhnlichen Lebens, z. B. bei der Gärung des Traubenmostes, von Pasteur nachgewiesen wurden.

Pasteurs Theorie gelangte erst nach längeren Kämpfen zur Herrschaft, aber der Kampf, den sie veranlasste, brachte ihrem Urheber neue Triumphe. Einer seiner französischen Gegner, Pouchet, holte die längst als abgehan betrachtete Hypothese von der spontanen Entstehung von Mikroorganismen wieder hervor und veranlasste dadurch die Akademie zur Ausschreibung eines Preises für eine neue experimentelle Beleuchtung der sogenannten Urzeugung (Generatio aequivoca). Es ist Pasteurs Verdienst, durch Lösung der gestellten Preisfrage in seiner „Abhandlung über die organisierten Körperchen in der Atmosphäre“ diese Irrlehre auf immer beseitigt zu haben.

Von eminentester praktischer Bedeutung wurden besonders die auf einzelne durch Gärungsprozesse erhaltene Flüssigkeiten des Haushalts (Wein, Weinessig, Bier) bezüglichen, in besonderen Schritten veröffentlichten Studien durch das auf Zerstörung der Fermentkeime durch Erwärmen in verschlossener Flasche beruhende Sterilisierungsverfahren, für

welches der Name „Pasteurisieren“ allgemein wurde. Noch grössere Bedeutung gewannen aber Pasteurs Studien für die Medizin, indem seine Gärungstheorie die Erkenntnis der Ursachen einer Reihe von sog. Infektions- oder zymotischen Krankheiten und zum Teil auch die Mittel zu ihrer Abstellung oder Verhütung vorbereitete. Nicht nur Listers Theorie der Wundkrankheiten und die Antiseptik, sondern auch eine ganze Anzahl Untersuchungen über ansteckende innere Krankheiten knüpfen sich an dieselbe. Wenn auch die Behauptung Richters u. a., dass die ganze moderne Bakteriologie auf Pasteurs Schultern stehe, irrig ist, so bleibt doch schon das Verdienst, welches der geniale Forscher direkt durch eigene Forschungen besonders über Tierkrankheiten, die auf den Menschen übertragen werden können, oder durch die Arbeiten seiner unmittelbaren Schüler, besonders Roux, um die Medizin erworben, ausserordentlich gross.

1865 erhielt Pasteur von dem französischen Ackerbauminister den Auftrag zur Untersuchung der Krankheiten der Seidenraupen, die dem Staate einen jährlichen Verlust von mehr als einer Million Francs brachten. Das Ergebnis von Pasteurs dreijähriger Arbeit war der sichere Nachweis, dass die schlimmste dieser Krankheiten, die sog. Pébrine (Körnchen- oder Fleckenkrankheit), von der unter dem Namen Cornaline-Körper beschriebenen Pilzbildung herrührt, die schon in den Eiern des Seidenspinners sich finde, und dass man durch Aussonderung und Vernichtung der infizierten Eier der Krankheit Herr werden müsse. Seine 1871 erschienenen Studien über die Krankheiten der Seidenwürmer trugen ihm eine österreichische Dotation von 10.000 Golden (1873) und die Copley-Medaille (1874) ein.

Durch einen Zeitraum von mehreren Jahren, teilweise durch schwere Erkrankung, einen Schlaganfall, der eine Lähmung des linken Armes hinterliess, teilweise durch den deutsch-französischen Krieg, der Pasteur so auflegte, dass er das ihm von Bonn honoris causa zuteil gewordene Doktordiplom demonstrativ zurücksendete, teilweise durch Studien über das Bier und seine Krankheiten ausgefüllt, sind Pasteurs Forschungen über die Pébrine in Südfrankreich, von seinen Untersuchungen über die Natur und die Verhütung des Milzbrandes getrennt. Waren Pasteurs anfängliche Studien über die Vegetationsverhältnisse des Milzbrandbazillus auch weniger eingehend als die Arbeiten von Robert Koch, so lieferten doch die späteren in Bezug auf die Prophylaxe des Milzbrandes Resultate, die, wenn auch, namentlich in Deutschland anfangs in Zweifel gezogen, doch in den vom Milzbrand heimgesuchten französischen Landstrichen bei den durch Pasteur von schweren Schädigungen ihres Besitztums behüteten Bewohnern

solche Anerkennung fanden, dass man ihm in Melun, der Stadt, wo Pasteur die ersten Versuche mit der präventiven Milzbrandvaccination machte, ein Denkmal zu setzen beschlossen hat. Kurz nach seinen ersten Untersuchungen über Milzbrand fand Pasteur bei Untersuchungen über die Hühnercholera, dass der Hühnercholera-Bazillus wesentlich Abschwächung der Wirkung durch das Alter erfahre, und dass durch Einimpfung solcher Bazillen mit abgeschwächter Virulenz der Körper gegen die Wirkung hochvirulenter Bazillen unempfindlich (immun) werde. So kam er auf den Gedanken, ob sich nicht überhaupt die Virulenz der den Infektionskrankheiten zu Grunde liegenden „Mikroben“ abschwächen und dadurch eine „Vaccine“ erhalten liesse, die, wie die Kuhpockenlympe vor den Menschenpocken, so vor den virulenten Mikroben Schutz gewähre. Es gelang ihm durch eigentümliche Züchtungsmethoden Milzbrandbazillen mit abgeschwächter Virulenz herzustellen und sich in Port Pouchy-le-Port bei Melun zuerst von der Schlutzkraft seiner Vaccine zu überzeugen, deren Einführung in Frankreich die Milzbranderkrankungen in den Heerden von 6—9 Prozent auf 1 Prozent herabsenkte.

Zwei Jahre nach der Milzbrandimpfung gelang Pasteur auch die Herstellung einer Vaccine gegen Schweierotlauf durch wiederholte Ueberimpfung, die auch in Deutschland freundlichere Aufnahme fand. In der ganzen Welt wurde über Pasteurs Namen durch seine von Erfolg gekrönten Bestrebungen, ein Schutzmittel gegen die Hundswut zu finden, bekannt. Die ersten Mitteilungen über seine Erfolge bei Hunden und das höchst interessante Verfahren zur Immunisierung, das er einschlug, machte er 1884 auf dem internationalen medizinischen Kongress in Kopenhagen bekannt. Die erste Gelegenheit, das Verfahren an einem von einem wütenden Hunde schwer verletzten 9jährigen Knaben mit Erfolg anzuwenden, hatte er am 6. Juli 1883, und der Erfolg, den er hatte, führte dazu, dass von nah und fern sich von wütenden Hunden Gebissene zu ihm drängten, um geimpft zu werden, so dass er bis zum 6. Februar 1886 schon 350 Personen geimpft hatte, von denen nur eine wutkrank wurde. Diese Erfolge hatten die Folge, dass auf dem Wege freiwilliger Subskription das Institut Pasteur in Paris errichtet wurde, teils zur Impfung Gebissener, teils zur Fortsetzung seiner Studien, zu denen ihm übrigens nach seinem Rücktritt von der Professur der Chemie (1875) von der französischen Nationalversammlung eine nicht unbedeutende jährliche Summe zur Verfügung gestellt worden war.

Vom 14. November 1888, wo Pasteur mit seinen Schülern in das neu eingeweihte Institut übersiedelte, haben wir keine weitere eigene Arbeit des genialen

Mannes zu verzeichnen. Sein Gesundheitszustand war schon damals sehr unzufrieden, doch fuhr er fort, den Arbeiten seiner Schüler und den Patienten der Abteilung der Wut seine Aufmerksamkeit zu widmen. 1892 wurde sein 70-jähriger Geburtstag durch ein grosses Fest in der Sorbonne gefeiert, dem auch Sir Joseph Lister beizuhören.

Als am 28. September 1895 ein wiederholter

Schlaganfall Pasteurs Leben beendet, dekretierte ihm die Nationalversammlung ein nationales Begräbnis und der Witwe den Fortbezug der Pension ihres Mannes von 25 000 Francs. Dem Trauergottesdienste in der Notre-Dame-Kirche wohnte ausser dem Präsidenten der Republik auch Grossfürst Konstantin bei.

Vor seinem Institut hat Pasteur seine letzte Ruhestätte gefunden.

Theodor Hasemann.

Paul Delaroche.

(Geb. am 17. Juli 1797 zu Paris, gest. am 4. November 1856 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 195.)

PAUL DELAROCHE, geb. am 17. Juli 1797 in Paris, verweilte kurze Zeit in dem Atelier des Landschaftsmalers Watteau, um dann bei Gros seine weitere Ausbildung zu geniessen. Hier nun wurden die grossen realistischen Historienbilder bestimmend für seine ganze Kunst.

Unter diesen Eindrücken wendete er sich der Geschichtsmalerei zu. Wenig berührt von den grossen Strömungen, die am Anfang des Jahrhunderts die Kunstwelt erregten, vom Classicismus und der Romantik, fand er einen Ausweg, indem er je nach den Stoffen die Sprache des Classicisten oder die des Romantikers gebrauchte. Seine Bedeutung liegt in der Ausbildung einer glänzenden historischen Malerei, in den wirkungsvollen Darstellungen der uns vor die Augen geführten wichtigen Ereignisse besonders der französischen und englischen Geschichte „Jeanne d'Arc im Gefängnis“, „Tod der Königin Elisabeth“, „Cromwell am Sarge Karls I.“, „Die Kläder Edwards IV. im Tower“, „Jane Greys Hinrichtung“. Diese Bilder begründeten seinen Ruhm und zur Verbreitung desselben stand eine Reihe der glänzendsten Stecher zu seiner Verfügung, die seine das Volk schon wegen des Gegenstandes interessierenden Bilder überallhin in Stichen verbreiteten. Hinzu kommt noch sein warmes leuchtendes Kolorit, die geschickte Verteilung der Lichter und Schatten, besonders die prunkvollen Gewänder und die raffinierte Wahl des Moments in dem dargestellten Ereignis. Bald giebt er den dramatischen Höhepunkt, das Fesselnde der noch schwankenden Entscheidung, bald sind es rührende

Motive, welche das Sentiment des Beschauers erregen. In den letzten Jahren seines Lebens bevorzugte er religiöse Darstellungen.

Trotz alledem, trotz all dem Fleiss, mit dem er dem genialen Delacroix und Ingres nachstrebte, steht seine künstlerische Bedeutung weit hinter jenen zurück. So korrekt er auch zeichnete, so sorgfältig er auch alles durchstudierte, kühl und nüchtern, ohne Phantasie, vermochte er nicht, seinen Figuren Leben und Kraft zu geben. Im letzten Grunde sind das Theaterscenen. Er verwendete die Kunstmittel anderer, ohne neue zu erfinden. Wie leer er sein konnte, zeigt sein Portrait Napoleons, zu dem er sich selbst bei der grossen äusserlichen Aehnlichkeit als Modell benutzte. Am wenigsten jedoch reichte seine Kraft zu einer grossen monumentalen Aufgabe aus, wie der 1841 begonnene Hamicycle, welcher das abschliessende Halbwerk des Saales der Ecole des Beaux-Arts füllt. Die grössten Künstler sollten dargestellt sein, Badacls Schule von Athen ist zum Vorbild genommen. Aber so gut wie einzelne Teile sind, gegenüber seinem grossen Vorbild muss es weit, sehr weit zurückweichen. Schon das Format ist ungünstig, 16 m lang und nur 5 m hoch. Im Jahre 1855 wurde durch einen Brand dieses Werk Delaroches, welches alle Welt bewunderte, teilweise zerstört. Der Künstler selbst übernahm die Ausbesserung, ohne sie jedoch vollenden zu können, da er bald, am 4. November 1856, darüber hinwegstarb.

Der Einfluss, den Delaroche auf die weitere Geschichtsmalerei in Frankreich sowohl wie im Ausland hatte, ist ein sehr grosser gewesen.

Fritz Knapp.

Friedrich Rückert.

(Geb. am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, gest. am 31. Januar 1856 zu Neuss bei Koburg.)

(Hierzu Bildnis No. 159.)

Die oft hervorgehobene Neigung des deutschen Geistes nach einer weltliterarischen Bildung, welche die Gedanken und Gefühle aller Völker in sich hineinziehen und mit einander zu versöhnen trachtet — eine ebenso gefährliche wie erhabene Neigung —, findet sich bei keinem anderen Dichter so lebendig und stark ausgeprägt wie bei Rückert. Gerade in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, in den Tagen unserer vornehmsten und höchsten satzhaften Kultur, trat jenes Bestreben besonders auffällig hervor. Die deutsche Dichtung schien sich auf eine Weltreise begeben zu haben, wanderlustig suchte sie selbst die entferntesten Völker auf und bewundernd, liebend umschloss sie alles, was neu und fremdartig aussah. Ohne Frage erweiterte sie damit ausserordentlich den Gesichtskreis ihres Wissens, aber auch Goethe, nachdem er selber diese Bewegung mit unmeissen geweckt und gefördert hatte, warnte vor einer Ueberschätzung: „Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verleiht.“ Ohne Frage stand dieser Drang in die Fremde auch in Verbindung mit einem Niedergang des ursprünglich schöpferischen deutschen Kunstvermögens, wie er damals in vielen Zeichen hervortrat, und er gehört mit zu den besonderen Eigentümlichkeiten des Epigonentums, welches in Ermangelung einer neuen Innenwelt von einer neuen Aussenwelt alles erwartete und, da es durch Eigenart der Gedanken- und Gefühlswelt nicht mehr zu wirken vermochte, durch pikante, ungewöhnliche und auffällige Formen sich hervorthat. Was ein solches Epigonentum an grossen Schöpfungen noch hervorbringen kann, das ist Friedrich Rückert auch gelungen, und alle Vorzüge, durch die es sich auszeichnen pflegt, feine und umfassende Bildung, Idealität der Weltanschauung, Streben nach den höchsten Zielen, vollkommene Beherrschung der technischen Ausdrucksmittel, waren ihm in reichster Masse zu eigen. Eine grosse Milde und Liebenswürdigkeit, eine freundliche Ruhe machen doch sein eigentliches Wesen aus. Der sanfte Charakter der fränkischen Landschaft, in der er geboren wurde und heranwuchs, spiegelt sich in seiner Poesie wieder; die starken, schraffen und mächtigen Formen einer Gebirgsgegend stiessen den Dichter mehr ab, als dass sie ihn anzogen, und auch der Künstler liehte eine idyllische Thalmour, Wiesen, Wälder, Bäche

— ein Leben der Familie und der trauten Hauslichkeit —, ein Dasein ernster Beschaulichkeit im Frieden ausgewählter Bücherei. Davon hat seine Dichtung vor allem gesungen, die in Frühlings- und Herbstlicht erglänzt. Wenn sie das Grösste nicht erreichte, so legt es wohl daran, dass ihr jedes tragische Element abgeht und dass sie von den schwersten Lebenskonflikten schweigt. Es mangelt ihr an den Gegensätzen des Nachtigösterens und an den dämonischen Gefühlen. Das so wunderbare Talent der Anschauigkeit und Mitempfindung, welches Rückert wie kein anderer besass, hatte auf der anderen Seite einen gewissen Mangel an vollkommener Eigenart und an einer fester bestimmten, schärfer ausgeprägten Persönlichkeit zur Folge. Seine ausserordentliche Fruchtbarkeit ergibt sich aus dieser leicht erzeugten Mitempfindung, aus der Beweglichkeit seiner Phantasie und seines Geistes; aber unter solcher Weite und Vielseitigkeit litt auch die Tiefe und die Einheit, wie er es selber empfunden hat:

Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen
Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen
im Gess.
Hätt' ich in einem Gebilde es vereinigen können,
ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter Narr.

Gerade in dieser Zersplitterung liegt aber auch der grösste Reiz, der Wert und die Bedeutung des Rückertschen Gesamtanwerkes. Sie macht eben auch wieder seine Eigenart aus. Ohne sie wäre seine genial-pikante Sprach- und Versformenvirtuosität nicht denkbar, noch auch sein grossartiges Uebersetzergenie, welches sich in den Geist und in das Leben der verschiedensten Völker so wunderbar zu versenken wusste. In seinen „Geharnischten Sonetten“, im „Liebesfrühling“, in den „Kindertotenliedern“, als Sänger deutschen Familienlebens wurzelt er fest im Boden deutsch-volkstümlicher Kunst, — in seinen Nachdichtungen aus dem Persischen, Indischen, Arabischen, Chinesischen erschloss er aus dem Kulturland, Europäisch- und asiatisch-arischen Geist hat er zu einer würdlich innerlichen Einheit mit einander zu verschmelzen gewusst und in seiner „Weisheit des Brahmanen“ Christentum und orientalischen Pantheismus harmonisch zusammengefügt.

Julius Hart.

Ludwig Uhland.

(Geb. am 26. April 1781 zu Tübingen, gest. am 13. November 1862, ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 138.)

K einer der grössten unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts, aber einer der klarensten und gediegensten, in allem, was er schrieb und that, ein ganzer Mann, hingestreckt an Leib und Seele, ein Charakter von seltener Treue und Festigkeit — so lebt Uhland unvergessen fort in der Geschichte unserer Literatur, in der Geschichte des deutschen Geistes und Volkes überhaupt. Dem Urfange nach ist, was er gedichtet hat, nicht eben viel; auch verzierte verhältnissmässig frühzeitig in ihm die Quelle der Poesie, als das öffentliche Leben, der Kampf für die bedrohten Rechte

seines Volkes seine beste Kraft in Anspruch nahm. Und als er herauschiel von dieser politischen Thätigkeit wieder in seine heimlichen vier Wände zu seinen Büchern zurückkehrte, zog ihn nicht von neuem die Dichtkunst, sondern ihre erstere Schwester, die strenge gelehrte Forschung, in ihrer Dienst, ihr blieb er bis an sein Lebensende ein unermüdet treu wirkender Anhänger. Aber auch, was er in seiner Jugend und im beginnenden Mannesalter an Liedern, Balladen und Dramen geschaffen hat, deutet nicht auf eine ungewöhnlich reiche und

kräftige, mit unerschütterlicher Gewalt hervorbrechende dichterische Begabung. Durch eigenartige Neuheit oder Grösse, durch besonderen Reichtum der Gedanken und Motive, durch verblühende Kühnheit der Phantasie, durch stürmisches Feuer der Leidenschaft zeichnet sich Uhland wohl nirgends in seiner Dichtung aus; in diesen Dingen überrufen ihn Dutzende von Nebenbuhlern, deren Ruhm doch längst vor dem selbigen erblassend ist. Aber an feinerem Geschmack und künstlerischer Sorgfalt, an innerer Wahrheit und edler Gediegenheit, an schlichter verständiger Klarheit und wohlthuender gemüthlicher Wärme sucht er seines Gleichen in der Literatur seiner und der folgenden Zeit. Unter den deutschen Romantikern, denen er sich frühzeitig beigesellte, ist er ohne

Zweifel der einfachste, geistig gesundeste und wohl auch in der künstlerischen Durchbildung der Form der gewisshafte und sicherste.

Seine ersten dichterischen Versuche standen noch unter dem Einflusse der antikklassischen und der vorromantischen, empfindsamen Poesie, die das 18. Jahrhundert besonders in England und Deutschland gezeitigt hatte. Als sich aber der Achtzehnjährige 1805 an der Universität seiner Vaterstadt Tübingen dem Studium der Rechtswissenschaft und zugleich mit innigerer Neigung dem der

Litteratur, besonders der mittelalterlichen Poesie, widmete, bekehrte er sich nicht nur persönlich als entschiedenen Anhänger der Romantik, sondern lenkte auch mit seinem Dichten für immer in die von den Brüdern Schlegel, von Tieck, Fouqué, Arnim und Brentano eröffneten Bahnen ein. Im engen Anschluss an seine Vorgänger zeichnete er anfänglich die mittelalterliche Welt mit ihren herkömmlichen Typen des alten Königs und der Königstochter, des Missethats und der Nonne, des Ritters und der Edelkammer, des Schüfers und des Sängers; noch tief in der schwermüthigen Empfindsamkeit seiner ersten Jugendpoesie befangen, suchte er seine eigenen Stimmungen unmittelbar in die Weisen der älteren romantischen Dichter einklingen zu lassen, sie wo möglich mit denselben Kunstmitteln und Formen, die ihm von jenen her vertraut waren, auszudrücken. Bald aber gab er sich auch dem tiefen und nachhaltigen Eindrucke des deutschen Volksliedes hin, und gleichzeitig erkannte er in Goethe den Meister der neuern Poesie, dem von jetzt an auch seine Lyrik als ihrem höchsten Vorbilde nachstrebte. Nun wurden seine Lieder frischer und heiterer; aus süßen Balladen erstörte nicht und mehr eine thätentfrohe, kraftvoll-muntere Stimmung; neben dem Ernst kam auch der Humor zu seinem Recht. Seinen romantischen Meistern



Ludwig Uhland.
(Aufnahme nach dem Leben.)

gegenüber wahrte er jetzt mehr seine Selbstständigkeit; aus der Fülle neuer Formen, mit der sie die deutsche Literatur bereichert hatten, schöpfte er massvoll; von ihrem oft ausserordentlichen Spiel mit der Form überhaupt wie von ihrer übertriebenen Nachgiebigkeit gegen die persönliche Willkür und Laune des Dichters, von ihren phantastischen Sprüngen des Gedankens und der Empfindung hielt er sich völlig frei. Einfacher als sie besang er die Natur, vor allem das Landschaftsbild seiner heimatlich-schwäbischen Gegenden, Freunds- und Frauenliebe, Vaterland und Freiheit, das Leben der Gegenwart und der mittelalterlichen Vergangenheit, die er, auch hierin den meisten Romantikern ungleich, nicht künstlich zu erneuern oder fortzusetzen suchte, sondern klar und vorurteilslos im Lichte der geschichtlichen Forschung betrachtete.

Nach dem Abschlusse seiner Universitätsstudien hatte er sich zuerst in Paris, dann wieder in Tübingen mit altfranzösischer und algermanischer Sage und Literatur eingehend beschäftigt, und diese Arbeiten ruhen selbst in den Jahren angestrengter juristischer und parlamentarischer Thätigkeit nicht, die Uhlend als Sekretär beim Justizministerium, hernach als Anwalt und Landtagsabgeordneter in Stuttgart verbrachte und in erster Linie der Verteidigung des „alten, guten Rechts“, dem Kampfe für eine den Wünschen des Volkes entsprechende württembergische Verfassung wehte. Mit verdoppelten Eifer nahm er aber jene philologischen Studien auf, als er im Frühling 1830 die nach langem Zögern ihm überragene Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen antrat. Und wenn er auch dieses Amt aus politischen Gründen schon nach wenigen Jahren wieder niederlegte, so hielt er doch an der Wissenschaft, zu deren besonderer Pflege es ihn verpflichtet hatte, bis zu seinem Tode im November 1862 unverbrüchlich fest.

Zu ihr ausschliesslich wandte er sich, als er 1838 seine politische Wirksamkeit im Stuttgarter Abgeordnetenhaus beschloss; zu ihr kehrte er 1849 nach seiner Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und Stuttgart zurück; für sie war er zu Hause in Tübingen und nicht minder auf seinen zahlreichen, weit ausgedehnten Fussreisen emsig thätig. Seine wissenschaftlichen Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung erschienen zum grossen Theil erst nach seinem Tode. Sie zeigen durchweg den tüchtigen Philologen, der mit dichterischem Sinne arbeitete, Uhlend erkannte zuerst das Wesen und die Gestalten des altfranzösischen Epos, die individuellen Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Minnesängern.

Planmässig behandelte er das deutsche Volkslied als Sammler, kritischer Herausgeber und literaturgeschichtlicher Forscher, der vor allem den Zusammenhang der Volkspoesie mit den uralten Mythen und mit dem Leben der Natur nachwies. Feinsinnig erklärte er die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage aus einer phantastischen Auffassung der Natur; aber auch unsere an Personen und Ereignisse der Völkerwanderung anknüpfende deutsche Heldensage deutete er vortrefflich nach ihren geschichtlichen Grundlagen und ihrer dichterischen Eigenart, und mit besonderer Vorliebe wandte er sich schon frühzeitig der Untersuchung seiner schwäbischen Stammsagen zu.

Diese reiche wissenschaftliche Erkenntnis musste nun auch wieder seiner eignen Dichtung zu Gute kommen. Namentlich aus altfranzösischen und altdeutschen Quellen flossen ihm allerlei Stoffe zu, deren mehr oder minder selbständige, immer aber einfach-kraftvolle Gestaltung ihn als Meister der Ballade erwies. Düstere Tragik und wilde Leidenschaft verrieth er meistens auch hier darzustellen; lieber mochte er mit heitern oder wenigstens mild gemässigten Farben die ritterlichen Abenteuer aus, von denen er vor allem gern erzählte, Abenteuer von kampfesmutigen Heldenmuth und froher, begeisterter Sangeskunst, und nicht selten witzte er seinen Bericht, zumal wenn er sich auf Vorgänge aus der schwäbischen Geschichte bezog, mit harmlos-frischem Humor. Auch in den grösseren Dichtungen, an denen er sich mit leicht erregtem, aber auch bald wieder erlahmendem Eifer versuchte, schlug er vielfach scherzhafte Töne an, so in dem unvollendeten, von schönster Formgewandtheit zeugenden Epos von Fortunat und seinen Söhnen, einem Prachtstück echter Romantik, so auch in einigen dramatischen Entwürfen, deren Komik sich freilich mitunter gesucht und gezwungen ausnimmt. Ueberhaupt sollte sich Uhlend auf diesem Dichtungsgebiete die wenigsten Lorbeeren pflücken. Er begann ja mannigfache Stoffe, die meisten der mittelalterlichen Sage und Geschichte entnommen, in Trauer- oder Lustspielen zu bearbeiten; aber nur selten gelangte er dabei über dürftige Anfänge hinaus. Und wirklich dramatische Begabung bekundete er so gut wie nie; gerade wo er sich die grössten Aufgaben stellte, wie bei „Francesca von Rimini“, „Konradin“, den „Nibelungen“, „Bernardo del Carpio“, blieb er durchaus in epischer oder lyrischer Darstellung haften. Auch die beiden fünfaktigen Schauspiele „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“, die einzigen grösseren, die er von allen jenen Entwürfen vollendete, sind trotz mancher dichterischen Schönheit im einzelnen und trotz dem sittlichen Adel des Inhaltes dramatisch

von Grund aus verlehrt. Aber den Menschen Umland lehren noch sie uns lieben und verehren, den festen Charsakter, dem die Treue als höchste Tugend gilt. Der stinliche Ernst, der alles auszeichnet, was Umland dichtete und schrieb, erhebt seine Werke auch da, wo seine literarische Kraft

nicht ausreichte, hoch über ihren litterarischen Wert. Wenn bei irgend einem Schriftsteller unseres Volkes, hat bei ihm seine persönliche Tüchtigkeit seinen Dichterruhm begründet, sein männlich starker und edler Sinn, dem Recht, Freiheit und Vaterland über alles gingen.

Franz Muncker.

Franz Liszt.

(Geb. am 22. Oktober 1811 zu Reiding, gest. am 31. Juli 1886 zu Bayreuth.)
(Hessens Bildnisse No. 159 und 160.)

FRANZ LISZT wurde in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober des Jahres 1811 zu Reiding bei Oedenburg in Ungarn geboren. Sein Vater, Adam Liszt, war dort Gutsverwalter des Fürsten Esterházy; er war für Musik begabt, spielte selbst verschiedene Instrumente und stand zu Haydn und dessen Schülern und Nachfolgern Hummel in persönlichen Beziehungen. Hummels Vorbild war es wohl auch, was die Ausbildung des Sohnes zum Pianisten veranlasste, als dessen außerordentliche Veranlagung überraschend früh zu Tage trat. Franz war noch nicht 9 Jahre alt, als er zu Oedenburg sich öffentlich hören liess und ein Konzert und eine freie Phantasie spielte. Der Fürst interessierte sich für den Knaben, und einige ungarische Magnaten bewilligten ihm ein jährliches Stipendium, so dass er in Wien seine Studien bei Czerny fortsetzen konnte. Sein Lehrer in der Theorie war der Hofkapellmeister Saleri, derselbe, der auch Beethoven und Schubert einst unterrichtet hatte. Im Jahre 1823 gingen Vater und Sohn nach Paris, nachdem der kleine Franz zuvor noch das Glück gehabt hatte, von Beethoven gehört und ermuntert zu werden. Der Plan, als Schüler in das berühmte Conservatoire zu treten, scheiterte an der ablehnenden Haltung Cherubinis, der alle Wunderkinder liess; in der Pariser Gesellschaft jedoch fand der geniale Knabe bereitwillige Aufnahme und begeisterte Anerkennung. Hier wurde er wahrhaft verhätschelt, was ihn jedoch nicht abhielt, mit eisernem Fleisse an seiner Fortbildung zu arbeiten. Die Meisterwerke der Vergangenheit, vor allem Sebastian Bach, waren schon damals sein tägliches Studium. Wie auch sein Schätzungstrieb allmählich erstarbt war, beweist die Thatsache, dass eine dramatische Arbeit von ihm an der Grossen Oper zur Aufführung kam. Nach dem Tode des Vaters (1827), der auf das Gemüth des jungen Künstlers einen nachhaltigen Einfluss übte, siedelte die Mutter nach Paris über. Mehrere Jahre lebte Liszt nun zurückgezogen, wissenschaftlichen

Studien obliegend, komponierend und als vielgesuchter Klavierlehrer thätig. Während dieser Zeit, in die auch die unglückliche Liebe zu seiner Schülerin, der geistvollen Komtesse Saint-Cric fällt, hat er wohl hauptsächlich den Grund zu seiner neuen, für die Klaviertechnik unseres Jahrhunderts bahnbrechenden Spielweise gelegt. Denn als es ihn bald darauf zu erneuerter Bethätigung in die Oeffentlichkeit lockte, sehen wir ihn bereits als fertigen Meister auftreten.

Drei eigenartige und gewaltige Künstlermaturen sind es, die auf den werdenden Liszt den grössten Einfluss gewannen und seinen Streben die Richtung wiesen. Das Virtuosenstück Paganinis, dessen Etüden er zunächst für Klavier übertrug, gab ihm den ersten Anstoss; dann kamen die faszinierende Persönlichkeit Chopins, der 1832 in Paris erschien, und, für den Komponisten von entscheidender Wichtigkeit, die revolutionären Bestrebungen des Romantikers Berlioz, des Begründers der Programmmusik. Mit Chopin war Liszt durch eine innige Freundschaft verbunden, und die Spielweise des genialen Polen ist gewiss nicht ohne Einwirkung auf seine eigene geblieben. Zu Berlioz, dessen „Symphonie fantastique“ durch Liszts Klavierbearbeitung zuerst in Deutschland bekannt wurde, musste sich unser Meister naturgemäss hingezogen fühlen; im eigenen Wesen, das nach innigerer Verbindung zwischen Poesie und Tonkunst verlangte, das jedem Fortschritt um seiner selbst willen freudig entgegenkam, war er dem kühnen Neuerer aufs engste verwandt. Die Anregungen, die er von Berlioz empfing, in besonderen dessen motivische Gestaltungskunst, die Charakteristik und Ausdrucksfähigkeit des erweiterten Orchesterapparates sowie die Verwendung einer poetischen Grundidee als formbildendes Element, blieben fortan massgebend für Liszts ganzes Schaffen. So ward er, neue und eigene Wege suchend, zum Schöpfer der „Symphonischen Dichtung“ und damit

zum Begründer einer neuen Instrumentalkunst in Deutschland.

Ein Ereignis für Liszt bedeutete seine Bekanntschaft mit der Gräfin d'Agoult, die sich leidenschaftlich in ihn verliebte, ihren Gatten verliess und dem Künstler nach Genua folgte, wohin dieser sich 1834 gewendet hatte. Sie gebar ihm drei Kinder, deren zweites, Cosima, sich mit Liszts grossem Schüler Haas von Bülow verlobte und später die Gattin Richard Wagners wurde. Mit den Jahren gestaltete sich das Verhältnis zwischen Liszt und der Gräfin zu einem unerquicklichen und begann sich zu lockern; Liszt sandte seine Kinder zur Mutter nach Paris und lebte hinfür ungebunden nur den Zielen seiner künstlerischen Lustbahn.

Sein Ruf als Pianist hatte ihn inzwischen auf die Höhe des Ruhmes geführt. Als Thalberg im Jahre 1835 Aufsehen erregte und alle Welt ihm jubelte, ging Liszt nach Paris zurück, trat mit ihm in die Schranken und blieb im Weimarer Sieger. Dem Glanz und der Kraft seiner völlig neuen, bis dahin ungeschätzten Klaviertechnik gestellte sich ein feuriges Temperament und eine Tiefe der musikalischen Auffassung, die eine unmittelbare Wirkung auf die Zuhörer übte. In seinen Konzerten brachte Liszt so ziemlich die ganze Klavierliteratur zum Vortrag. Immer mehr aber erkannte er seine Mission in der Wiedergabe der klassischen Meister, vor allem Beethovens, und in dem Eintreten für junge zeitgenössische Talente. Von seinen eigenen Kompositionen aus dieser Periode seien die Ungarischen Rhapsodien, in denen er die Musik der Zigeuner konzertfähig machte, die Phantasien über Opern-themen und die bekannten Transkriptionen Schubert'scher Lieder genannt. Liszt unternahm Reisen durch ganz Deutschland; er spielte in London, Paris, Brüssel und Kopenhagen. Überall riefen sein Spiel und seine genialen Improvisationen jubelnde Begeisterung hervor und trugen ihm unerhörte Ehrungen ein; in Ungarn gestützte sich sein Besuch zu einem wahren Triumphzug. Dabei nahm der Gefeierte an allen menschlichen Dingen regen Anteil; Strömend suchte er überall einzugreifen, sein Hang zur Wohlthätigkeit, zur selbstlosen Betätigung seiner Kunst für Andere und für öffentliche Zwecke war ein hervorragender Zug seines Charakters.

Den Wander- und Virtuosenjahren Liszts, die man bis zum Jahre 1848 rechnen kann, folgte die Zeit seiner Dirigenten-Thätigkeit in Weimar, wo er sich als „Kapellmeister in ausserordentlichen Diensten“ hätte fesseln lassen. Dort lebte er auf der Altenburg, eine umfassende Thätigkeit entfaltend und mehr denn je dem eignen Schaffen hingegeben. Die meisten seiner „symphonischen Dichtungen“, die

mit den Klavierkonzerten in Es- und A-dur der wesentlichen Bestandtheil seines künstlerischen Vermögens bilden, sind hier entstanden. Doch auch viele seiner Lieder stammen aus dieser Periode. Als Dirigent war Liszt unablässig und mit Aufopferung bestrebt, weniger bekannte ältere Werke und bedeutende neuere dem Verständnis der Zeitgenossen näher zu bringen. Unter ihnen kamen an der Weimarer Bühne u. a. der „Lohengrin“ und von Berlioz „Beuveuto Cellini“, von Coraciüs „Der Barbier von Bagdad“ zur ersten Aufführung. Liszts Beziehungen zu Wagner, seine begeisterte Hingabe an die Sache des Freundes sind bekannt; er nahm den Flüchtling auf, unterstützte den Nothleidenden, tröstete den Verbannten und trat mit Wort und That als Erster und Eifrigster für ihn ein. Dass ein so ideales Streben in seiner Umgebung nicht immer Dank erntete, ja gelegentlich auf Widerstand stiess, ist nicht verwunderlich. Durch die Intriguen des Intendanten Dingelstädt verstimmt, gab Liszt seinen Posten auf, und verbittert durch trübe Erlebnisse, wie den Tod seines Sohnes und die Unmöglichkeit, mit der von ihrem Gatten geschiedenen Fürstin Wittgenstein eine katholische Ehe einzugehen, zog er sich gänzlich zurück. Seine letzte That in Weimar war die Gründung des „Allgemeinen deutschen Musikvereins“. Von 1863 an lebte er in Rom, still für sich arbeitend, an schriftstellerischen und musikalischen Werken beschäftigt. Einem religiösen Bedürfnis folgend, nahm Liszt, der schon von Kindheit an eine tiefe und echte Frömmigkeit gezeigt hatte, im Jahre 1865 die kirchlichen Weihen mit dem Titel Abbé. Von nun an widmete er sich immer ausschliesslicher der kirchlichen Tonkunst. Die „Graner Festmesse“, das Oratorium „Christus“, die „Legende von der heiligen Elisabeth“ sind die wichtigsten Zeugnisse für sein Bestreben, eine Wiederbelebung der katholischen Kirchen- und Oratorienmusik herbeizuführen. Auf dringendes Bitten des Grossherzogs liess Liszt, der zum Kammerherrn und Ehrenbürger ernannt war, sich später bewegen, wieder nach Weimar zurückzukehren; aber er bekleidete weder ein Amt, noch liess er sich, wenige Auslese ausgenommen, öffentlich hören. Zwanzig Jahre hindurch lebte er in der „Hofgärtnerlei“, einen grossen Kreis von Schülern und Anhängern um sich versammelnd, durch die er nach aussen hin und auf kommende Geschlechter wirkte. Er starb, 75 Jahre alt, am 31. Juli 1886 in Bayreuth, wohin er zum Besuch der Festspiele gegangen war, an den Folgen einer Lungenerkrankung.

Franz Liszt ist die glänzendste Erscheinung unter den modernen Musikern. Mit seiner genialen Veranlagung verband er eine hohe Intelligenz, wissenschaftliche Bildung, weltmännische Gewandtheit und ein

kavaliermässiges Auftreten, und dadurch eroberte er dem Musikern eine soziale Stellung, die es vordem nicht inne hatte. Als Klavierspieler feierte er Triumphe wie vor und nach ihm kein anderer sie erlebt hat; als Dirigent wurde er das Vorbild einer neuen, erfolgreichen Schule, als Schriftsteller war er mit Glück propagandistisch thätig. Seine Kompo-

sitionen fanden und finden nicht unbedingte, allgemeine Anerkennung; aber auch in ihnen ist Liszt, durch die von ihm ausgehenden Neuerungen und Anregungen, von weittragender Bedeutung. Mit dem Gedächtnis so hohen Vollbringers wird die Nachwelt zugleich das Andenken an einen der edelsten Menschen verbinden.

Leopold Schmidt.

Iwan Turgenjew.

(Geb. am 9. November 1818 zu Orel, gest. am 3. September 1883 zu Bougival bei Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 16.)

Die Poesie unseres östlichen Nachbarreiches Russland, die zum Verständnis des Natur- und Volkslebens in diesem viel besprochenen und wenig gekannten Lande so unentbehrlich ist, hat schwerlich eine feiner geartete und psychologisch interessantere Persönlichkeit als Iwan Turgenjew hervorgebracht. Mit allen Fasern seines Wesens dem heimatlichen Boden aufs engste verknüpft und ein unerreichter Künstler, ein klassisches Muster der Prosadichtung, fühlte er sich gleichzeitig als Schüler der deutschen Poesie und Philosophie, nannte er das Vaterland Goethes seine zweite Heimat, während er gleichzeitig in Paris lebte und dem dortigen literarischen und künstlerischen Schaffen seine originelle Persönlichkeit wie ein feines Parfüm heimischte. So gebürte er, der ausschließlich russisch schreibende Dichter, doch gewissermaßen drei Nationen an. Russland lieferte ihm die Stoffe für seine Skizzen, Novellen und Romane, den eigentümlichen Völkern- und Natursinn, der aus seinen Schöpfungen zu uns spricht. Deutschland gab ihm einen grossen Teil seiner freien weltumfassenden Bildung und eine für ihn höchst charakteristische Wärme und Weichheit, Anmut und Innigkeit der Darstellung. Frankreich machte ihn zu einem Meister der Form, der in Bezug auf die Behandlung seiner Sprache von keinem Mitsrebenden erreicht wird. Turgenjew hat mit seinen Schriften das Russentum aus den Grenzen nationaler Beschränktheit herausgehoben und es als neues Glied der poetischen Völkerbewegung eingereiht.

Die Ahnungen des Dichters waren jene Kraftmenschen und gewaltsamen Naturen, die den unverfälschten Ausdruck des Altrussentums bilden und später in seinen Schriften so oft geschildert wurden. Er liebte es, sich mit eigentümlich ironischem Behagen als einen Abtrünnigen zu bezeichnen, der sich von den Sitten seiner Väter abgesagt habe. Allerdings kann man sich keinen grösseren Gegensatz zu der Brutalität des russischen

Magnatenums zu Anfang dieses Jahrhunderts denken als das fein organisierte Gemüthsleben Turgenjews, der dazu berufen war, die Bildung seiner Zeit in vielseitigster Weise in sich aufzunehmen und künstlerisch zu verarbeiten. In ihm sollte sich die wilde Leidenschaftlichkeit seines Geschlechts in höchste Feinfähigkeit dem Wahren, Guten und Schönen gegenüber und in unversöhnliche Verzehrung aller niedrigen Gesinnung umsetzen. In der russischen Gouvernementsstadt Orel 1818 geboren, nach der Gewohnheit des damaligen Landadels durch Privatlehrer für die Universität vorgebildet, besuchte Turgenjew mit sechzehn Jahren die Universitäten Moskau und Petersburg, erfüllt von literarischen Idealen und bereits mit den verschiedensten poetischen Plänen beschäftigt. Im Jahre 1837 zog es ihn nach Deutschland, wobei er auf der Fahrt von Petersburg nach Litbeck beinahe umgekommen wäre, da auf dem Dampfer „Nikolaus I.“ in Travemünde Feuer ausbrach. In Berlin hörte er Philosophie bei Werder, Philologie bei Zumpt, Griechisch bei Boeckh und Geschichte bei Ranke. 1841 kehrte er nach Petersburg zurück in der Absicht, in das Ministerium des Innern einzutreten.

Aber nicht der Staatsdienst, sondern die Poesie hielt ihn fest. Seine beiden ersten Versuche, „Parascha“ und das „Gespräch“, Erzählungen in Versen, waren allerdings nur geschickte Nachahmungen. Um so bedeutender trat er mit den kleinen Skizzen und Erzählungen auf, von denen die erste „Chor und Kalinitich“ 1847 erschien und die später unter dem Titel „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ in zwei Bänden gesammelt und alsbald in alle Kultursprachen übersetzt worden sind. Sie bilden eines der charakteristischsten und erfolgreichsten Bücher der modernen Litteratur. Nicht ein berufsmässiger Schriftsteller, sondern ein hochgebildeter Gutsherr und leidenschaftlicher Jäger schenkte diese entzückenden Sachen, mehr zu seinem

Vergnügen als um Gold und Ruhm zu ernten, niedergeschrieben zu haben. Lange Tage und Nächte war er, nur von seiner Flute und seinem Hunde begleitet, durch Wald und Steppen, Wiesen und Felder gestreift, hatte im niederen Gesbüsch ein paar Birkhühner geschossen und dann, wenn es Abend wurde, in der Hütte des Waldfrogs, in einem Schuppen, im Wiesengrund beim Wachtfeuer der Bauernkinder, ein anderes Mal auch im Schloss eines reichen Gutsbesitzers Unterkommen gefunden. Er herrscht die Natur mit dem schärfsten Wirklichkeitsinn und doch mit einer persönlichen Empfindung. Ihre Erbarmenheit und Unergründlichkeit liegt nach seiner Meinung darin, dass sie keine Liebe und keinen Hass kennt, alles Vorhandene, vom Sandkorn bis zum Wurm und vom Wurm bis zum Menschen mit derselben Gleichgültigkeit behandelt, dass sie nichts von unseren Freuden und Schmerzen wissen will, so dass die gesamte Menschheit untergehen könnte, ohne dass darüber auch nur eine einzige Kiefernaedel erzittern würde. Aber steht die Natur auch so unendlich hoch über uns, dass sie sich nicht um jedes ihrer Geschöpfe kümmern kann, so bleibt sie doch unsere Mutter, und wir flüchten uns gern in ihr Zauberreich, für dessen Erklärung Turgenjew die zartesten Farben und Töne zur Verfügung hat. Die Schilderung des russischen Volkes in einer grossen Anzahl hervorragender Charaktere füllt den übrigen Teil des „Tagebuchs“ aus. Der Erzähler blieb Künstler, als er die verlorenen Existenzen aus der Zeit der Leibeigenschaft schilderte, diese Nullen, die mechanisch und zwecklos wie Glaskugeln aus einem Kinderspielzeug durchs Leben rollen. Zugleich wurde seine Poesie aber auch eine mächtige Waffe gegen diesen unwürdigen Zustand. Wie er selbst sagte, hatte er in Russland einen Feind, den er nicht mit Gleichmut ertragen, mit dem er nicht dieselbe Luft atmen konnte, die Leibeigenschaft: „In diesem Begriff konzentrierte sich für mich alles, wogegen ich bis zum Ende meiner Tage zu kämpfen beschloss, wenn ich mich nie auszusöhnen gelobt, das war mein Hannibalschwur.“

Die Liebesnovellen zeigen uns die grosse Begabung Turgenjews von einer neuen Seite. Er hat dem Thema von der „Krone des Lebens, dem Glück ohne Ruh“, einen unvergleichlichen Reiz abgewonnen, mit dem Blick des tiefen Kenners in das Mysterium hineingeschaut, das Heilige und Beschönigende wie das Gefährliche und Vernichtende dieser Leidenschaft meisterhaft erfasst und die volle Wärme des Lebens in seine Figuren hineingebracht. Selbst nie verheiratet, hatte der Dichter für den Mangel eines eigenen Familienlebens einen Ersatz in der Freundschaft mit einer der geistvollsten Künstlerinnen unserer Zeit, Pauline Viardot, der

herthürten Sängerin, gefunden, die auf ihren Kunstreisen durch Europa auch nach Petersburg gekommen war, wo Turgenjew ihre Bekanntschaft machte. In Baden-Baden in den Jahren 1864—70, später in London und endlich in Paris ist der russische Dichter ein treuer Genosse des Viardotschen Hauses gewesen, dessen Herrin von Turgenjew noch auf dem Sterbebett in der Villa zu Bougival im Jahre 1883 das Lob empfing, die „Königin der Königinnen“ zu sein.

Die russische Frau stellt ein Naturell für sich dar, ein Wesen, das sein eigenes Gesetz und seinen besonderen Willen hat. Für Turgenjew ist die Liebe keine goldene Himmelstleiter, auf welcher selbige Paare auf- und niedersteigen, sondern eine ungeheure dämonische Macht, die zunächst nur da sein und herrschen will, ohne an das Glück der Menschen zu denken, die sich um Vernunft und Moral gar nicht kümmern, sondern als etwas Elementares auftritt wie das Feuer, dem es auch gleichgültig ist, ob es auf dem Herde wohlthätig brennt und wärmt oder mit furchtbarer Vernichtung zum Giebel hinanschlägt. Fast auf allen Liebesnovellen Turgenjews liegt ein seltsamer Hauch von Pessimismus. Nur selten kommt er dazu, jene Liebe zu schildern, die zur Heirat und zur Begründung einer Familie führt. Er zieht es vor, das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander als ein Problem aufzufassen, an dessen Lösung sich die Beteiligten vergebens abmühen. Was die Herzen schneller klopfen, die Wangen bald erröten, die Hand stuss erzittern macht, verläuft meistens in tragische Schicksalswendung, wobei es keinen andern Ausweg als stumme Entsagung giebt. Man denke nur an „Assja“, „Frühlingsfluten“, „Erste Liebe“, „Faust“ und viele andere Novellen, die das geistige Liegenum jedes Gebildeten sind. An Wahrheit und Feinheit der psychologischen Beobachtung, an Duft und Glanz der Schilderung sind diese Dichtungen unerreichte Muster der ganzen Gattung geblieben.

In den Kulturromanen endlich hat der Dichter zugleich die politische Geschichte seiner Zeit, soweit sie sich in Russland abspielte, meisterhaft geschildert, das Eindringen der sozialen Bewegung und die Wirren, die dadurch hervorgerufen wurden. Der Panславismus und der Nihilismus, diese gefährlichen Parteibewegungen, hat Turgenjew in ihrer Ueberhebung erkannt und als nationale Krankheiten, die man heilen müsse, geschildert. Den Nihilismus behandelte er in seiner theoretischen Entfaltung in „Väter und Söhne“, in seiner praktischen Berührung in „Neuland“, während er den nationalen Chauvinismus in „Rauch“ zum Gegenstand der Darstellung machte. Figuren wie Bazaroff, Litwinow und Neschnadow mit der Fülle von Personen mann-

lichen und weiblichen Geschlechts aus allen Kreisen und Ständen, haben diesen Romanen sowohl als Kompositionen freier Erfindung wie als unentbehrliche Schlüssel zu dem so verschlungenen und oft rätselhaften Entwicklungsgang Russlands zu einer leicht begreiflichen und durchaus berechtigten, bleibenden Popularität verholfen. Auch hierin zeigte

Turgenev, dass er bei aller Bestimmtheit seiner Empfindungen, was Welt und Menschen betrifft, bei der Entschiedenheit seiner nationalen Anschauungen hoch in jene Region emporragt, wo es keine Unterschiede der Sprache und Nationalität giebt, sondern nur das ewig Menschliche in seiner reinsten dichterischen Auffassung und Darstellung Bestand hat.

Eugen Zabel.

Conrad Ferdinand Meyer.

(Geb. am 12. Oktober 1825 zu Zürich, gest. am 28. November 1898 zu Kilchberg bei Zürich.)

(Hierzu Bildnis No. 154.)

Über das Leben Meyers sind wir bisher nur spärlich unterrichtet. Der Dichter lebte es nicht, der Mittelwelt Zutritt zu seinem Privatleben zu gewähren, und zog sich längstlich von der Aussenwelt zurück. So sind wir denn auf die kurzen Angaben angewiesen, die er schon vor längerer Zeit Anton Reiller für seine literarische Skizze, die zu des Dichters 60. Geburtstag erschien, gemacht und die er durch die Erzählung über die Entstehung seines Erstlingswerkes in Franzos' bekannter Sammlung ergänzt hat. Aus diesen Mitteilungen ersuchen wir, dass Meyer aus einem Züricher Geschlechte stamme, das seit mehr als zwei Jahrhunderten in Zürich heimisch war. Sein Vater, der Regierungsrat Ferdinand Meyer, war ein stiller Mann von makellosem Charakter und von entschiedenem Gerechtigkeitsinn, der sich auf den Sohn vererbte. Der Mutter, Betty Ulrich, wird grosse Liebeshwürdigkeit und ein originelles, feines Wesen nachgerühmt. Sie war nicht ohne einen Anflug von Melancholie, „heiterer Geist und trauriges Herz“, wie sie sich selbst charakterisierte. Dieselbe Mischung von Charaktereigenschaften dürfte sich auch in dem Sohn nachweisen lassen, und es scheint fast, als ob in seiner letzten Lebenszeit der melancholische Zug bei ihm die Oberhand gewonnen und die Freiheit seines Geistes gebremst hätte. Da Meyer seinen Vater schon in jungen Jahren (1839) verlor, fiel seine Erziehung der Mutter zu. Er besuchte das Ober- und Untergymnasium seiner Vaterstadt und erwarb sich in dieser Zeit eine gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen, die ihm zeit seines Lebens treu blieb. Hierauf nahm er längeren Aufenthalt in Lausanne und in Genf, wo ihm der Aufenthalt so zusagte, dass er bald in der französischen Schweiz eine zweite Heimat erblickte, in die er sich wiederholt mit gutem Erfolg flüchtete, wenn ihm die Züricher Verhältnisse zu bedrückend

anfingen. Auf den empfänglichen Jüngling machte die französische Litteratur einen nachhaltigen Eindruck; auch eignete er sich eine vollständige Kenntnis der französischen Sprache an. Als er sich, nach Zürich zurückgekehrt, als Student der Rechte bei der Universität seiner Vaterstadt hatte einschreiben lassen, zeigte es sich bald, dass ihm das Studium der Jurisprudenz keine Befriedigung gewähren konnte. Er gab daher den Besuch der Vorlesungen nach kurzer Zeit wieder auf und überliess sich seinen Lieblingsneigungen, unter denen das Lesen historischer Schriften obenan stand. Auf diese Weise wurde er mit dem Geiste der verschiedenen Jahrhunderte so vertraut, dass er später in der Lage war, in seinen historischen Romanen die Sprache und den Ton der Zeit mit unübertrefflicher Meisterschaft wiederzugeben, ohne zu diesem Zweck ein Buch nachschlagen zu müssen. Dieses einsame Leben führte er nach dem Tode seiner Mutter fort, da ihm seine Schwester das Haus besorgte. Ersatz für die mangelnde Berührung mit dem thätigen Menschenleben boten ihm fleissig betriebene körperliche Übungen. Er war in jener Zeit ein wanderlustiger Gesell und ein froher Ruderer und Schwimmer. Doch bekennt er selbst, dass ihm dieser Ersatz nicht genügt und ihn gelegentlich das Bewusstsein von der Ziellosigkeit seines Daseins bis zur Verzweiflung getrieben habe. Um neue Anregungen zu gewinnen, begab er sich häufig auf Reisen. Wie ihn seine heimischen Schöneberge unwiderstehlich anzogen, so lebte er vor allem auch „den süßen Himmeln Italiens“, das er mehrmals besuchte, während er im Jahre 1857 längere Zeit hindurch in Paris weilte. In Italien verfolgte er mit Interesse die Bestrebungen zur Einigung des Landes, und nicht geringer war die Anteilnahme, die er seit seiner Jugend an dem Werke der deutschen Einheit nahm. Die Begeisterung für die deutsche Sache war

es auch, die Meyer seinen Dichterberuf entdecken liess. Als der grosse Krieg von 1870 und 1871 die Welt zu erschüttern anfing und in der schweizerischen Heimat die Gemüter zwiespältig auftrug, fühlte sich Meyer „von seinem unmecklich gereiften Sommergefühl so mächtig ergriffen, dass er bei diesem weltgeschichtlichen Anlass das französische Wesen abthat“. „Insellich genötigt, dieser Sinnänderung Ausdruck zu geben“, dichtete er sein erstes grösseres Werk: „Hutens letzte Tage“, das im Jahre 1871 erschien. Das Epos spielt auf dem einsamen Eiland der Ufersee im Züricher See, an dessen Ufern Meyer damals hauste. Während ihm Hutten zunächst „als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendstunden seiner Insel nahe getreten war und seine Liebe gewonnen hatte“, entschloss er sich unter dem Eindruck der gewaltigen Zeitereignisse „Hutens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuführen“. Meyer hat diese Dichtung selbst als seinen „Erstling“ bezeichnet und dadurch bekunden wollen, dass er auf die vor dem „Hutten“ erschienenen zwei Bändchen Gedichte, kein besonderes Gewicht legte. Dennoch hat er sich entschlossen, die beiden ersten Sammlungen, die ziemlich unbeschnitten geblieben waren, in die im Jahre 1882 veröffentlichte Gesamtausgabe seiner Gedichte aufzunehmen, allerdings erst, nachdem er sie sorgfältig ungefeilt und stark geläutert hatte. Dieses Streben nach Genauigkeit und Knappheit des Ausdruckes, das in einzelnen Fällen die Klarheit des Gedankens schädigt, tritt aus auch in seinen Romanen und Novellen entgegen, durch die er sich einen unverwundlichen Lorbeer erworben hat. Meyer war bereits 51 Jahre alt, als er im Jahre 1876 seinen ersten Roman: „Jürg Jenatsch, eine Bündnergeschichte“, erscheinen liess. Die Gestalt des Helden war ihm bei seinen häufigen Sommeraufenthalten im Bündnerland und durch das eifrige Studium seiner Chroniken lebhaft vor Augen

getreten. Indem er nun diesen in sich so widerspruchsvollen Charakter und die an und für sich wenig bedeutenden Vorkommnisse der lokalen Geschichte mit den grossen Ereignissen der Weltgeschichte in innige Verbindung brachte, schuf er ein Werk von echt historischer Grösse, das seinesgleichen sucht und sich weit über die malseligen Kompilationen der archaischen Romanschreiber seiner Zeit erhebt. Den Stoff für einen zweiten Roman: „Der Heilige“, in dessen Mittelpunkt die rätselhafte Figur des Thomas Becket, des Erzbischofs von Canterbury, steht, gewann er aus Thierry's „Histoire de la conquête de l'Angleterre“. Er nahm die geschichtlichen Vorgänge fast unverändert in seine Erzählung auf und gestattete sich nur Zusätze, die diese psychologisch erläutern. Von den vier „kleinen Novellen“: „Das Amulett“, „Der Schuss von der Kanzel“, „Pantus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolfs Page“, die im Jahre 1883 herauskamen, schlagen wenigstens die zweite und dritte einen leichten humoristischen Ton an und berühren die lichten Seiten des menschlichen Lebens. Doch lag es dem Dichter näher, sich in die dunklen Erlebnisse der Seele und in die leidenschaftlichen Kämpfe feindsüchtiger Personen zu versenken und Verhältnisse darzustellen, die von dem Gewöhnlichen und Leicht Begreiflichen weit entfernt sind. Dieser seiner Neigung zu dem Seltsamen und Entlegenen hat er namentlich noch in den drei grossen Erzählungen, in der „Heilzeit des Möncher“ (1884), in der „Verzuchung des Pescara“ (1889) und in „Angels Bergin“ (1891) gehuldigt. Seit dem Erscheinen des letzten dieser Werke rastete seine Feder. Die Zeitungen meldeten, dass sein Geist zeitweise unruhig sei, brachten aber gelegentlich auch wieder bessere Nachrichten über sein Befinden. Um so unerwarteter kam die Kunde seines Todes, der ihn am 28. November dieses Jahres (1898) auf seinem Landsitz in Klühberg bei Zürich ereilte.

H. A. Lier.

Johann Gottfried Jakob Hermann.

(Geb. am 28. November 1772 zu Leipzig, gest. am 31. Dezember 1848 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 165.)

Neben August Böckh verehrt die klassische Philologie unseres Jahrhunderts als ihren zweiten grossen Meister Johann Gottfried Jakob Hermann (1772—1848). Mag die Bedeutung des Begründers der „grammatisch-kritischen Schule“ beim ersten Blicke machen auch geringer erscheinen der umfassenden, stets auf das Ganze gerichteten Tätig-

keit Böckhs gegenüber, bei näherer Betrachtung wachsen aber die Verdienste des Leipziger Professors; wir erkennen, dass trotz mancher vorübergehender wissenschaftliche Gegensätze die Endziele Hermanns und Böckhs dieselben waren, und mit immer grösserer Bewunderung stehen wir vor dem Bilde einer Perständigkeit, so kraftvoll und ur-

gesund und wahr in ihrem ganzen Wesen, so tiefgründig als Mensch und als Gelehrter, wie nur die begnadeten, wahrhaften Erzieher eines Volkes zu sein pflegen.

Es ist richtig, das Hauptgebiet der wissenschaftlichen Arbeit Gottfried Hermanns war weniger die Geschichte als die Sprache, die er, Lessing'sche und Kant'sche Gedanken glücklich vereinend, „nicht als ein Aggregat äusserer Erscheinungen ansah, sondern als ein lebendiges Erzeugnis des menschlichen Geistes, das denselben notwendigen Gesetzen folgt, denen dieser unterworfen ist, und nur aus diesen begriffen werden kann.“ So sah er in den sprachlichen Studien den eigentlichen Mittelpunkt der klassischen Philologie, und Richard Bentley's Spuren folgend in der Textkritik ihre Grundlage. Aber ohne jede Einseitigkeit! Wie er in der Sprache neben der Gesetzmässigkeit in gleicher Masse auch die künstlerische Freiheit und Schönheit anerkannte, so übte er — selbst die alten Sprachen in einer geradezu beispiellosen Vollendung beherrschend — auch die Konjekturealkritik nicht im Sinne Immanuel Bekkers und Lachmanns als eine diplomatische, sondern mit dem intuitiven Blick des nachschaffenden Genius als eine künstlerische, divinatorische. Und niemals als Selbstzweck! Er selbst hat es in seiner Schrift „de officio interpretis“ betont, dass die kritische Kunst stets nur eine Dienerin der Hermeneutik, dass die sachliche Erklärung der Schriftsteller und — ganz wie Böckh — mit ihr die „äussere Erfassung des Altertums in seinem staatlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Leben“ die Hauptaufgabe sei. In diesem Sinne und als den Berthäter dieser seiner wissenschaftlichen Grundanschauung nennt ihn denn auch einer seiner Schüler den „ersten Philologen des Jahrhunderts“ und fügt hinzu, dass „seit dem Wiedererstehen der Klassiker des Altertums und dem Aufblühen des Humanismus, jenem wahrhaft göttlichen Seitenstag in der Geschichte des Menschengeschlechts, die ewig schönen Werke griechischer Dichtung, die tragischen insbesondere keinen sinnigeren, keinen gleichzeitigeren Ausleger gefunden haben als Gottfried Hermann.“

Diese Auslegung der griechischen Tragiker, des Aeschylus insbesondere, bildete denn auch den Mittelpunkt seiner gesamten wissenschaftlichen Thätigkeit, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Und wenn es ihm auch versagt blieb, diese seine Lebensarbeit zu einem äusseren Abschluss zu bringen (die grosse Ausgabe des Aeschylus erschien erst nach seinem Tode, 1852, druckfertig gemacht von seinem Schwigersohn Moritz Haupt), seine zahlreichen Abhandlungen über Aeschylus, Programme, Rezensionen, die über ein halbes Jahrhundert sich erstrecken (1799:

kritische Ausgabe der Eumeniden), ferner Ausgaben einzelner Stücke des Sophokles und Euripides werden für alle Zeit die Grundlage unserer Forschungen über die attische Tragödie bleiben. Daneben beschäftigte er sich auch mit Aristophanes, weiterhin mit den griechischen Lyrikern (Pindar; Gedichte des Bion und Moschos 1849), und eingehend mit den Epikern (homerische Frage; Ausgabe der homerischen Hymnen 1806; Hesiodos; Ausgabe der Orphica 1805), aus welcher letzteren Studien auch die Aufsehen erregenden Forschungen über die griechische Mythologie erwachsen. Von Werken der römischen Literatur behandelte Hermann besonders den Plautus, wesentlich aus metrischem Interesse, doch nicht ohne reiche Errngnisse auch für die Textgestaltung und Erklärung, wie Fr. Ritschl vor allem anerkannt hat. Von geradezu fundamentaler Bedeutung sind endlich Gottfried Hermanns Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Metrik. Auch hier wie kein anderer R. Bentley's genialen Konzeptionen nachgehend, brachte er die Fülle von Einzelbeobachtungen in das Ganze eines Systems, dessen ruhenden Punkt er weniger wie Böckh und Apel in der Tradition und Autorität der alten Rhythmiker und Musiker fand, als in einer allgemeinen philosophischen Begründung von dem Wesen des Rhythmus überhaupt, aus dem die einzelnen metrischen Gesetze abzuleiten seien. (Elementa doctrinae metricae 1816). —

Fast weiter aber noch, als der Einfluss von Hermanns wissenschaftlicher Thätigkeit, reichte der seiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als wahrhaft grosse Persönlichkeit. Ihm war das Glück beschieden, nicht nur eine treffliche, auch geistig regsame Mutter zu haben, die in dem von Natur heftigen Knaben schon früh die besten Seiten eines tiefen, warmen Gefühls, einer strengen Sittlichkeit wie auch eines festen Willens zu wecken verstand; ihm ward auch das weitere Glück zu teil, zwei Lehrer zu finden, Karl David Ilgen und Friedrich Wolfgang Reiz, die nicht nur die ganze wissenschaftliche Richtung des Knaben und Jünglings auf das wohlthätigste beeinflussten, sondern vor allem auch den Menschen in ihm sahen, den sie zu bilden hatten nach ihrer eigenen hohen sittlichen Ueberzeugung. Und das ist es gerade, wie Otto Jahn in seiner Gedächtnisrede 1849 ausführte, was Hermann zu jener wahrhaft grossen Erscheinung macht, dass in ihm der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde gar nicht zu trennen sind, dass seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist, dass wir in jeder Aeusserung den ganzen, reinen Menschen, den Mann im vollen Sinne des Wortes verehren und lieben müssen. Dieser sein sittlicher Einfluss, die ganze

innere Wahrhaftigkeit seiner Persönlichkeit, das *ἀλοῦς ἢ μῦθος εἰς ἀληθείας ἔχει* das ihm zum Leitmotiv seines Lebens und Strebens geworden, war es denn auch, was seine Schüler so unaufhörlich an ihn ketten. Wie sie selbst von ihm urteilten, war ihm sein Lehramt eine heilige Sache, war er seinen Schülern nicht „Lenker der Gedanken“ allein, sondern auch „Richter der Sitten“, ein Amt, das er wie kein zweiter übte mit einer „beherrschenden Hoheit“ und „väterlichen Herablassung“ zugleich. Wenn er — „von Jugend auf ein leidenschaftlicher Reiter und so bis ins hohe Alter regelmäßig im Reitanzug, gesiebelt und gesporn, erscheinend“ — auf den Katheder trat und dann in schlichter und klarer Rede, meist in lateinischer Sprache, seine Gedanken entwickelte, stets das Einfache betonsend, das Notwendige von dem Zufälligen scharf scheidend, nie

auch die ethischen und ästhetischen Gesichtspunkte ausser acht lassend, dann lauschten seinen Worten Hunderte begeisterter Zuhörer, nicht Philologen allein, sondern Angehörige aller Fakultäten, der protestantischen Theologie insbesondere, um das, was er aus seinem schier unerschöpflichen Reichtum an Wissen und Weisheit spendete, in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und weiter zu verbreiten. Wie zu Bockhs Füssen in Berlin, so haben auch vor Gottfried Hermanns Lehrstuhl in Leipzig (1795—1818) viele Generationen deutscher Schulmänner und Gelehrten gesessen, und sein Einfluss ist wie in der philologischen Wissenschaft, so vor allem auch in der Entwicklung des deutschen humanistischen Gymnasiums, dessen eigentlichen Pfanzstübe feier, edler und humaner Bildung, bis in unsere Tage auf das segensreichste zu verspüren.

Paul Anke.

August Wilhelm Hofmann.

(Geb. am 8. April 1818 zu Giessen, gest. am 5. Mai 1892 zu Berlin.)

(Hitzes Bildnis No. 164.)

Es ist bekannt, dass die Chemie, vielleicht die abstrakteste aller Wissenschaften, auch die jüngste derselben ist. Ausgehend von den unzusammenhängenden Beobachtungen und vagen Spekulationen der Alchemisten und Iatrochemiker hat sie sich in kaum einem Jahrhundert zu einer der bestausgebauten Disziplinen entwickelt. Dabei hat sie von Anfang an danach gestrebt, ihre Anwendung im praktischen Leben zu finden. Sie bildet daher einen der wichtigsten Faktoren in der ausserordentlichen technischen Entwicklung unseres Jahrhunderts, indem sie einerseits eine weitverzweigte und ungemein gewinnbringende chemische Industrie neu erschuf, andererseits erklärend, stützend und fördernd in ältere Gewerbe eingriff.

Eine so grossartige und wunderbare Entwicklung in verhältnismässig so kurzer Zeit wäre nicht denkbar, wenn die Chemie nicht das Glück gehabt hätte, dass eine ganze Reihe von besonders glänzend und vielseitig begabten Männern sich ihr zuwendeten und, gegenseitig sich abstützend, als Führer sich an ihre Spitze stellten, bis endlich diese Wissenschaft, in immer breitere Bahnen sich ergiessend und in viele Spezialgebiete zerfallend, einer einheitlichen Führung entwich.

Zu den letzten dieser, denen es vergönnt war, der ganzen Wissenschaft den Stempel ihres Geistes aufzudrücken, gehört August Wilhelm Hofmann, ein Mann, in dem sich die seltensten Gaben zu

einem so wundersamen Ganzen vereinigten, dass er schon in verhältnismässig jungen Jahren begann und bis in sein Greisenalter fortuhr, nicht nur die Chemie, sondern das ganze wissenschaftliche Leben seiner Zeit in nachhaltigster und wohlthätigster Weise zu beeinflussen.

Hofmann war am 8. April 1818 zu Giessen als Sohn des dortigen Universitätsbaumeisters Johann Philipp Hofmann geboren. Nachdem er sich zunächst philologischen, später juristischen Studien gewidmet hatte, wurde er schliesslich in den Bannkreis Liebigs, jenes genialen Mannes gezogen, welcher gerade damals in Giessen begonnen hatte, die Führung der mächtig sich entwickelnden chemischen Forschung an sich zu reissen, nachdem sie bis dahin unter der unbestrittenen Herrschaft des grossen Schweden Jakob Berzelius gestanden hatte. Liebig verstand es, wie kein anderer, seine Schüler zu hoher Begeisterung für ihre Wissenschaft zu entflammen und Hofmann war sicher der gelehrigste unter den jungen Adepten, die damals den Giessener Meister umgaben. Als im Jahre 1845 in England unter dem Protektorate des Prinz-Genahls Albert das erste chemische Unterrichts-Laboratorium begründet wurde, wurde die Leitung desselben auf Liebigs Rat dem jungen Hofmann übertragen, der damals bereits durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten Aufsehen erregt hatte.

Von 1845 bis 1862 wirkte Hofmann in London, indem er nicht nur nach dem Vorbilde seines Lehrers

eine Schar von ausgezeichneten und begeisterten Schülern um sich sammelte, sondern unanfechtlich auch diesen Jüngern durch sein eigenes Schaffen die schätteste Anregung gab. In ununterbrochener Reihenfolge erschienen seine Arbeiten, welche weitere und immer weitere Gebiete unseres Wissen erschlossen. Es war damals eine besonders wichtige Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Chemie angebrochen, eine Epoche, in welcher nicht nur die aus der Jugendzeit stammenden theoretischen Anschauungen unserer Wissenschaft von Grund aus umgestaltet, sondern gleichzeitig auch ganz neue Forschungsgebiete erschlossen wurden. In beiden Richtungen gehörte Hofmann zu den Führern der Bewegung.

Schon als Student hatte Hofmann sich einem der schwierigsten chemischen Probleme seiner Zeit, der Untersuchung des Steinkohlenteers zugewandt, einer Substanz, welche, damals ein höchst lösliches Abfallprodukt der neu geschaffenen Gasindustrie, zu einer unerschöpflichen Quelle neuer Produkte und überraschender Entdeckungen werden sollte. Die unverdrossene Arbeit, welche von den verschiedensten Forschern auf den scheinbar so unergieblichen Teer verwandt wurde, begann gegen das Ende der fünfziger Jahre gleichzeitig auf theoretischem und praktischem Gebiete ihre Früchte zu tragen. Hofmanns grundlegende wissenschaftliche Arbeiten über wichtige Bestandteile des Teers führten mittelbar zu der Entdeckung der ersten Anilinfarbstoffe und ebneten die Wege zu ihrer genaueren Erforschung, nachdem verschiedene derselben unter Mitwirkung des Zufalls glücklichen Erfindern in die Hände gefallen waren. Einzelne dieser Erfinder gehörten zu den Schülern Hofmanns und Hofmann selbst gebührt das Verdienst, an dem Ausbau der neuen Erfindungsgattung mitgearbeitet und ihre wissenschaftliche Begründung angebahnt zu haben. Durch eigene, nicht mehr vom Zufall, sondern von wissenschaftlicher Schlussfolgerung getragene Entdeckungen trat er in die Reihe der Erfinder künstlicher Farbstoffe und erwarb als solcher ein sehr bedeutendes Vermögen. Geradezu unberechenbar aber ist der Wohlstand, welcher durch die unter seiner und seiner Schüler steter Anregung, Führung und Leitung mächtig emporblühende chemische Industrie Englands geschaffen wurde.

Im Zenite seines Ruhmes stehend, überhäuft mit den Ehrenbezeugungen aller Länder, empfing Hofmann im Jahre 1866 den Ruf zur Rückkehr in die Heimat, den er nicht zu widerstehen vermochte. Ursprünglich nach Bonn berufen, wurde ihm 1869, noch ehe er seine Bonner Stellung angetreten hatte, die Stellung als Nachfolger Mitscherlichs in Berlin zu teil. Fast 30 Jahre hat er hier als Forscher und Lehrer gewirkt. In beiden Eigenschaften hat

er in Berlin denselben mächtigen Einfluss ausgeübt, wie in London. Auch hier hat er sich mit einem weiten Kreise von Schülern umgeben, von denen viele zu ausgezeichneten Forschern herangereift sind. Aber auch die Thätigkeit derer ist nicht zu unterschätzen, welche, auf Ruhm und akademische Ehren verzichtend, den Anregungen des grossen Meisters folgten und das bei ihm Erlernte in den Dienst der chemischen Industrie stellten, welche im Beginn der sechziger Jahre anfang, sich in Deutschland noch grossartiger zu entfalten, als einst in England. Heute hat die chemische Industrie Deutschlands diejenige aller anderen Länder der Erde weit überflügelt; sie verdankt diese führende Stellung in erster Linie der engen Föhlung, welche sie nach wie vor mit der hochentwickelten wissenschaftlichen chemischen Forschung unterhält. An der Begründung dieser grossartigen Industrie haben zu viele Männer mitgearbeitet, als dass man sie ausschliesslich auf Hofmann zurückführen könnte, aber sicher hat Hofmann unendlich viel zu der Schaffung jener unlöslichen Beziehungen zwischen Theorie und Praxis beigetragen, welche ganz unbestritten als die wichtigste Ursache des beispiellosen Erfolges unserer chemischen Technik gelten. Dieses Wirken des grossen Mannes ist von der deutschen Farbenindustrie, welcher Hofmann nach wie vor sein regstes Interesse zuwandte, dadurch anerkannt worden, dass dieselbe im Jahre 1887 der Nationalgalerie zu Berlin das von Heinrich von Angeli gemalte Bildnis Hofmanns zum Geschenk machte, nach welchem das Portrait des genialen Forschers in dieser Sammlung gefertigt ist. 1888 wurde Hofmann in den erblichen Adelsstand erhoben. Er starb am 5. Mai 1891, nachdem er bis zum letzten Tage seines Lebens in unverminderter jugendlicher Frische thätig gewesen war.

Höher als die glänzenden Gaben seines Geistes, höher als seine geradezu beispiellose Arbeitskraft schätzen diejenigen, welche Hofmann gekannt haben, seinen Charakter. Es ist von ihm gesagt worden, dass er ein Weiser war mit dem Herzen eines Kindes und diese wenigen Worte schildern ihn besser, als die tiefstnigste psychologische Studie. Immer heiter und harmlos, war er stets bereit, Jedem ohne Ansehen der Person zu rathen und zu helfen. Dabei besass er eine unverwundliche Lebenslust, an der selbst die schwersten Schicksalsschläge — wie sie auch ihm nicht erspart blieben — machtlos abprallten. Voll Wanderlust und Begeisterung für die Schönheiten der Natur und der Kunst durchzog er bis in sein spätestes Alter während der Ferienmonate auf weiten Reisen die ganze Welt, aber am häufigsten und liebsten weilte er in Italien, dessen Sprache er, ebenso wie die englische, vollkommen beherrschte.

Von starker Grösse, schlank, elastisch und lebhaft bis in sein hohes Alter, war er namentlich in seinen letzten Lebensjahren, als schroewweise Locken in jugendlicher Fülle sein geistvolles Antlitz umrahmten, eine geradezu schöne Erscheinung. Aber weniger darin lag der sprichwörtliche Zauber seiner Persönlichkeit, als in der Eigenart seines Auftretens. Eine vollendete Beherrschung der Sprache, verbunden mit Schlagfertigkeit und feinem, immerwohlwollendem Witz prädestinierten ihn zum Führer gebildeter Menschen. So war er, wo immer er erschien, der Mittelpunkt jeden Kreises. Wie in London, so war er auch in der gelehrten Gesellschaft Berlins die originalste und zugleich die populärste Persönlichkeit und noch bereicherten zahlreiche lebenswürdige Anekdoten von dem Humor, welcher in immer gleicher kindlicher Homologität dem grossen Forscher zur Vertiefung stand, auf dem Katheder ebenso wohl wie in der Gegenwart gekrönter Haupter, welche seine Gesellschaft gerne suchten.

Im Jahre 1868 begründete Hofmann zu Berlin die Deutsche Chemische Gesellschaft, deren Vorsitzender er fast ununterbrochen bis zu seinem Tode blieb. Es kann uns nicht wundern, dass die junge Vereinigung unter solcher Leitung sich rasch zu einer der grössten wissenschaftlichen Gesellschaften der Welt entwickelte, deren Mitglieder nach Tausenden zählen, welche ein grosses Vermögen besitzt und mehrere grosse wissenschaftliche Publikationen herausgibt. So lange Hofmann lebte, scharten sich die Mitglieder dieser Gesellschaft um ihn, wie Kinder um ihren Vater. Nach seinem Tode haben sie ihrer Abhängigkeit dadurch Ausdruck gegeben, dass sie den Bau eines monumentalen, den

Zwecken der Wissenschaft geweihten Hauses unternahmen, welches als „Hofmann-Haus“ seiner Vollendung entgegengeht und ein bleibendes Denkmal des geliebten Meisters werden soll.

Hofmanns Bedeutung ist indessen keineswegs erschöpft durch die Würdigung seiner Grösse als Forscher und des Zaubers seiner Persönlichkeit. Soll ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, so darf vor allem nicht vergessen werden, dass diesem Manne, der ein Fürst war in der Wissenschaft, die er vertraut, nichts fern lag, als das Spezialwissen, in welches bedeutende Gelehrte so leicht verfallen. Hofmann war ein universeller Geist in des Wortes vullster Bedeutung. Nicht nur mit fast jeder naturwissenschaftlichen Disziplin war er vertraut, sondern er verfügte auch über umfassende historische und philologische Kenntnisse, war ausserordentlich belesen und ein Freund und Kenner aller schönen Künste.

Wenn man, wie es das vorliegende Werk sich zur Aufgabe gemacht hat, die bedeutenden Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts durchnisirt, so wird man wenige finden, welche so sehr wie Hofmann die Bezeichnung als glanzende, sonnige Existenzen verdienen. Nicht alles, was wir an seinem Leben bewundern dürfen, war sein persönliches Verdienst. Ein gütiges Geschick hatte die herrlichsten Gaben in seine Wiege gelegt und sein ganzes Leben zu einer Kette von immer schöneren Erfolgen ausgestrzt. Aber dass er die ihm verliehenen Gaben so weise benutzte, dass kein Erfolg die kindliche Reinheit und Bescheidenheit seines Herzens zu trüben vermochte, das sei ebenso sehr eine Quelle seines Ruhmes, wie die Bedeutung seiner grundlegenden Thun als Forscher.

Das N. Wal.

Edward Jenner.

(Geb. am 17. Mai 1749 zu Berkeley, gest. am 26. Januar 1823 ebenda.)

(Hierzu Platte No. 165.)

JJENNER war der Sohn eines Pfarrers zu Berkeley in der englischen Grafschaft Gloucestershire. Er erlernte bei dem Wundarzte Ludlow in Sodbury bei Bristol die Anfangsgründe der Heilkunst und bildete sich in London unter der Leitung des berühmten Anatomen und Chirurgen John Hunter zum Wundarzte weiter aus. Er liess sich dann in seinem Geburtsorte nieder und übte die landärztliche Praxis aus. Er war ein guter und fleissiger Naturbeobachter, wie seine Arbeiten über die Lebensweise des Kulkaks, über die Fortpflanzung der Kröten, über den

Winterschlaf des Igels u. s. zeigen. In dem von ihm gestifteten ärztlichen Verein brachte er schon damals die Schutzkräft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken zur Sprache, ohne jedoch bei seinen Kollegen Anklang zu finden. Im Jahre 1779 verheiratete er sich und 1798 erwarb er sich die medizinische Doktorwürde, um den wundärztlichen Teil seiner Praxis aufzugeben und bloss den medizinischen beizubehalten. Um das Jahr 1775 begann er eingehendere Untersuchungen über die Kuhpocken in den Meiereien von Gloucestershire anzustellen.

— 237 —

H.p.f.540-2, 217

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Mehrere dort beschäftigte Personen versicherten ihm, dass sie die damals oft ausgeführte Impfung mit Menschenblättern zum Zweck des leichteren Ueberstehens dieser Krankheit nicht nötig hielten, denn sie könnten die Menschenblättern überhaupt nicht bekommen, weil sie die Kuhpocken gehabt hätten. Von diesem tatsächlich bestehenden Schutz finden indessen so viele Ausnahmen statt, dass die Aerzte der Sache keine Bedeutung beilegen. Jenners Beobachtung erst gelang es nachzuweisen, dass die als Kuhpocken bezeichneten Ausschläge der Kuh, die sich beim Melken auf die Hände der Knechte und Mägde bei vorhandenen kleinen Hautverletzungen übertragen, verschiedener Natur sind, und dass die als echte Kuhpocke anzusehende Art eine verschiedene Wirkung in Bezug auf den Pockenschutz ausübt, je nach dem Stadium der Entwicklung, in dem sie übertragen wird. Von ein und derselben Kuh wurde von den jungen Pocken eine schützende Lymphe übertragen, während diese von älteren, im Rückgang befindlichen Pocken keinen Schutz mehr ergab. Nach diesem Ergebnis der Beobachtung zufälliger Uebertragungen von der Kuh auf den Menschen versuchte Jenner nun die absichtliche Uebertragung der Kuhpocke auf den Menschen und von Mensch zu Mensch. Er impfte am 14. Mai 1766 von dem Milchmädchen Sarah Nilnes in Berkeley, die sich beim Melken an einer Wunde der Hand angesteckt hatte, den Knaben James Phipps. Die Impfung gelang vollkommen und zeigte sich als schutzkräftig gegen Menschenpocken, indem deren Einimpfung bei dem Knaben bald darauf erfolglos blieb.

Da die Kuhpocken damals zeitweilig auf den Meiereien in Gloucestershire erloschen, konnte Jenner seine Versuche erst 1768 wieder aufnehmen. Er impfte nun von einem Kinde auf das andere fort und konnte feststellen, dass durch diese Fortpflanzung die Kuhpocke nichts von ihrer Schutzkraft einbüßte. Im Juni desselben Jahres erschien seine erste Schrift über die Variola vaccina oder Kuhpocke. Im folgenden Jahre begab sich Jenner nach London, und es gelang ihm, die Verdächtigungen seiner Entdeckung, welche durch die Benutzung unechter Kuhpocken und durch die Impfung innerhalb der Pockenhospitaler entstanden waren, zu widerlegen. Er stellte zugleich die Punkte fest, deren Beachtung zum Gelingen einer schutzkräftigen Impfung nötig ist. Die Kunde der Entdeckung ver-

breitete sich bald über alle Teile der Welt, und überall begehrten die Aerzte von Jenner die Uebertragung seines Impfstoffes. Es dauerte nicht lange, so wurde die Jennersche Kuhpockenimpfung aller Orten eingeführt und von der Bevölkerung mit wahrer Begeisterung als eine Rettung von der erschrecklichen Pockenseuche dankbar begrüßt. Man begreift diesen Enthusiasmus, wenn man sich das Blatternelend der damaligen Zeit vergegenwärtigt. Am Ende des vorigen Jahrhunderts starben jährlich 400.000 Menschen an den Blättern; im 18. Jahrhundert wurde die Zahl der Menschen, die an dieser Seuche erkrankten, auf $\frac{1}{6}$ aller Lebenden geschätzt; von den Erwachsenen starb $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ der Erkrankten, von kleinen Kindern der 3. Teil. Im Vergleich mit den Verheerungen der Blattern sind die der Cholera und der Diphtherie unbedeutend.

In der ganzen Welt wurde Jenners Ruhm gefeiert. In seinem Vaterlande wurde ihm zum Zeichen der Erkenntlichkeit vom Parlament eine bedeutende Geldsumme ausgesetzt und ihm zu Ehren die Royal Jennerian Society gestiftet, unter deren Protektion das National Vaccine Establishment gegründet wurde. In Europa und Amerika ernannten zahlreiche ärztliche Gesellschaften Jenner zum Ehrenmitglied, in vielen Ländern wurden ihm zu Ehren Denkmünzen geprägt. Es hat der Jennerschen Kuhpockenimpfung die spätere Erkenntnis keinen Eintrag getan, dass ihre Schutzkraft nicht bei allen Menschen lebenslang vorhält, und dass sie nach 10 bis 12 Jahren wiederholt werden muss. Auch die Gefahren, welche bei Benutzung einer nicht einwandfreien Lymphe der allgemeinen Verbreitung der Impfung hinderlich sein konnten, sind durch die allgemeine Einführung des unmittelbar vom Kalb genommenen Impfstoffes glücklich beseitigt worden. Noch heute wirkt der Segen der Jennerschen Entdeckung fort, und der vor zwei Jahren gefeierte 100jährige Gedenktag der Einführung der Kuhpockenimpfung hat eine seltene Einmütigkeit unter den Aerzten und Hygienikern über Jenners Verdienst dargehen.

Jenner starb 74 Jahre alt in seinem Geburtsorte. Seine Schutzpockenimpfung wird als eine der glanzvollsten, bewährtesten und segensreichsten Entdeckungen auf ärztlichem Gebiete anerkannt und er selbst als einer der grössten Wohthäter der Menschheit gepriesen.

Theodor Chastylus.

Jan Matejko.

(Geb. am 30. Juli 1838 zu Krakau, gest. am 1. November 1893 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 166.)

MATEJKO stammte aus einer böhmischen Familie. Sein Vater, ein Musiker, war nach in Böhmen geboren und hatte sich erst zu Anfang unseres Jahrhunderts in Krakau niedergelassen. Hier wurde Johann Aloisius oder, wie er sich kurzweg schrieb, Jan Matejko am 30. Juli 1838 geboren. Da ihm die Mutter in frühester Kindheit entrissen wurde, fiel dem Vater seine Erziehung zu, der ihn vor allem zur Arbeit und Frömmigkeit anhielt. Es wird uns berichtet, dass Matejko schon als Knabe eine unabweisbare Neigung zum Zeichnen verraten, dass aber der Vater alles versucht habe, um ihn vor der brotlosen Kunst eines Malers zu warnen. Dennoch wusste es Matejko durchzusetzen, dass er im 14. Lebensjahr das Gymnasium verlassen und als Schüler in die Krakauer Kunstschule eintreten durfte.

Nach sieben Jahren angestrengtester Thätigkeit gelang es ihm, ein Stipendium zu erlangen, das ihm eine Reise nach München ermöglichte (1858). In München verwies man den jungen Polen in die Vorbereitungskurse der Akademie. Er musste fleißig Akte zeichnen, brachte es jedoch auch im Odnalein soweit, dass ihm für eine Farbenstudie ein Ehrenpreis zuerkannt wurde. Da er nach nur 10 monatlicher Aufenthalt die bayerische Hauptstadt wieder verliess, wird man den Einfluss der Münchener Schule auf seine Entwicklung kaum sehr hoch anschlagen dürfen. Vom Mai bis Mitte Juli 1860 hielt sich Matejko in Wien auf. Er hoffte sich an der dortigen Akademie weiter ausbilden zu können, geriet aber mit dem Direktor Ruben in Konflikt und zog sich deshalb gekränkt nach Krakau zurück. Als sein Vater am 26. Oktober 1860 starb, übernahm er das väterliche Haus und vermählte sich einige Jahre darauf.

Von seinen früheren Gemälden, deren Stoffe strotzend mit polnischen Geschichte entnommen sind, ist keines ausserhalb Polens bekannter geworden. Aufsehen erregte er zuerst im Pariser Salon 1865, wo er für seine „Predigt Skargus“ die goldene Medaille erhielt. Noch grösser war der Erfolg, den er auf der Pariser Weltausstellung 1875 mit seiner Schilderung des „Reichstags zu Warschau im Jahre 1773“ erzielte. Kaiser Franz Joseph, der das Bild in Paris sah, kaufte es aus seiner Privatschatulle für 50 000 Fl. an, verlieh seinem Urheber das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens und wandte seitdem dem Künstler seine Gunst im hohen Masse zu. Das heute im Wiener Hofmuseum aufbewahrte Gemälde stellt den Moment dar, in dem

sich der Landbote Rejan aus Schmerz über den drohenden Verrat seines Vaterlandes vor dem König und den versammelten Landboten am Ausgange des Verhandlungssaales zu Boden wirft, indem er die Worte ausruft: „Nur über meinen Körper dürft Ihr zu so böser That schreiten“.

Das nächste bedeutendere Bild des Künstlers, das zu seinen Hauptwerken gezählt wird, war „die Union von Lublin“, d. h. die bildliche Wiedergabe jenes Gelöbnisses, durch das sich Polen und Lithauer im Jahre 1569 Bruderschaft und ewige Treue versprachen. Leider ist es nur möglich, den Vorgang zu verstehen, wenn man die Erläuterungen des Karlslogs zur Hand hat. Auch fehlt dem Bilde jene bewunderungswürdige Kraft der Idealisierung, die den „Reichstag zu Warschau“ auszeichnet, und die Aufregung, in der sich alle Figuren befinden, dient auch nicht dazu, eine wohlthuende Gesamtwirkung zu erzeugen. Der polnische Patriotismus sah aber über diese Mängel des Gemäldes hinweg. Es wurde eine öffentliche Sammlung veranstaltet und das Bild auf diesem Wege für das Landtags-Gebäude in Lemberg angekauft. Im Jahre 1871 stellte Matejko ein neues Historienbild aus: „Stephan Bathory“, der bei Pskow in seinem Zelte die Gesandten Iwas des Grausamen empfängt. Das Gegenstück dazu bildet das Bild: „Iwan der Schreckliche auf dem Hinrichtungsplatze“, das Matejko im Jahre 1875 in der kurzen Zeit eines Monats vollendete. Obwohl sich der Künstler in diesen und den folgenden Werken eher in ab- als in aufsteigender Linie bewegte, wuchs sein Ruhm bei der Vorliebe, die man damals für prächtige Historienbilder hegte, von Jahr zu Jahr sichtlich. Seit dem Jahre 1870 Ritter der französischen Ehrenlegion und kurz darauf auch korrespondierendes Mitglied der Pariser Akademie geworden, erhielt er um dieselbe Zeit einen Ruf zum Direktor der Prager Akademie. Da er sich jedoch aus Anhänglichkeit an die geliebte Vaterstadt zu seiner Annahme nicht entschliessen konnte, lehnte er den Antrag ab. Zum Lohne empfing er am 30. August 1873 die Ernennung zum Direktor der Kunstschule in Krakau, an der er bis an sein Lebensende gewirkt hat, ohne eine eigentliche Schule zu bilden.

Je älter der Künstler wurde, desto mehr hatte er unter der Kurzsichtigkeit seiner Augen zu leiden. Er konnte das Riesenformat seiner Bilder nicht mehr übersehen und musste sie vollenden, ohne sich einen Totalindruck von ihnen machen zu können. Selbstverständlich haben seine späteren Gemälde unter

diesen Gebrauchen geliebt. Es fehlt ihnen die richtige Verteilung der Massen und die wohl erwogene Unterscheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen. Unter ihnen sind „Die Huldigung Preussens im Jahre 1825“ (1827), „Johann Sobieski vor Wien“ (1885), „Die Jungfrau von Orléans“ (1886) und „Kosciusko bei Racławice“ (1888) ausserhalb Polens am meisten beläut geworden.

Die glühende Vaterlandsliebe, die alle Bilder Matejko auszeichnet, erklärt die Verehrung, die ihm die Polen entgegengebracht haben und noch entgegenbringen. Hielt er es doch für seine Lebensaufgabe, seine ganze Kraft in den Dienst seiner Nation zu stellen und durch die Anschauung ihrer ruhmreichen Vergangenheit ihre politische Wiedergeburt vorzubereiten. Die Begeisterung seiner Lands-

leute gründet sich also vor allen Dingen auf das stoffliche Interesse, das sie in seinen Werken reichlich befriedigen können. Wenn dieses fehlt, wird den Schülern des Künstlers weit lässlicher gegenüberstehen, wenn er auch seine ungewöhnliche Fruchtbarkeit und seine rastlose Schaffenskraft, den Reichtum seiner Phantasie und die hinreissende Wärme seiner Ueberzeugung bewundern muss. Dass Matejko aber auch die Gabe schärfster Charakteristik und feinsinnigster Seelenmalerei besass, beweisen seine Porträts. Eine schlechthin meisterhafte Leistung ist z. B. sein Selbstporträt, das uns die nervöse Leidenschaftlichkeit und Energie seines Wesens, die in seinem schwächlichen und kränklichen Körper lehrte, klar vor Augen stellt. Er starb am 1. November 1893 in Krakau.

H. A. Lier.

Theodore Géricault.

(Geb. am 26. September 1791 zu Rouen, gest. am 18. Januar 1824 zu Paris.)

(Hierzu Böden No. 157.)

GÉRICAULT, geboren in Rouen als Sohn eines Advokaten, wurde in seinem Streben, Künstler zu werden, zuerst von einem Oheim unterstützt. Nach Paris übergesiedelt, fand er von all den prächtigen Kunstwerken, welche Napoleon dort aufspeicherte, reiche Anregung. Am fleissigsten studierte er Rubens, dessen leuchtendes Kolorit, die wild bewegten Gestalten und besonders die Pferde ihn begeisterten. Die feinen, graziösen und kraftvollen Bewegungen dieses edlen Tieres suchte er zur Darstellung zu bringen, wozu er bei Charles Vernet früh reiche Anregung fand. Dann trat er in das Atelier von Guérin, der in seiner zaghaften, von David stark gedruckten Malweise ihn nur sechs Monate lang festhielt. Eine starke innere Abneigung gegen den klassizistischen Tyrannen trieb ihn ins feindliche Lager. De Gros gewann grossen Einfluss über ihn und bei dem mächtigen Eifer, mit dem er seine Studien betrieb, konnte der noch nicht 21-jährige 1812 ein Bild ausstellen, das einen Reiteroffizier auf einem sich wild aufläumenden Pferde darstellt. Er hatte grossen Erfolg und man empfand, dass hier neues Leben aufsprang. Soviel auch von klassizistischer Wohlgeformtheit und Härte noch vorhanden ist, es ist wilde, ungebändigte Naturkraft, die hier auf zum Leben ringt. Dieses Bild ist der erste Vorbote der Romantik, die in Frankreich frische Blüten und Früchte der Natur gedüht, und nicht wie in Deutschland eine neue, fern vom pulsierenden, sinnlichen Leben stehende Idealwelt. Das ist die Bedeutung Géricaults, der als Vorläufer des grossen

Delacroix immer eine bedeutende Stelle in der Kunst Frankreichs einnehmen wird.

Seinen Reiteroffizier folgte 1814 „der verwundete Kürassier“, der freilich beinahe wie ein Rückfall zu David erscheint, da er jene Wildheit vermissen lässt und auch im Kolorit düsterer, eintöniger geworden ist. Dasselbe gilt von dem 1819 entstandenen Hauptwerk, dem grossen „Floss der Medusa“. Nach einem Aufenthalt in Italien (1816), wo er die herrlichsten Pferdestudien machte und, sich fernhaltend von den Klassikern, nur von dem durch starke Licht- und Schattenkontraste wirkenden Correggio einige Eindrücke empfing, malte er dies grausame Naturschauspiel. Sorgfältig hat er sich dies in Wirklichkeit Geschehene — der Rest der Verunglückten des Schiffes Medusa sind dargestellt, wie sie das rettende Schiff Argus in der Ferne sehen — schildern, sich erzählen lassen. Für die nackten Körper studierte er Akte, Leichen. Tiefe Kontraste zwischen Lichtern und Schatten sollen das Grausige zur Wirkung bringen.

Das war sein letztes grosses Werk. 1820 malte er noch ein fein bewegtes „Derbyrennen in Epsom“. Ein unglücklicher Fall vom Pferde machte ihn arbeitsunfähig und 1824 starb er nur 32 Jahre alt. Alle seine hochbedeutenden Studien nach Pferden zeigen die grosse Kraft, die hier zu früh gebrochen wurde. Aber noch erlebte er, dass seine Richtung siegte und die 1822 aufgestellte „Dantebacke“ von Delacroix war vielleicht sein grösster Triumph.

Fritz Knapp.

Daniel François Esprit Auber.

(Geb. am 29. Januar 1782 zu Caen, gest. am 22./23. Mai 1871 zu Paris.)

(Hercz. Bildnis Nr. 108.)

AUBER gehört zu den seltenen Tonbildnern, die sich erst spät und aus dem Dienstamt heraus zu wirklicher Bedeutung entwickelt haben. Als Sohn eines wohlhabenden Pariser Kunsthändlers auf einer Reise der Eltern zu Caen geboren, war er anfänglich dem Kaufmannsstande bestimmt und trat, nachdem er eine gute Erziehung genossen, als Lehrling in ein Londoner Geschäftshaus. Doch nicht lange hielt es der künstlerisch Veranlagte in dieser Umgebung aus; er kehrte nach Paris zurück und führte hier das unbekümmerte Leben eines Sohnes aus reicher Familie, ein gern gesehener Gast in den Kreisen der eleganten Welt. Was ihm die Herzen wie die Salons öffnete, war nicht zum wenigsten seine musikalische Begabung. Auber verfasste damals zahlreiche Romane, die bald en vogue waren und seinen Namen bekannt machten. Aber auch auf instrumentalem Gebiete versuchte er sich; ein Klaviertrio und ein Violinkonzert, das Mazur im Conservatoire spielte, sowie die für seinen Freund Lamarre geschriebenen Cellostücke leiteten auf ihn die Aufmerksamkeit der Musiker.

Die Anerkennung, die er fand, weckte bald in dem jungen Autor die Sehnsucht nach der Bühne. Zwei dramatische Kleinigkeiten entstanden, die an Liebhabertheatern zur Aufführung kamen; aber Auber war zu ehrgeizig, um sich mit so leichten Erfolgen zu begnügen, und zu klug, um nicht die Grenzen seines Könnens und die Notwendigkeit einer gründlichen Durchbildung einzusehen. Obgleich kein Jüngling mehr, entschloss er sich, zu Cherubini in die Lehre zu gehen, um seiner leichten, natürlichen Erfindungsgabe durch ernste Studien ein gediegenes musikalisches Wissen hinzuzufügen. Eine Frucht dieser Studien war eine vierstimmige Messe, deren Agnus dei als „Geher“ im ersten Akt der „Stimmen“ erhalten ist. An die Öffentlichkeit trat der Einunddreissigjährige zuerst mit einer einaktigen Oper „Le séjour militaire“; sechs Jahre später folgten „Le testament et les billets doux“ und (1820) „Le bergère chévaline“. Inzwischen war der Vater des Komponisten gestorben und hatte die Familie wider Erwarten mittellos zurückgelassen, so dass Auber sich genötigt sah, die Musik blosfort als Nahrungsquelle zu betrachten.

Von 1820 an war er ununterbrochen über vierzig Jahre als Opernkompunist tätig. Anfangs arbeitete er ohne nennenswerte Erfolge; erst als er sich mit Eugène Scribe verband, gewann er allmählich die Gunst, wenn auch nicht immer der Kritik, so doch

des Pariser Publikums, das in ihm, nach dem Tode Boieldieu und Halévy, den bedeutendsten Vertreter der französischen Schule erkannte. Im Verein mit seinem überaus geschickten Textdichter gelang es ihm, das Ideal der französischen Spieloper zu erreichen, zuerst (1825) in „Maurer und Schlosser“, dem ersten seiner Werke, das einen entschiedenen Erfolg hatte, und dann in noch höherem Masse in „Fra Diavolo“ (1830), dem Meisterstück dieser Gattung. Unter den zahlreichen späteren komischen Opera ist nach „Carlo Bruschini“ („Teufels Anteil“ 1842) und namentlich der „Schwarze Domino“ (1837), in dem der leichte musikalische Konversationsstoff am reinsten angeschlossen ist, rühmend hervorzuheben. Was Auber seine Eigenart und zugleich seine Bedeutung auf diesem Gebiete giebt, ist neben der quellernden Fülle leicht fasslicher, rhythmisch und harmonisch origineller Melodien, seine musikalische Geistreichigkeit und Phantasie, sowie die Anlehnung an das Volkstümliche der französischen Nationalmusik der Chanson, des Koppelts. Formell knüpfte er an seine Vorgänger Moigny und Dalayrac an, die ihrerseits auf den Schültern Grétry, des Schöpfers der Opéra comique stehen. Aber bei Auber ist alles innerlich wie äußerlich reicher, verfeinert; aus der „comédie ruelle d'artier“ ist die richtige komische Oper mit gesprochenem Dialogue, aber mit zum Teil kunstreichen Ensembles und Finalstrzen geworden. Der Einfluss Rossinis war in dieser wie in anderer Beziehung von grosser Bedeutung für die Entwicklung unseres Komponisten; erst die Berührung mit dem grossen italienischen Neuerer brachte sein Talent, weit entfernt, es unelbständig werden zu lassen, ganz zur Entfaltung. Unter den nationalen Elementen, denen Auber die neue Weise anpasste und mit denen er sie zu einem eigentümlichen Stile verschmolz, spielt neben der Chanson der Tanz (vaudeville) eine nicht unwichtige Rolle.

Auf dem Felde der grossen Oper erreichte Auber das Höchste mit seiner im Jahre 1828 geschriebenen „Stimmen von Porci“. Der revolutionäre Stoff kam der politischen Stimmung jener Tage entgegen, und mancherlei Zeitereignisse trafen zusammen, um dieser Oper eine historische Bedeutsamkeit zu verleihen. Aber auch ihre musikalische Stellung ist von Interesse. In ihr zeigte sich die Originalität und Erfindungskraft Aubers und seine glänzende Instrumentierungskunst aufs höchste gesteigert; als Vorläuferin des „Toll“ von Rossini trug sie, wie dieser, mit dazu bei, die grosse Oper Meyerbeers

vorzubereiten, und in der charakteristischen Verwendung eines musikalischen Lokalkolorits, sowie in der Ausnutzung des Chores zu grossen Massenwirkungen ist sie gleichfalls ein folgenreiches Vorbild gewesen. Mit der „Stumme“ gelangte Auber auf den Gipfel des Ruhmes. Eine zweite grosse Oper „Gustav III.“ („Der Maskenball“ 1833) konnte sich nicht in gleichem Masse halten, zumal Verdi das wirksame Libretto später weit glücklicher in Musik gesetzt hat. Als Ausstattungsobergrössten Sills sei hier noch der 1859 komponierte „Feensee“ genannt.

Auber war ein Komponist von grosser Fruchtbarkeit; bis ins höchste Greisenalter produzierte er mit erstaunlicher Leichtigkeit, wenn auch seine letzten Arbeiten natürlich eine Abnahme der Erfindungskraft erkennen lassen. Aeusserlich nahm sein Leben einen ruhigeren, gleichförmigen Verlauf. Zu den Eigentümlichkeiten des Meisters gehörte das Bedürfnis, in der Stadt, in Paris zu leben, das er seit seiner Jugend nicht auf einen Tag verlassen hat. Für die Reize der Natur hatte er, der Künstler,

merkwürdiger Weise keinen Sinn. Ein geistreicher Censeur, dabei bescheiden und liebenswürdig im persönlichen Verkehr, nahm der rüsig Arbeitsame am Kunstleben regen Anteil. Sonderbarer Weise verzochte er niemals den Aufführungen seiner eigenen Werke beizuwohnen. Als einst infolge plötzlicher Abänderung anstatt des „Tell“ die „Stumme“ gegeben wurde, ergriff der Autor, der sich bereits in einem Orchesterstuhl niedergelassen hatte, schleunigst die Flucht.

An Ehren und äusseren Zeichen der Anerkennung hat es Auber nicht gefehlt. Als gefeiertes Oberhaupt der neuen französischen Nationsobergenoss er Ruhm und Ansehen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Er war Mitglied der Akademie, Kommandeur der Ehrenlegion und unter Napoleon III. Hofkapellmeister. Nach Cherubini's Tod (1842) wurde er Direktor des Conservatoire und hat in diesem Amte eine lange und segensreiche Thätigkeit entfaltet. Auber starb im neunzigsten Lebensjahre, am 13.12.1871, während der Belagerung von Paris.

Leopold Schmidt.

Friedrich Christoph Dahlmann.

(Geb. am 13. Mai 1785 zu Wismar, gen. am 5. Dezember 1860 zu Bonn.)

(Literar. Bildnis No. 159)

DAHMANN, der Historiker und Politiker, ist einer der bedeutendsten wie der bedeutendsten Vertreter des Erziehungsprozesses und der Erziehungsarbeit, welche die Deutschen zwischen 1815 und 1850 aus ihrem literarischen Zeitalter in die politische Hinführung, einer der vornehmsten Träger der sich durchdringenden, neuen geistig-politischen Bildung, einer der wirksamsten Vorkämpfer der Einheit während der Zeiten ihrer mühseligen und so oft nach tragisch-schmerzreichen Vorbereitung, und in sich selber ein Mann von wundervoller Kraft und Reinheit des Wesens, auch persönlich nicht als wohl irgend ein anderer für die adelsten Kräfte der Epoche charakteristisch, die sein Mannesalter umfasst hat.

Er ist aus alter pommerischer und mecklenburger Familie in dem damals noch zu Schweden gehörigen Wismar geboren, hat in Kopenhagen, Halle und wieder Kopenhagen studiert, ist von 1812—1829 in dem dänischen Kiel, von da bis 1837 in dem hannoverschen Göttingen, und nach einer mehrjährigen amtlösen Pause, die er zu Jena verbrachte, von 1838—1860 in dem preussischen Bonn Professor der Geschichte gewesen. Sein äusseres Dasein war von mancherlei wichtigen öffentlichen Kämpfen er-

füllt, sein Inneres spiegelt das wichtigste wieder, was seine Generation in sich erlebte.

Er ging aus vom klassischen Alterthum und war von dem geistigen und sittlichen Gehalte unseres grossen Humanismus durchdrungen; seine wissenschaftlich-kritische Schöpfung verdankte er der Lehre oder dem Beispiele von Männern wie Fr. A. Wolf und B. G. Niebuhr. Aber zugleich erzog ihn das Jahrhundert, in dem er zum Jünglinge und dann zum Manne wurde, die Zeit von Napoleons Grösse und Sturz, die Nachwirkung der französischen Revolution. Er war, als er sich 1815 zuerst politisch ausserte, ein Wortführer des dritten Standes, der seit der Revolution überall in Europa seinen Teil am Staatsleben, eine liberale Verfassung forderte; und an diesem Erbe der Revolution und der späteren Aufklärung hat er immer festgehalten. Aber nicht im blossen, formalistischen Sinne der Aufklärung; seine Bildung war von vornherein zugleich durch den Gegensatz gegen die Aufklärung, durch die historische Weltanschauung des 19. Jahrhunderts beeinflusst worden. Er hat von 1815 ab stets die Anknüpfung alles Neuen an die Vergangenheit, die Anerkennung der thatsächlichen, historischen Gewalten, die organische Weiterbildung gepredigt. Die

Aeusserlichkeit und den Radikalismus des Verfassungsrechts überwand er so durch historische Mässigung, und in den Jahren unserer innerlichen Wiedergeburt, nach 1806, erhebt auch er sich das Gefühl des Vaterlandes und der Nationalität, das die Leuchte des neuen Jahrhunderts und seiner eigenen Zukunft bleiben sollte. Mit seinem Freunde Heinrich v. Kleist dem Dichter zusammen ist Dahlmann 1809 in den österreichisch-französischen Krieg hineingewandert, voll unbestimmter Hoffnungen auf eine allgemein-deutsche Erhebung. Er sah dann die französische Zwingherrschaft zusammenbrechen; und seine eigene, ergere Lebensstellung brachte ihn alsbald, in Kiel, in Konflikt mit der dänischen Obervogt über die deutschen Nordmarken. Dahlmann glaubte gern an einen schwedischen Ursprung seiner Familie und war in den Grenzstrichen deutscher und skandinavischer Herrschaft, zum Teil in Dänemark selber, gross geworden; aber er empfand jetzt, dass er ganz deutscher war. Als Lehrer der Geschichte und als Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft wurde er auf die Verteidigung des historischen und nationalen Rechtes der beiden Elbherzogtümer gegen die Eingriffe Dänemarks hingewiesen; gleichzeitig verfocht er jene Gedanken des modernen, freiheitlichen aber gemässigten Verfassungslebens. Er hat in dem kleinen Kiel ausgeharrt, solange der Prozess gegen die dänische Regierung, den er beim Bundesstage führte, irgendwelche Aussichten hatte; dann erst folgte er einem Rufe nach Göttingen. Aber auch hier nahm ihn der politische Streit alsbald in Anspruch. Er wahrte die Rechte der Ordnung und des Staates mit Schroffheit gegen die Revolte der Göttinger Studenten, arbeitete dann andererseits mit voller Kraft an der Gestaltung des hanoverschen Staats-Grundgesetzes, den Anfängen konstitutionellen Wesens mit. Die willkürliche Aufhebung der Verfassung durch König Ernst August (1837) rief ihn als den wohl leitenden unter den berühmten „Göttinger Sieben“ zum Widerstande gegen den Eidbruch auf, zu jenem mutigen Prozeß, der, aus sittlicher Wurzel entsprossen, für die politische Empfindung des deutschen Mittelstandes und für die Stellung der Nation zu ihren Professoren, weit über die Enge des göttinger Schauplatzes und des besonderen Anlasses hinweg, so überaus folgenreich geworden ist. Dieser Periode gehört Dahlmanns eine literarische Hauptleistung an, die „Politik“, deren erster und einziger Band 1835 erschien. Ihre Tendenz bezeichnet der Titel: die Politik, auf den Grund und das Mass der gegebenen Zustände zurückgeführt. Es ist eine Vereinigung der Anschauungen der historischen Schule, der Errungenschaften der Romantik, mit den Forderungen der lebendigen Gegenwart; eine Staatslehre, die monarchisch-kon-

situational ist, sich das Mögliche und das Sittliche zum Ziele setzen, nicht abstrakt, sondern historisch und praktisch sein will. In allen diesen Beziehungen hat sie, nach den Ausschreitungen des Radikalismus und der Restauration, auf das heilsamste erzieherisch gewirkt; Dahlmanns Lehre wurde der beste Ausdruck und die beste Förderung für die Bestrebungen des Bürgertumes. Er richtete den Blick mit Vorliebe auf englische Muster und half so die französischen Uebertreibungen überwinden. Allerdings, auch das englische Staatsleben hat er idealisiert und so ihm, dem Gegner des blossen Formalismus, mag dem Heutigen noch Vieles formalistisch-doktrinaire und unpraktisch genug erscheinen; einen gewaltigen Fortschritt in der Richtung auf eine mögliche, deutsche Form des konstitutionellen Lebens hat Dahlmanns Politik dennoch bedeutet. Er ging in der Richtung des Lebendigen und Zukünftigen. Und dabei wirkte vor Allem seine eigenste Persönlichkeit. Das Beherrschende ist an ihr eine gesammelte, männliche, sittliche Wucht. Er hatte Freude an der schönen Erscheinung und trug selber ein Strich vom Künstler in sich. Aber alle seine Eigenschaften, wissenschaftliche wie künstlerische, traten nur in den Dienst seiner starken sittlichen Kraft. Er war nordisch, ernsthaft, schweigsam, als Schriftsteller nicht eben fruchtbar, als Redner knapp und streng, als Mensch zurückhaltend und ganz in sich geschlossen. Wenn er im eigenen Hause still imitten der Freunde sass, so leuchteten doch seine seelenvollen tiefen Augen Alles rings um ihn her. Er rang sich jeden Gedanken, jeden Satz in harter Arbeit ab; aber was er sprach oder schrieb, war dann auch von monumental Macht der Form und ganz durchtränkt von einer festen Persönlichkeit sonder Menschenfurcht, von einem starken und durchforchtzwingenden inneren Leben. So erscheint er, in seinen schönen, wahrhaftigen Briefen, in seinem Verkehr mit den beiden Grimm und mit Gervinus; so in seiner äusseren Gestalt; fest und ernst auch da, mit dem „Römertopfe aus der Zeit der alten Republik“, die Lippen zusammengepresst, die Furchen tief eingegraben, die Haare widerspenstig gestäubt, die Augen leuchtend, eindringlich, — nichts Gefälliges, Alles Mannhaftigkeit und Tiefe. Auf die Jugend wirkte dieser vollendet ausgeprägte Charakter mit hinreissender Macht. Für die Generation, der er angehörte, war es ein Segen und ein unübertreffliches Vorbild, dass dieser ihr Führer — und nicht er allein — noch so ganz erfüllt war von dem strengen Idealismus der alten einfachen Tage, aus denen Deutschland soeben in weitere Bahnen hinausströmte. Eine Nachwirkung dieser ethischen Kraft Dahlmanns und der Seinen möchte man auch dem Werke wünschen, das aus ihrer und ihrer politischen Gegner Arbeit dann schliesslich

erwachsen ist, dem nationalen deutschen Staate. — Die freilich nicht sorgenfreien aber beschäftigungslosen Jahre, die für Dahlmann nach der gewaltsamen Austreibung aus seiner Professur und aus Göttingen folgten, haben ihn wenigstens den Anlass gegeben, nach mancherlei Vorarbeit sein bedeutendstes historisches Werk, die Geschichte Dänemarks bis zur Reformation (1840—5) zu schreiben, ein hervorragendes Buch, dem es dennoch, seinem Gegenstande gemäss, versagt geblieben ist, stärker auf die Zeitgenossen und die Fachgenossen einzuwirken. Es fasst das Leben Dänemarks nebst Norwegen und Island in grosser Schilderung zusammen. Dahlmann rührt sich in diesem nordischen Gegenstande wohl, er entwickelt nach kritischer Forschung ein von schöpferischer verständnisvoller Phantasie getragenes Gemälde. Die Staatsgeschichte bildet den Kern, aber sie wird nicht isoliert; Dahlmann geht überall von Gesellschaft und Kultur aus, er sieht hier im Zusammenhang der allseitigen geschichtlichen Auffassung, wie sie seine Lehrer, die klassischen, und seine Freunde, die germanistischen Philologen und Historiker besaßen. Seine Darstellung ist auch hier wuchtig und persönlich. Seine Bedeutung für die Geschichtsschreibung ruht indes nicht auf diesem Hauptwerke, sondern auf den weit einschügeren zwei kleineren Büchern der 40er Jahre über die englische und die französische Revolution, die er, auf Grund von Vorlesungen, bereits aus Bonn ausgehen liess (1844—1845). Sie sind von der leidenschaftlich steigenden politischen Stimmung dieser Zeit hervorgerufen worden: „Sturmvögel der Revolution“, die sich vorbereiteten. Sie fassen die grossen Bewegungen, die sie erzählen wollen, einseitig verfassungspolitisch auf, legen an Alles das Mass des korrekten Konstitutionalismus; hier will die Geschichtsschreibung unmittelbar politisch lehren: Verfassung oder Revolution! Diese beiden Bücher bilden die Ergänzung zu seiner „Politik“; dort konstitutionelle Staatslehre, begründet auf den geschichtlichen Stoff, hier die Geschichts-darstellung nach den Gesichtspunkten jener seiner staatlichen Doktrin. Das tagepolitische Interesse überwiegt jetzt; die Rücksicht auf die sozialen Zustände ist zurückgetreten, die Fragen der Verfassungsform, des staatsrechtlichen Handelns, die seine Gegenwart erfüllten, beschäftigen Dahlmann auch als Historiker ganz. Diese Bücher sind die Vorläufer der „politischen Geschichtsschreibung“ im engen Sinne. Gewirkt haben sie also auf die deutsche Historiographie stärker als die dänische Geschichte, und auf die deutsche Lesewelt erst recht: sie machten Dahlmann auch als Schriftsteller populär; wissenschaftlich schwach, sind sie innerhalb der Zeit- und Geistesgeschichte Deutschlands unvergänglich. Sie machen und bedeuten selber Geschichte.

Und schon kam die deutsche Revolution heran, die Dahlmann auch als Handeinder, ganz unmittelbar, auf die Höhe seiner Wirkung heben sollte. Er bereite die nationalen Forderungen: Einheit und Verfassung, auf den Germanistentagen vor (1848 vor); er wurde im Beginne der Revolution selber in den Ausschuss der 17 berufen, der die deutsche Verfassung entwerfen sollte. Ihr Entwurf ist wesentlich sein Werk; es geht aus auf den konstitutionellen Einheitsstaat, unter dem die Einzelstaaten, stark geschwächt, fortzuhalten sollten. Der Prinz von Preussen stimmte ihm damals zu, Friedrich Wilhelm IV. nicht. In der Nationalversammlung der Frankfurter Paulskirche hat Dahlmann den gleichen Idealen zu dienen fortgeführt. Die Arbeit dieser grossen Versammlung, die dem deutschen Staate die Formen vorschau und die Einheitsidee der Nation ins Blut trieb, die den Bruch mit Oesterreich widerstrebend beschloss, und selber versuchte, den neuen Bau mit Preussens Hilfe bereits zu errichten, sie hat keinen höheren Vertreter als Dahlmann. Auch die Mängel der Zeit besass er, unlegbar ein Stück Doktrinarismus, das dem in der Theorie, auf dem Katheder, in gebundenen Verhältnissen Abgewandenen natürlich anhaftete; aber sehr mit Unrecht hat man die „Professoren-Politik“ für das Scheitern der 48er Ideale verantwortlich gemacht. Es war im wesentlichen nicht die Schuld dieser Politiker, dass sie die Macht nicht hatten und dass Parlament und Regierungen sich noch nicht zu finden vermochten, dass die deutschen Verhältnisse noch nicht reif waren und überdies Friedrich Wilhelm IV. auf dem preussischen Throne sass. Es war ein tragisches Verhängnis, das auch die Klügsten, Besten und Staatsmännlichsten unter den Abgeordneten nicht zu wenden vermochten. Diese Machtlosigkeit hat auch Dahlmann gelegentlich zu Handlungen gedrängt, die seine und des Parlamentes Unfähigkeit, selber etwas zu erzwingen, schmerzlich an den Tag brachten; aber dass er dabei Unrecht gehabt hätte, kann die ruhige Betrachtung nicht sagen. Er that sein Bestes, so wie er es konnte und musste; die Erfüllung kam noch nicht herbei. Was er aber damals, mit seinen Genossen vom Centrum und von der Kaiserpartei zusammen, geleistet hat, ist unverloren und unvergänglich geblieben. Es war von Einseitigkeit, von Uebertreibungen des Unitarismus und des Parlamentarismus nicht frei, aber es war im grossen weise und unendlich viel politischer und klüger, als die billige realistische Afterweisheit Späterer, die es leicht haben abzuurteilen, so oft hat anerkennen wollen. Dahlmann war unter den Grossen der Paulskirche einer der Massvollsten; in monumentaler Mächtigkeit traten die Gegensätze des deutschen Empfindens und Denkens, die Temperamente von Nord und Süd, die Grund-

sätze der Demokratie und des Konstitutionalismus einander gegenüber, als der Schwabe L. Uhland und der Mecklenburger Dahlmann über das Erbkaiserthum stritten, jeder von erheblicher Höhe der Persönlichkeit und ihres Ausdrucks. Dann wurde Dahlmann auch zum Mithrager der Tragik des Scheiterns: er gehörte zur Kaiserdeputation, und man wird ihn nicht tadeln dürfen, wenn er den Zusammenbruch, den ihm und den Seinen die Zurückweisung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. bedeutete, nicht ruhig begriff, sondern hier bitter klagte und verurteilte. Er hat noch eine Weile lang im preussischen Landtage weitergestritten, hat sich dann, tieftraurig und doch niemals ganz hoffnungslos, nach Bonn auf seine Lehrerbücherei zurückgezogen. Er hat noch das Ende der Reaktion gesehen, und auch seiner Art, im Sinne der kleindeutschen Historiker dieser Tage, noch in seinen letzten Lebenswochen

in einer Vorlesung über Friedrich den Grossen die Gegenwart aus der Geschichte zu unterweisen gestrebt: aus ihr riss ihn der Tod hinweg. Zwischen dem alten literarischen Deutschland, dem er nach entstammte, und dem Deutschland des preussischen Realisten Bismarck steht er in der Mitte; das Neue ist ohne die Vorarbeit, die er verkörpert, undenkbar; aber auch in sich selber sind er und seine Genossen eine Erscheinung von eigenem, historischem und menschlichem Rechte. Sie waren auch nur ein Teil der entscheidenden Kräfte ihres Zeitalters; ihr Ideal ist nicht rein verwirklicht worden, aber es hat seine Stelle in allem Nachfolgenden erhalten, und ihre eigene Stelle bleibt ihnen unverkümmert. Einer ferneren Nachwelt wird Dahlmann sicherlich immer — vielleicht mehr als unserer Gegenwart — zu den grossen Gestalten seines Jahrhunderts und der deutschen Geschichte zählen.

Brich Maritz.

Karl August Hase.

(Geb. am 25. August 1806 zu Steinboch, gest. am 3. Januar 1890 zu Jena.)

[Hierzu Bildnis No. 170.]

KARL HASE hat die Erinnerungen seiner Jugend bis zum Antritt seiner Professur in Jena beschrieben in dem reizenden Buch „Ideen und Fertigkeiten“, das dem gelehrten Theologen viele Freunde aus allen Ständen gewonnen hat. Die Fortsetzung dieser Jugendgeschichte enthalten die nach seinem Tode veröffentlichten „Analen meines Lebens“. Aus beiden ist die folgende Skizze seines Lebenslaufes entnommen.

Karl Hase ist am 25. August 1806 als Sohn des Pfarrers in Steinboch geboren. Früh verwaiset, verlebte er seine Kindheit unter kümmerlichen Verhältnissen, deren Druck doch nur als Sporn zur frühen Entfaltung seiner reichen Geistesgaben diente. Unter fleissigen Studium der alten und neuen Dichter, gehoben durch die Ideale der Freundschaft, der Liebe und der Kunst, rang sich der Jüngling aus allen Schwierigkeiten seiner äusseren Lage glücklich durch bis zum Antritt des Universitätsstudiums in Leipzig, wo er, obgleich als Jurist inskribiert, von Anfang sich auf Philosophie und Theologie warf, bald aber durch die Theilnahme an der deutschen Burschenschaft ganz in Anspruch genommen wurde. Die vaterländische Begeisterung, die ihn zu einem thatkräftigen Führer dieser damals verbotenen Verbindung gemacht hatte, musste er bei der Aufhebung derselben durch siebenwöchige Kerkerstrafe und Verweisung von der Universität büssen. Er wandte

sich nach Erlangen, um seine theologischen Studien hier zu vollenden, aber ehe es zum Examen kam, wurde er auch von hier ausgewiesen, weil er bei dem allgemeinen Auszug der mit der Bürgerschaft entzweiten Studenten, die sich nach Altdorf zurückzogen, eine führende Rolle gespielt, überdies den nicht unbegründeten Verdacht erweckt hatte, Mitglied eines revolutionären Geheimbundes zu sein. Allerdings hatte er diesen unbesonnenen Schritt nur unter Vorbehalt gewisser Reformen der alten radikalen Statuten gethan, und als diese nicht durchzusetzen waren, hatte er seinen Austritt erklärt; gleichwohl sollte er später die Folgen dieser jugendlichen Uebersetzung bitter zu erfahren bekommen.

Von Erlangen ausgewiesen, wandte sich der zweiundzwanzigjährige Kandidat nach seiner sächsischen Heimat, bestand in Dresden das theologische Examen, versuchte sich auch einigemale in Predigen auf den Kanzeln befreundeter Pfarrer, fühlte aber bald, dass sein eigentlicher Beruf mehr der des Lehrers und Schriftstellers als der des Predigers sei. Da er nun auf einer von Erlangen aus in burschenschaftlichen Angelegenheiten unternommenen Reise durch Süddeutschland Land und Leute kennengewonnen hatte, so beschloss er, sich in Tübingen als Privatdozent der Theologie zu habilitiren. Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten und Hürden begann er hier, Herbst 1829, seine Vorlesungen

Über Leben Jesu und Dogmatik, die mit vielem Beifall seitens der studierenden Jugend aufgenommen wurden. Auch in den Familien der Professoren war der aufgeweckte junge Sachse ein gern gesehener Gast, und ein züchtliches Verhältnis zu einem hohschischen Schwabenmädchen schien sich eben zu einem festen Band zu gestalten, das ihn für immer mit der schwäbischen Universität verknüpfen werde: da kam plötzlich von Stuttgart der Befehl, den Dr. Hase als einen hochverräterischen Unruhe- verdächtigen Demagogen zu verhaften und nach der Festung Hebenau zu abzuführen. Es war infolge der beachtlichen Karlsbader Beschlüsse, dass die Württembergische Regierung sich zu solchem schroffen Vorgehen gegen junge Leute veranlasst sah, deren ganzes Verbrechen in der jugendlichen Uberschwänglichkeit und Unklarheit ihrer vaterländischen Ideale bestand. Acht Monate verbrachte Hase in hacter Festungshaft, getrübt nur durch sein gutes Gewissen und durch die warme Teilnahme eines zum Festungspersonal gehörigen Mädchens, das durch ihr Geplänkel hinter dem Rücken der Wachen dem Gefangenen manche einsame Stunde verkürzte. Die durch richterlichen Spruch verhängte zweijährige Festungsstrafe wurde nun zwar durch die Gnade des Königs erlassen, aber mit dem Befehle, dass Dr. Hase sofort das Land verlassen müsse. Mit seiner so hoffnungsvoll begonnenen Lehrthätigkeit in Tübingen war es also zu Ende.

Aber mit ungebrochenem Mut kehrte der junge Gelehrte nach Sachsen zurück und warf sich zuerst in Dresden, bald in Leipzig in schriftstellerische Arbeiten verschiedenster Art, gelehrte und populäre. Nachdem er sich an der philosophischen Fakultät in Leipzig aufs neue habilitiert hatte, nahm er seine Vorlesungen über Dogmatik und Leben Jesu wieder auf, die hier denselben Beifall fanden wie in Tübingen. Auch die geselligen Verhältnisse gestalteten sich nach Wunsch; insbesondere mit der Familie des Buchhändlers Härtel knüpfte sich Bande der Freundschaft und Liebe, die für das fernere Leben Hases die erfolgreichsten Folgen hatten. Eine Berufung nach Berlin an die Seite Schleiermachers scheiterte im letzten Moment an den Bedenken Altmüllers wegen der politischen Vergangenheit Hases. Dagegen wurde ihm nun von Weimar aus, unter Mitwirkung Goethes, eine ausserordentliche Professor an der theologischen Fakultät zu Jena angeboten. Er nahm sie an unter der Bedingung, dass ihm für das nächste Jahr ein Urlaub zu einer bereits geplanten Reise nach Italien gewährt werde. Diese Reise, die er in Gesellschaft seines Freundes und späteren Schwagers Dr. Härtel im Spätjahr 1830 antrat, hat er in „Briefen an die künftige Gelehrtheit“ so anziehend geschildert, dass sie unter der inzwischen

reich angewachsenen Litteratur über dieses Thema noch heute einen hervorragenden Platz einnehmen. Nach der Rückkehr aus Italien trat er im Juli 1830 die Professur in Jena an, nachdem er sich unmittelbar vorher mit der Schwester des Freundes, Pauline Härtel, verlobt hatte, die er im Herbst des nächsten Jahres in das neu gekaupte Haus in Jena heimführte.

Nun begann die Zeit der fruchtbarsten Thätigkeit des Lehrers und Schriftstellers. Mit grösster Energie warf er sich auf das neue Fach der Kirchengeschichte und brachte es durch eisernen Fleiss bald zu einer solchen Beherrschung des ungeheuren Stoffes, dass er schon 1834 die erste Auflage seines meisterhaften Lehrbuches erscheinen lassen konnte, das durch geistvolle Verbindung der Kirchengeschichte mit der Kulturgeschichte und durch feine und liebevolle Zeichnung der historischen Persönlichkeiten alle früheren Werke hierüber so weit übertrifft, dass man es als einen Meilenstein in der Geschichte dieser Wissenschaft bezeichnen kann. Auch die Lehrbücher über Dogmatik und Leben Jesu, die noch aus Hases Leipziger Zeit stammen, werden wiederholt in neuer Bearbeitung ausgegeben. Die in diesen Werken bekundete Milde, zwischen den Extremen vermittelnde Richtung im Geiste Herders und Schleiermachers, die Hase seine „theologischen Heiligen“ nannte, zog ihm Angriffe von seiten der Orthodoxen wie der Rationalisten zu; gegen beide hat er sich in Societätschriften verteidigt, die seine Ueberlegenheit über die Gegner an gelehrtem Wissen, an dialektischer Schärfe, spekulativer Tiefe und nicht zum wenigsten an geschmackvollem Stil glänzend bezeugten. Freilich wurde infolge dieser Streitigkeiten seine Stellung in der theologischen Welt auf lange hinaus eine vereinsamte, weil sowohl die Liberalen wie die Orthodoxen in ihm einen Gegner sahen. Doch konnten auch die Gegner seiner Ueberzeugungstreue ihre Achtung nicht versagen, und in aussertheologischen Kreisen fand seine geistvolle Art, das Christentum mit humaner Kultur zu verbinden, immer mehr dankbare Anerkennung.

Die Erholung von der angestrengten Arbeit der Studierstube fand Hase teils in der heiteren Geselligkeit seines stets gastfrei geöffneten Hauses, teils auf zahlreichen Reisen, besonders nach Italien; den Frühling hier zu erleben, wurde ihm zur lieben Gewohnheit, zu einem körperlichen und geistigen Bedürfnis. In Rom hat er so viele Verbindungen mit hervorragenden Persönlichkeit, mit Einheimischen und Fremden, Protestanten und Katholiken, Künstlern und Gelehrten und Staatsmännern angeknüpft, dass er diese Stadt seine zweite Heimat nächst Jena zu nennen pflegte. Und diese Vertrautheit mit der „ewigen Stadt“ trug auch für sein theologisches

Arbeiten wertvolle Früchte; nicht bloss seine Kirchengeschichte gewann dadurch an Fülle feiner und charakteristischer Detailsätze, sondern es erwuchs daraus insbesondere das nächst der Kirchengeschichte bedeutendste Werk seiner Feder, das „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche“ (1. Aufl. 1862, 2. Aufl. 1870) — ein streitbares Buch, das doch, wie die Vorrede sagt, auch gemeint ist als ein Buch zum Frieden, dessen unser Vaterland so sehr bedarf, sofern es zum einen Ziel hat die Kläglichkeit darüber, wieweit man sich anerkennen und einander aufrichtig nähern dürfe. Es hat, wie zu erwarten war, heftige Angriffe von klerikaler Seite gegen Hase hervorgerufen, auf welche dieser die Antwort nicht schuldig blieb.

Bei einem Charakter von der Ueberzeugungsstärke Hases verstand es sich von selbst, dass auch die politischen Ideale, für die der Jüngling geschwärmt und gelitten habe, von dem Manne nicht verleugnet wurden, wenn er auch zu direkter Teilnahme am politischen Leben sich nie mehr veranlaßt sah. Im Jahre 1848 war er mit der nationalen Idee der mächtigen Volksbewegung ganz einverstanden und hätte sich gern in das Frankfurter Parlament wählen lassen, konnte aber als konstitutionell Gesinnter gegen die in Thüringen damals herrschende republikanische Stimmung nicht antworten. Er reiste zweimal in jenem Sommer nach Frankfurt; als er beim Vertreter der Paulskirche erstmals die Repräsentanten von ganz Deutschland erblickte, konnte der alte Burdenschafter sich der Thränen nicht erwehren. Der baldige Untergang der hochliegenden Hoffnungen trübte ihm die nächsten Jahre so sehr, dass sogar seine sonst sehr feste Gesundheit darunter zeitweise litt. Im Sommer 1860 dankte er Gott für den Sieg Preussens, der bewährt habe, wo die wahre Kraft Deutschlands liege. Am Neujahrstag 1871 schrieb er im Tagebuch: „Das Jahr bricht an mit grossen Hoffnungen und grossen Sorgen, nachdem 1870 fast trübselige Hoffnungen meiner Jugend und meines Volkes auf-

geweckt und der Erfüllung nahe gebracht hat. Ich konnte nur in teilnehmender Betrachtung dazu stehen und einige bis jetzt geringe Opfer dafür bringen. Die Sühne sind alle drei bisher unverletzt und guten Mutes geblieben.“ Ihre glückliche Heimkehr brachte grosse Freude ins Elternhaus. Mit der Kulturkampf-Politik der nächsten Jahre war Hase nicht ganz einverstanden; er konnte die katholische Kirche zu gut, als dass er hätte an den Sieg des preussischen Staates glauben können. Aus dieser Ueberzeugung ging die Broschüre hervor: „Des Kulturkampfes Ende“ (1875) sowie ein Gutachten für den Grossherzog von Weimar über das, was der Staat nachgeben könne und festhalten müsse gegenüber der katholischen Kirche. Im Frühjahr 1879 schrieb er aus Rom: „Es sieht fast darnach aus, wenn Gott weiter Gade giebt, als wenn mein Hiersein ein wenig Einfluss üben sollte auf ein wirkliches Ende des Kulturkampfes. Auch wird meine Denkschrift von hoher Hand für Papst Leo XIII. übersetzt. In Kardinal Hohenlohes Gegenwart Verhandlung mit dem Prälaten Laurenti, dem Vertrauten Leos.“

Die Jahre der fünfzigjährigen Jubiläen der philosophischen Promotion (1872), der theologischen Professur (1880) und der Hochzeit (1881) brachten dem greisen Jubilär hohe Ehrungen von aller Seite, von Pfraten, Universitäten, dankbaren Schülern und Verehrern aus allen Ländern. Im Jahr 1883 liess er sich von seinem Lehramt entbieten, um den Rest seines Lebens der Ausarbeitung seiner kirchengeschichtlichen Vorlesungen für den Druck zu widmen. Die Veröffentlichung des ersten Bandes (1885) hat er noch selbst erlebt, der zweite war beinahe fertig, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm (3. Januar 1896). Der dritte Band ist von einem Schwiegersohn nach Notizen und Kollegheften herausgegeben worden. Das ganze Werk ein schönes Denkmal eines arbeitsamen Lebens, das dem Höchsten zugewandt, doch auch allem Menschlichen nicht fern war.

Otto Pfeifferer.

Emile Littré.

(Geb. am 11. Februar 1801 zu Paris, gest. am 2. Juni 1881 ebenda.)

[Hierzu Bildnis Nr. 171.]

O bwohl E. Littré nicht zu den bahnbrechenden, schöpferisch thätigen Männern des Zeitalters gerechnet werden kann, so hat er sich doch als Gelehrter von seltener Vielseitigkeit, als überzeugungs-treuer Bekenner und eifriger Apostel der „positivistischen“ Weltanschauung einen ehrenvollen Platz

in der Geistesgeschichte seines Landes gesichert. Der durch Comte ausgebildete Positivismus geht von dem Grundsatz aus, dass alles menschliche Denken und Streben ausschliesslich in der uns umgehenden sinnlichen Erscheinungswelt, als der einzig wirklichen, seine Gegenstände und Ziele zu suchen

habe. Zu dieser Einsicht gelangte jedoch die Menschheit als Ganzes nur allmählich.

In ihrem ersten Entwicklungsstadium, dem „theologischen“, lasse sie sich vielmehr noch ganz von dem Glauben an übernatürliche Mächte beherrschen, in dem zweiten, dem „metaphysischen“, übernehme sie spekulative Philosophie mit ihren erdichteten Begriffen die Führung der Geister, erst in dem dritten, dem „positiven“, das in der Gegenwart sich vorbereite, werde die auf Erfahrung begründete Wissenschaft unsere theoretischen Vorstellungen und unser praktisches Verhalten bestimmen. Für die Anhänger dieser Lehre ergibt sich damit von selbst die Aufgabe, den natürlichen Auflösungsprozess des theologischen und des metaphysischen Ideenkreises und der dazu wirkenden politischen und sozialen Einwirkungen durch rücksichtslose Kritik nach Kräften zu beschleunigen und auf allen Gebieten den Sieg der Vernunft und Wissenschaft über die Mächte der Autorität und Tradition herbeiführen zu helfen. In diesem Sinne nun, d. h. im Sinne eines hochgradigen politischen und religiösen Radikalismus hat wohl keiner von den Positivisten so innentätig und ausschließend gewirkt als gerade Littré. Man kann ihn von diesem Gesichtspunkte aus mit den Hauptvertretern der radikalen „Aufklärung“ des vorigen Jahrhunderts in Parallele bringen, die im Positivismus ihre Fortsetzung gefunden hat.

Littré war der Sohn eines Marineunteroffiziers, der seit 1813 eine bescheidene Stelle im Verwaltungsdienste bekleidete. Während der Vater der Knaben durch sein eigenes Beispiel an strenge und gewissenhafte Arbeit gewöhnte, erfüllte ihn die Mutter, eine begeisterte Republikanerin, schon frühzeitig mit den in ihrer Familie traditionellen Ideen des Jakobinertums. Nach Absolvierung des Lycées „Louis le Grand“ trat Littré als Sekretär in den Dienst des Grafen Daru, der sich für den sifrigen und kenntnisreichen Jüngling bald so lebhaft interessierte, dass er dem Vater unter Zusicherung seiner Unterstützung anriet, ihn weiter studieren zu lassen. Littré widmete sich der Medizin. Als er, 26 Jahre alt, unmittelbar vor dem Examen stand, starb plötzlich der Vater und liess die Familie in dürftiger Lage zurück. Zu stolz, die Hilfe anzunehmen, die ihm einer seiner Lehrer sowie auch der Buchhändler Hachette anboten, suchte Littré sich und seine Mutter durch Privatstunden zu ernähren. Die Ereignisse des Jahres 1830 rissen ihn vollends aus seiner Laufbahn. In den stürmischen Julitagen sah man ihn in den ersten Reihen der Barrikadenkämpfer, später trat er in die Redaktion des „National“ ein, wo er wegen seiner gediegenen Sprachkenntnisse hauptsächlich mit Übersetzungen aus dem Deutschen und Englischen beschäftigt wurde. Indes blieb er in dieser

Stellung nur bis 1834, denn mittlerweile lernte ein Auftrag der Verlagsfirma Baillière die Thätigkeit des angehenden Journalisten auf das wissenschaftliche Gebiet zurück. Es handelte sich um eine neue Ausgabe und Uebersetzung des Hippokrates. Schon der 1. Band, der 1839 erschien, begründete den Ruf des Verfassers und verschaffte ihm die Ehre der Mitgliedschaft der „Académie des inscriptions“, und nun begann Littré, während die Arbeit an dem begonnenen Werke noch bis 1860 fortwauerte, eine äusserst reiche literarische Produktion zu entfalten. Von seinen Veröffentlichungen im Bereiche der Medizin und ihrer Geschichte seien hier nur das „Wörterbuch der Medizin und Chirurgie“ (1844), die Uebersetzungen der Naturgeschichte des Pflinius (1848) und des „Handbuchs der Physiologie“ von Job. Müller (1851) genannt. Zum Mitglied der Kommission für die Geschichte der französischen Literatur in der obengenannten Akademie erwählt (1844), lieferte er ferner eine grosse Anzahl von Abhandlungen literaturgeschichtlichen und linguistischen Inhalts, die unter dem Titel „Histoire de la langue française“ (1862) und „Littérature et Histoire“ (1875) in mehreren Bänden vereinigt erschienen; Probestücke philologischer Gelehrsamkeit bilden die Uebersetzungen des 3. Buches der Iliade und der Danteschen „Hölle“ in mittelalterliches Französisch. Im Zusammenhange dieser Studien entstand auch der Plan zu dem monumentalen „Dictionnaire de la langue française“. Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Riesenwerkes, das 1859–1873 in vier starken Bänden erschien und dem Verfasser 15 Jahre lang eine 12- bis 13stündige tägliche Arbeit auferlegte, hat dieser selbst in seinen „Études et glanures“ (1880) einen interessanten Bericht gegeben.

Mit der Philosophie Comtes wurde Littré erst 1840 ganz zufällig bekannt, trat aber sofort voll Feuerreifer für die Verbreitung und Popularisierung der von ihm mit kongenialen Verständnis erfassten positivistischen Ideen ein. Eine Reihe bezüglicher Artikel aus seiner Feder erschien zuerst im „National“, dann in Buchform unter dem Titel: „Analyse raisonnée du cours de philosophie positive“ (1845); weiter folgten die Schriften: „Application de la philosophie positive au gouvernement des sociétés“ (1849), „Conservation, révolution et positivisme“ (1852), „Paroles de philosophie positive“ (1859), „Auguste Comte et la philosophie positive“ (1863) u. a.; seit 1867 endlich gab Littré zusammen mit Weyrouboff eine besondere positivistische Zeitschrift die „Revue de philosophie positive“ heraus.

Wie Comte selbst, so erwartete auch Littré von der Februarrevolution die Verwirklichung des politischen Ideals des Positivismus (Beschränkung des

Parlamentarismus, Regierung Frankreichs durch eine von dem Pariser Volk besetzte Centralgewalt) und damit den Anfang der positivistischen Epoche in der Geschichte der Menschheit. Als diese Hoffnung sich tüchtig erwies, wandte er sich von der vermeintlich „wissenschaftlichen“ Politik Comtes mit ihren lächerlichen Prophezeiungen und phantastischen Konstruktionen mehr und mehr ab, ebenso sagte er sich späterhin entschieden von dem revolutionären Sozialismus los und bekannte sich zu den Grundsätzen der bürgerlichen Demokratie, die er 1871 als Deputierter der Nationalversammlung und (seit 1875) als lebenslänglicher Senator vertrat. Eine unüberwindliche Schüchternheit hinderte ihn indessen, jemals in einer öffentlichen Versammlung das Wort zu ergreifen. Gegen die religiösen Fragen und Interessen verhielt sich Littré (der u. a. auch das „Leben Jesu“ von Strauss durch eine Uebersetzung in Frankreich bekannt gemacht hat) konsequent ab-

lehend, während bekanntlich Comte im späteren Alter dem Mysticismus zuneigte. Die Klerikalen widersetzen sich daher mit allen Krüften seiner Aufnahme in die Académie française, die 1869 auf der Tagesordnung stand, und eine bei diesem Anlass veröffentlichte Flugschrift des Erzbischofs Dupanloup brandmarkte den Gelehrten nebst Renan und Taine als Atheisten und Materialisten. Erst 1876 erlangte er einen Sitz in der Académie.

An dem sittlichen Charakter Littrés konnten auch seine Gegner nichts aussetzen. Eine rührende Anspruchslosigkeit und opferwillige Menschenliebe bildeten die Grundzüge seiner Natur; ein bei Vertretern extremer Anschauungen seltenes Mass von Toleranz gegen Andersdenkende bekundete er, als er sich 1879 gelegentlich des Kampfes um die Schule zur allgemeinen Ueberraschung aus Paritätsgründen gegen die gesetzliche Ausschliessung der Geistlichen aus den Schulen aussprach.

Rdm. König.

John Stuart Mill.

(Geb. am 20. Mai 1806 zu London, gest. am 8. Mai 1873 zu Avignon in der Provence.)

(Hörzu-Büchle Nr. 192.)

Von englischen Philosophen des 19. Jahrhunderts steht John Stuart Mill obenan. Sein Ruhm, anfangs so blendend wie nur je der Ruhm eines modernen Denkers, ist zwar heute etwas erblassend, und von seinen Lehren ist durch die unermüdete Minierarbeit der wissenschaftlichen Kritik manch wichtiges Bestandstück ins Wanken geraten. Aber der Geist, der sie ins Leben gerufen, die Gesinnung, die sie durchdringt, die Anregung, die sich von ihnen auf den Leser überträgt: sie haben sich als Bildungs- und Erziehungsfaktoren ohne Gleichen erwiesen. Darum darf dieser Heilige des Rationalismus, als welcher der jüngere Mill, nachdem Gladstone ihn so getauft, einforfallmal im englischen Volksgemüt fortlebt, unter der führenden Geistern des ablaufenden Jahrhunderts nicht fehlen.

Bei Mills Erziehungsgeschichte muss selbst die kürzeste biographische Notiz länger verweilen. John Vurer, James Mill, als Demar ein wichtiges Glied in der Kette der grossen englischen Erfahrungsphilosophen, unter den Geschichtsforschern durch seine Geschichte Indiens hochgeschätzt, als Nationalökonom und Publizist von beträchtlichem Einfluss auf seine Zeitgenossen, ein Mann wie aus einem Guss, dem Ganzheit im Wollen und Vollbringen als Ideal eines tüchtigen Mannes vorschwebte,

suchte nach diesem Ideal seinen aufgeweckten Knaben zu bilden. Der wissenschaftliche Drill begann nach den authentischen Zeugnissen des Sohnes in seiner Selbstbiographie schon mit bedeutendem dritten Jahre, und zwar gleich mit der Erlernung des Griechischen. Zehn Jahre alt, war er mit den klassischen Sprachen innig vertraut; in dem Verzeichnis bis dahin geleseener Dichter, Redner und Philosophen begegnen wir unter vielen anderen (Ovid, Virgil, Cicero, Livius, Plinard, Homer, Anakreon, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Demosthenes, denen sich in den nächsten zwei Jahren Aristoteles, Tacitus, Quintilian und Juvenal anschliessen. Um dieselbe Zeit (12 J.) war der kleine Universitätsgelehrte der Elementarmathematik schon vollkommen Herr, aber auch die analytische Geometrie, die Mechanik, die spätere Geometrie und die Elemente der Unendlichkeitsrechnung sind ihm altherbeits geläufig. Unablässig wird ein Wissensgebiet nach dem anderen erobert, ohne dass der junge Mill selber das Gefühl der Ermüdung verspürt hätte; aber wir wissen, dass der Knabe an dem Gegenstand jeder Lektüre sehr geringen Anteil nahm und die alten Poeten und Philosophen las, eben weil ihm die Gewohnheit, sie zu lesen und dem Wortsinn nach zu verstehen, anzuzeigen worden war. An Homer gewann er erst

— 229 —

durch Popes Uebersetzung Vergnügen. Freilich scheint jedoch sein Verständnis für die Logik. Im ganzen genommen war seines Vaters Erziehungs- methode verfehlt; nur das die den Sinn für strenge Arbeitsgewohnheiten und das Verständnis für den Wert der Zeit weckte, mag ihr als Verdienst zugute geschrieben werden. Mill hatte später selber das Gefühl, als ob er erzogen wäre, wie wenn er nur aus einem Kopf bestünde. Ja er räumt dem Vorwurf, der gegen den Bernhamismus jene radikale Denkrichtung in Philosophie, Jurisprudenz und Politik, die Jeremias Bernham zum Propheten, James Mill zum Apostel und ihn selber zum Fortbildner hatte erhoben wurde, weil er den Menschen als Raisonier- maschine betrachte, einige Berechtigung ein. John Stuart Mill hat den Fehler dieser Lehre aus eigenen Leibe gebüsst: mehr als einmal brachen Erschöpfungszustände über ihn herein, deren er nur schwer Herr wurde. Immerhin blieb ihm soviel Denk- und Willenskraft zurück, dass er der Menschheit dauernd wertvolle Dienste zu leisten vermochte.

Diese Dienste gründeten sich zunächst auf seine Arbeiten, die ich in eine theoretische und eine praktische Gruppe scheiden will. Zur theoretischen Gruppe gehören: 1. „Das System der deduktiven und induktiven Logik (März 1843)“⁴¹. Ihr auszeichnender Charakter ist die Lehre von der Induktion, d. h. von der Gewinnung derjenigen Sätze, welche die Einzelwissenschaften als ihre allgemeinsten und obersten jeweils an die Spitze zu stellen pflegen. Nach Mill ist alles Schließen ein solches vom Besonderen aufs Besondere. Es war der erste und einflussreichste Versuch, die Einzelwissenschaften durch Besinnung auf die wirklich geübten Methoden des Forschens über ihr eigenes Wesen zu klären und dadurch zu fördern. Naturforscher vom Schlage Liebig's bekannten dankbar die aus diesem Buche geschöpfte Förderung. 2. „Kritik der Philosophie von Sir William Hamilton (1866)“⁴², eine Auseinander- setzung mit der spekulativen und metaphysischen Richtung in England. In dieser Schrift entwickelt Mill seinen Phänomenalismus: Sensationskomplexe und Möglichkeiten solcher sind die letzten Bestand- teile der dinglichen Welt. Bewusstseinszustände und Möglichkeiten von solchen sind alles, was die seelische Welt bietet. Darüber hinaus wissen wir nichts und können wir der Natur unserer Erkenntnis nach nichts wissen. Daraus folgt die Bescheidung bei dem Dinglichen und Seelischen, wie es in unser Bewusstsein fällt: bei den Phänomenen. In der Forschung ist daher die Erfahrung das letzte Kriterium der Wahrheit, d. h. darüber, dass etwas existiert und wie etwas existiert. 3. Kleinere Schriften wie die über A. Comte und den Positivismus, Bernham, Coleridge, Plato, welche zur geschichtlichen

Orientierung besonders über moderne Denk- richtungen Wesentliches beitragen. 4. Die berühmte Abhandlung über den Massstab, den wir unseren sittlichen Werturteilen zu Grunde legen, und die allein schon durch ihren seither zu einem Schlag- wort gewordenen Namen „Utilitarismus“ eine Stelle in der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts ein- nimmt. In ihr führt Mill den Nachweis, dass jener Massstab die allgemeine Nützlichkeit, das „denkbar grösste Glück für die denkbar grösste Menge“⁴³ tatsächlich ist und aus psychologischen Gründen allein sein kann. All unsere Werturteile sind nach Mill anthropologisch-empirischen, nicht transzen- denten Ursprungs.

Zur zweiten Gruppe rechne ich die national- ökonomischen, soziologischen und politischen Schrif- ten. Als Nationalökonom hatte Mill durch seine „Prinzipien der politischen Oekonomie (1848)“⁴⁴ früh Weltruf erlangt. Das Buch, besonders dessen zweite, durch Mills spätere Frau Mrs. Taylor stark im arbeiterfreundlichen Sinne beeinflusste Auflage, verleiht einerseits die Lehren der Smith-Ricardo- Schule, andererseits aber fördert es eine von ethischen und sozialen Gesichtspunkten beherrschte Sozials- auffassung und Wirtschaftsorganisation. Hier wie in den nachgelassenen, 1879 veröffentlichten „Ka- piteln über den Sozialismus“⁴⁵ bekennt sich Mill zwar zu einem milden, durch eine Reihe der Reformen eingeleiteten Sozialismus (Erbschafts- und Steuer- reform; Bodenbesitzreform; Produktiv- und Kon- sumgenossenschaften), aber die Energie, mit welcher er für die Rechte der freien Individualität in der herrlichen Schrift „Über die Freiheit (1859)“⁴⁶ eintritt, zeigen ihn zugleich bemüht, die Schranken aufzu- weisen, über welche hinaus der Staat und die Ge- sellschaft keinen Anspruch an das Individuum haben. Die politische Seite dieses selben Verhältnisses untersucht Mill in seinen „Gedanken über die Parla- mentsreform (1859)“⁴⁷ und den „Betrachtungen über die Repräsentativverfassung (1860)“⁴⁸, wozu er den demo- kratischen Standpunkt vertritt, nur dass er nach einem Wahlmodus forcht, durch den die Minder- heiten vor Vergewaltigung durch die Mehrheit ge- schützt würden. Als Demokrat verlangte er auch die vollkommene politische Gleichstellung der Frau mit dem Manne, und in seiner Schrift „Die Hötig- keit der Frau (1869)“⁴⁹ erwies er sich als deren be- geisteter Emanzipationskämpfer.

Durch diese Schriften wurde Mill der kühnste und einflussreichste Vertreter einer durchaus bo- sonnenen Fortschrittsphilosophie. Er knüpft an das 18. Jahrhundert an, Aufklärung, Freiheit, Fortschritt sind auch seine Leitsterne, aber er weiss, dass die Erfüllung dieser Ideale überall an geschichtliche Bedingungen geknüpft ist. In Mill ist die Aufklärung

des 18. Jahrhunderts geschichtlich geworden; er verneint nicht bloss, er bekämpft nicht nur überkommene Lebensmächte, sondern er spürt ihren geheimen Triebkräften nach, um aufbauen zu können; um eine Lebensformel zu finden, die von Menschen für Menschen gemacht ist und einen prächtigen Optimismus ermöglicht. So ist es zu verstehen, dass dieser Erfahrungsphilosoph eine mehr als kritische, das er eine positive Religionsphilosophie hatte, wie seine Nachlasschriften aus dem Jahre 1874 (drei Abhandlungen über die Natur, den Nutzen der Religion und den Theismus) beweisen. So giebt denn, mit einem Worte, dieser Sinn

für den geschichtlichen Werdegang der menschlichen Kultur seiner aufs Positive, Erziehbare, Erreichbare gerichteten Philosophie die besondere, dem 19. Jahrhundert angemessene Farbe. Das Verständnis für die realen Lebensmächte floss Mill höchst seiner Anlage auch durch die Berufstätigkeit zu; er gehörte von 1832—1858 der Ostindischen Kompanie an, zuletzt als oberster Leiter. Von 1865—1868 war er radikales Mitglied des Unterhauses. So durchdringen sich Wissen und Wirken in Mills Leben. Er ist einer der wenigen wirklich weisen Männer dieses Jahrhunderts gewesen; ein Mann, dessen Lebenskunst auf der Höhe seines Denkens über das Leben steht.

S. Saenger.

Joseph Lister.

(Geb. am 5. April 1827 zu Upton (Grafschaft Essex).

(Hess. Bildnis No. 175.)

Die wesentlichste Grundlage der grossartigen Leistungen der Chirurgie der Gegenwart bildet neben der Einführung des Bewusstseins und Eröffnung aufhebender Mittel vor operativen Eingriffen die unter dem Namen Listersche Methode bekannte planmässige Ausschliessung der Berührung von Wunden mit Zersetzungs- und Ansteckungskeimen. Das Verfahren und der den wesentlichsten Teil davon ausmachende eigentümliche Verband tragen noch heute den Namen des britischen Chirurgen Joseph Jackson Lister, obschon die von diesem ursprünglich dafür gegebenen Vorschriften längst durch andere vertauscht sind.

Als Lister 1867 seine grundlegende Arbeit über die antiseptische Wundbehandlung veröffentlichte, war er Professor der klinischen Chirurgie in Glasgow und bereits durch eine Reihe wissenschaftlicher Forschungen in den ärztlichen Kreisen wohlbekannt.

Geboren am 5. April 1827 in Upton in der Grafschaft Essex, hatte er seine Studien in London gemacht und war dort 1847 Baccalaureus artium und 1852 Baccalaureus der Medizin geworden. Er war dann nach Edinburg gegangen, wo er 1855 Mitglied der k. Gesellschaft der Chirurgie wurde und in nahe Beziehungen zu dem berühmten Professor der Chirurgie Syne trat, dessen Tochter er später als Gattin heirathete. In Edinburg wandte er sich vorwiegend der damals aufblühenden Mikroskopie zu und lieferte zahlreiche Beiträge histologischen Inhaltes für die neugegründete Vierteljahrschrift für mikroskopische Wissenschaft. Andere Arbeiten Listers aus dieser Zeit beziehen sich auf physiologische,

andere auf Fragen der allgemeinen Pathologie; andere sind pathologisch-anatomischen Inhalts unter Anleitung an chirurgische Fälle.

Nach Uebernahme der Glasgower Professur waren die eigentlichen chirurgischen Arbeiten in den Vordergrund, unter denen zwei Monographien in Holmes' System of Surgery über Amputationen und Anästhesie (1862) die Aufmerksamkeit verdienen. Besonders interessant ist die Arbeit über Anästhesie, weil sie die Ansicht von Syne vertritt, dass man durch sorgsamste Beobachtung der Atmung die in der Narkose mitunter vorkommenden plötzlichen Todesfälle durch Chloroform völlig verhüten könne.

Weit wichtiger als diese Monographien sind Listers unter dem Titel „Neue Behandlung komplizierter Knochenbrüche, Abscesse u. s. w.“ und „Ueber das antiseptische Prinzip in der chirurgischen Praxis“ in den beiden Londoner medizinischen Wochenchriften „Lancet“ und „British Medical Journal“ veröffentlichten Aufsätze, in denen er die Begründung und die Resultate der von ihm inaugurierten neuen Wundbehandlung mittheilt.

Der von Pasteur gelieferte Nachweis, dass die Faulnis ebenso wie die Hefegärung und andere Gärungsprozesse von kleinen Wesen (Mikroorganismen) herrühren, deren Keime aus der Luft ihren Weg in Gärungs- oder faulnisfähiges Material finden, führte Lister zu der Vermuthung, dass auch die in chirurgischen Krankenkaisern damals ausserordentlich häufigen, in ihren Erscheinungen und besonders der Beschaffenheit der Wunden nach den Faulnisprozessen sehr ähnlichen, höchst verderblichen Wundkrankheiten, insbesondere der Hospitalbrand und die mit

dem Narren Pyämie oder Septicämie (Eiterfieber) belagten Wundfieber die Folge der schädlichen Einwirkung in der Luft schwabender Keime seien. Lister schloss ferner, dass gewisse Stoffe, welche die Faulnis verhindern, auch im stande sein würden, dem Eintritte der dem Faulnisprozesse analogen Verderbnis der Wunden vorzubeugen.

Da in jener Zeit die Karbolsäure als die zur Hemmung der Faulnis geeignete Substanz angesehen wurde, machte er mit diesem Stoffe, der damals in Schottland nur eine „chemische Kuriosität“ war, Versuche bei Kranken mit sogenannten komplizierten Frakturen, d. h. Knochenbrüchen, bei denen die Haut durchbrochen war und der Knochen zu Tage lag. Gerade hier war der Versuch angezeigt, weil das Auftreten schwerer Wundkrankheiten fast unausbleiblich war, weshalb manche Chirurgen, wie Syme, die Amputation des Gliedes in allen Fällen vorzogen. Die Erfolge von Listers Versuchen waren, obgleich er die Karbolsäure damals entschieden in einer den Heilungsprozess beeinträchtigenden Form benutzte, überraschend genug; keiner der in dieser Weise behandelten bekam Pyämie, und Lister hatte, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „die Freunde, diese schrecklichen Verletzungen denselben sicheren und ruhigen Verlauf nehmen zu sehen wie Knochenbrüche, bei denen keine Durchbohrung der Haut stattgefunden hatte“. In den von Lister geleiteten Sälen schwanden Rotlauf, Hospitalbrand und Pyämie, und die Sterblichkeit der grossen Amputationen und besonders der Operationen an den Gelenken nahmen beträchtlich ab.

Lister setzte seine Behandlungsweise auch in Edinburg fort, wohin er 1870 als Nachfolger Symes ging, und ebenso in London, als er 1877 als Nachfolger von Sir William Ferguson an das Kings College berufen wurde. Während seiner Glasgower Thätigkeit fand seine segensreiche Methode namentlich in England nicht die Würdigung, welche sie verdiente. Nach Edinburg aber wallfahrteten schon frühzeitig Ausländer in Menge, um das Verfahren, das dort so viele Menschen vor frühzeitigem Tode bewahrte, unter der Hand seines Erfinders kennen zu lernen, und brachten die Listersche Methode in Gang, deren brillante Resultate zuerst in Deutschland und Dänemark, später in der ganzen Welt von den namhaftesten Chirurgen bestätigt wurden.

Durchschlagend war Listers und seiner Methode Erfolg erst 1875, wo er sein Verfahren im Royal Infirmary zu Edinburg demonstrierte und dabei die Verhältnisse seiner Abteilung vorführte, wo trotz enormer Ueberfüllung in den fünf Jahren seiner Thätigkeit nur ein einziger Fall von Eiterfieber, das schon vor der Operation bestand, kein Fall von Hospitalbrand, und Rotlauf nur bei Gelegenheit einer Epidemie,

aber nicht von der Wunde ausgehend, vorkam. Auch im Auslande hat Lister wiederholt sein Verfahren demonstriert und Anhänger dafür erworben. So in New-York im Charité-Hospital (1876) und bei dem internationalen ärztlichen Kongresse in Amsterdam (1879).

Man wird begreifen können, dass sich Lister wissenschaftlich im Laufe der Jahre fortgesetzt der Antiseptik widmete. Unablässig war er bestrebt, seinen ursprünglichen Verband so zu verbessern, dass dessen Zweck, die Anschliessung von Infektionsstoffen, so gründlich wie möglich erreicht wird. Sorgfältig hat er die Vorschläge Anderer zur Verbesserung der Technik seiner Methode geprüft. Mit den hauptsächlichsten neu auftauchenden Substanzwidrigen Mitteln, stellte er Versuche an und gab Vorschriften für deren zweckmässiger Verwendung, ja er lernte 1883 selbst ein Mittel im Quecksilberzinkcyanid kennen, das das bisher als wirksamstes erkannte Sublimat übertrifft, immer dabei betonend, dass es nicht sowohl auf das antiseptische Mittel als auf die planmässige Verwendung ankomme. Einen nicht unwesentlichen Fortschritt brachte die Einführung des von Lister als Material zur Unterbindung empfohlenen Catgut (präparierter Darmsähen), das ohne Reizungserscheinungen zu machen, verschwindet. Besonderes chirurgisches Interesse haben auch Mitteilungen über eine neue, nur durch die Antiseptik mögliche Behandlungsweise des Bruches der Knie-scheibe.

Eine Reihe von Ehrenbezeugungen sind dem um die Menschheit so hoch verdienten Chirurgen im Laufe der letzten Decennien zu teil geworden. Doktordiplome wurden ihm von Edinburg, Dublin, Glasgow, Oxford und Cambridge, von Würzburg und Bologna zu teil. Die k. Gesellschaften zu London und Edinburg erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Die Britische Gesellschaft der Aerzte machte ihn zu ihrem Präsidenten. 1880 verlieh ihm die k. Gesellschaft ihre Medaille für seine Entdeckungen in der Medizin. Dasselbe that 1897 die k. Gesellschaft der Chirurgen. 1883 machte ihn die Königin zum Baronet und Neujahr 1897 wurde Sir James eine Ehrung zu teil, die bisher niemals einem Arzte in England widerfahren war, er erhielt die Peerswürde. In das Oberhaus ist er ohne die übliche Namensänderung als Lord Lister eingetreten und hat bereits in der Debatte über Impfung sein gewichtiges Wort in die Wagschale gelegt.

In britischen ärztlichen Kreisen herrschte, als Sir Joseph Lister seine Ernennung zum Peer erhalten, allgemeiner Jubel darüber. Von den leitenden medizinischen Blättern begrüßte die „Lancet“ die Ernennung als „einen augenfälligen Vorteil nicht nur für das Publikum, sondern für das Oberhaus

selbst, „in welchem es die Aufgabe des neuen Peers sein würde, „nicht hitzige Parteipolitik zu treiben, oder als Redner in den Debatten zu glänzen, sondern für die Gesundheit und das Wohl des Volkes und erforderlichen Falles des Standes, dessen Führer

und Zierde er war, einzutreten.“ „Hätte“, so heisst es weiter, „sein Plebiszit sämtlicher britischer Aerzte über die Ernennung eines Arztes zum Peer stattgefunden, die Wahl würde einstimmig auf Sir Joseph Lister gefallen sein.“

Theodor Husemann.

Honoré de Balzac.

(Geb. 20. Mai 1799 zu Tours, gest. am 19. August 1850 zu Paris.)

(Hierzu Bilds. No. 174.)

Die besonderen und kennzeichnenden Eigenarten, welche sich der realistische sitzenschildernde Roman unter dem Einflusse der ganzen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts im Bezirk des französischen Geisteslebens aneignen musste, treten klar und deutlich, mannigfaltig und reich, zum erstenmale in den Schöpfungen Honoré de Balzacs hervor. Balzac ist der Begründer einer naturalistischen Schule, die namentlich im letzten Drittel dieses Jahrhunderts bedeutsam hervorgetreten ist und der Dichtung unseres Zeitalters ihren charakteristischen Stempel aufgedrückt und sie herrschend beeinflusst hat. In seine Fusstapfen traten Gustave Flaubert, Émile Zola, und der Geist, den seine Werke atmen, hat vielfach bestimmend auf das ganze europäische Litteraturleben eingewirkt. So gehört er zu den weltlitterarisch hervorragenden Gestalten der Neuzeit, ohne die ein tieferes Verständnis für das Wesen der zeitgenössischen Kunst sich nicht erreichen lässt. Der Ausdruck Naturalismus bezeichnet natürlich nur sehr unvollkommen das Wesen des Balzacischen Romanes und der zugehörigen Richtung. Der Dichter ist auch ein ausgeprägter Typus, ein echter Spross der Geistesbildung unseres Maschinenzeitalters, und indem er es verstand, den realistischen Kunststil mit der besonderen praktisch-materialistischen Welt- und Lebensanschauung dieses Jahrhunderts zu verschmelzen, schuf er die für sich bestehende Abart des experimental-wissenschaftlichen Naturalismus, der den Unterschied zwischen künstlerischer und gelehrter Darstellungsweise zu verneinen und zu überwinden sucht und sich in den Dienst der Naturwissenschaft, der grossen Herrscherin der zeitgenössischen Kultur, stellte. Ihre Methode der strengen Thatsachen-Beobachtung, der rein-objektiven Erkenntnis der Dinge, der einfachen Wiedergabe des Wirklichen hat er für die Kunst fruchtbar gemacht. Er brachte seine Zeit und ihre Menschen auf den Soziologisch und untersuchte und beschrieb deren Aussen- und Innenleben als Arzt, als Physiologe, als Nationalökonom, Kulturgeschichtsschreiber, als Zeitungsschriftsteller. Als echter praktischer Nüt-

lichkeitsmensch des neunzehnten Jahrhunderts, im Grunde ein beschränkter Kopf, oder doch nichts weniger als ein originaler, tiefer Denker und hochfliegender Geist, zeigte er sich gleichgültig gegen höhere Idealauffassungen. Er schildert das alltagsmenschliche Leben, vorwiegend mit dem herben, trockenen Pessimismus, mit der kolossalen Satire eines Juvenal. Die Wirklichkeit will er mit peinlich genauester Treue wiedergeben; Beobachtung reißt er an Beobachtung, Einzelheit nach Einzelheit aufzählend. Aber es überwiegt in der Charakteristik doch die starre typische Gestaltung, seine Menschen wirken einseitig und übertrieben, und die ganze Art der Balzacischen Darstellung, auch die grosse Ungleichheit des Stils, weisen mehr auf eine schriftstellerische als rein dichterische Begabung hin. Der grosse Romancier hat sich seine hervorragende Stellung in der Litteratur vielleicht mehr durch seine ungeheure Arbeitskraft, seinen Fleiss und seinen eisernen Willen, als durch ein angeborenes Genie erobert. Auch diese rastlose Energie, der phantastische Ehrgeiz und Machtdrang, die ihn besaßen, lassen ihn als eine echte Cyclopaen-Gestalt des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen. Den ethisch-materialistischen Geist des Zeitalters, den walsinnigen Hunger nach Gold und Reichthumern, die brutale Genussucht, die Welt des Industrialismus und Kapitalismus hat er in scharfen grellen Zügen abgebildet, aber es steckte auch in ihm selber einiges von dieser wilden unbekümmerten Konquistadorengestinnung der Börsenbarone des Julikönigtums. Mit seinem Vater überwarf er sich, als er die juristische Laufbahn verliess und sich dem Schriftstellerberuf zuwandte. In einer Mansardenstube verlebte er ein paar schwere Jahre und schrieb, um das Leben zu fristen, unter angenommenen Namen ein paar Dutzendromane, über deren Minderwertigkeit er sich selber keiner Täuschung hingab. Die ihm eigene Neigung, allerhand grosse Geschäftsprojekte auszuhacken, durch die er rasch reich zu werden hoffte, verführte ihn, mit dem Gelde seiner Grossväter einen Verlag und eine Buchdruckerei zu begründen.

Aber so praktisch und richtig seine Gedanken waren, so sehr seine Phantasie einen genial-konventionellen Zug an sich trug, kam es zur Ausführung, dann schlug ihn der Dichter ein Schrippchen.

Das Unternehmen misglückte gänzlich, und Balzac seufzte bis in die letzten Jahre seines Lebens unter dem harten Druck seiner Gläubiger und Schulden. Denn auch nur sehr langsam und allmählich wuchs das Verständnis für ihn heran, und der grosse Rubin, der heute seinen Namen umglinzt, kam erst nach dem Tode. Mit seiner Erzählung „Le dernier Chouan“ (1830), in der er noch als Scott-Nachahmer erscheint und mit seiner satirisch wissenschaftlichen „Physiologie der Ehe“ (1830) zog er zum erstenmal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, und sein phantastisch-symbolischer Roman „Peau de chagrin“ (1831) fand bekanntlich auch noch die Anerkennung Goethes, der ihn „das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes“ nannte. Auch in diesem Werk giebt noch die Romantik den Grundton an, die Balzac überhaupt nie völlig losgeworden ist. Sie vermischte sich vielfach etwas wunderlich mit dem experimentell-wissenschaftlichen Naturalismus, die materialistisch-positivistische Weltanschauung, die in seinen Romanen zum erstenmal zum Durchbruch kommt, hindert ihn nicht, auch eine harmlose Mystik des Tischrücken und Gespensterglaubens zu bekennen. Man stasst eben bei Balzac im Grunde immer wieder auf einen etwas naiven,

beschränkten Geist, der die Gedanken des Jahrhunderts schlecht und recht aufgenommen hat, aber ein tieferes Idealleben nicht aus sich selber heraus zu erzeugen vermochte. Erst als er sich mit seinen folgenden Romanen der realistischen Sittendargestaltung des zeitgenössischen Lebens, der psychologischen Zergliederung des modernen Menschen zuwandte, schuf er die Werke, die seine Eigenart vor allem zum Ausdruck bringen: „La femme de trente ans“, eine meisterliche Darstellung des für Balzac charakteristischen Typus der liebenden Frau der gealterten Jahre, „Eugénie Grandet“, „Père Goriot“, „César Birotteau“, „Un ménage de garçon“ u. s. w. Er vereinigte sie zu einem grossen Cyklus „La comédie humaine“, welcher die Zustände Frankreichs unter der Herrschaft des Jütkönigtums, das Liebes- und Familienleben, die politischen Treiben, die Börse, die Presse, das Heer, das Leben in der Hauptstadt und in der Provinz, die städtischen und die ländlichen Verhältnisse mit minutiöser Genauigkeit schildert. Erwähnenswert sind auch die in altfranzösischer Sprache geschriebenen „Contes drôlatiques“, saftigste und derbste Hörtörchen, welche an Offenheit des Ausdrucks mit Rabelais wetteifern. Auf der Höhe seines Lebens, ein Fünfzigjähriger, mitten in der heftigsten Arbeit, aufgerieben durch Ueberanstrengung, wurde Balzac plötzlich dahingerafft, kurz, nachdem er, müde seines langen Junggesellenlebens, geheiratet hatte.

Julius Hart.

Robert Schumann.

(Geb. am 8. Juli 1810 zu Zwickau, gest. am 29. Juli 1856 zu Eutenich bei Bonn.)

Hierzu Bildnis No. 1750

Man pflegt Schumann vornehmlich als den Vertreter der musikalischen Romantik hinzustellen. Mehr jedoch als die Romantik, in der er in Weber und Schubert bahnbrechende Vorgänger, in Marschner, Spohr und Mendelssohn verwandte Zeitgenossen gehabt hat, ist das Individualistische seiner Kunst für ihn bezeichnend. Der Hang des modernen Geistes, das Ich des Künstlers rücksichtslos hervortreten zu lassen und sein Schaffen mit dem Leben aufs innigste zu verknüpfen, er tritt in der Musik zuerst bei Robert Schumann in die Erscheinung. Aus der Anschauung, die aus der Selbstständigkeit der Musik auch ihre Gesetze herleitete, flüchtet er sich zu dem Standpunkt des Alldichters, dem auch die Tonkunst nur eine Kunst des Ausdrucks ist. So wird ihm die Musik im engeren Sinne zur Sprache, in der er alles, was ihm innerlich oder äusserlich bewegt, wiederzugeben sucht.

Zwei Züge müssen wir dem Bilde unseres Komponisten noch hinzufügen: das ausgesprochen Deutsche seines Wesens, das ihn erst seinen Landsleuten recht verständlich macht, und das nach innen Gekehrte, fast frauenhaft Zarte seiner Empfindungsweise.

Verschlossen und tief innerlich wie seine Musik war auch der Charakter Robert Schumanns. Gewiss ist sein Seelenleben ein leidenschaftlich bewegtes gewesen, obgleich es nicht viel über den äusseren Verlauf seines Daseins zu erzählen giebt. Als Sohn eines Buchhändlers in dem sächsischen Städtchen Zwickau geboren, sollte Schumann, namentlich auf den Wunsch der Mutter, die juristische Laufbahn einschlagen. In seiner Umgebung fand der heranwachsende Knabe wohl vielfache geistige Anregung, aber keine rechte Förderung seiner musikalischen Begabung. Es fehlte an den rechten Lehrkräften, und Schumann war bereits 18 Jahre alt, als er

nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt in Leipzig, wo er die Universität bezog, bei Friedrich Wieck geregelten Klavierunterricht erhielt. Dagegen hatte ihm das Geschäft seines Vaters Gelegenheit geboten, frühzeitig sich eine grosse Literaturkenntnis anzueignen und sich durch Lektüre zu befähigen. Unter allen Dichtern wirkten Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann am nachhaltigsten auf seine rege Phantasie und gewannen einen bleibenden Einfluss auf sein eigenes Schaffen. Der Mutter zuliebe setzte Schumann scheinbar seine juristischen Studien fort, aber in Leipzig wie in Heidelberg, wohin er 1829 ging, trieb er wohl ausschliesslich Musik. Dort war es Friedrich Wieck, hier der geistvolle Gelehrte und Musikkenner Tiburtin, die seine Neigung fördernd unterstützten. Endlich im Jahre 1830 — der Vater war bereits 1826 gestorben — erhielt er die Erlaubnis, sich ganz der Kunst zu widmen, und nahm nun in Leipzig den Unterricht Wiecks mit verdoppeltem Eifer wieder auf, während er gleichzeitig bei Heinrich Dorn energische Studien in der Kompositionstheorie machte. Sein Ziel war die Laufbahn des ausübenden Virtuosen, und er war auf dem Wege, ein ausgezeichnete Pianist zu werden, als er sich in dem Bestreben, möglichst schnell die grösste Unabhängigkeit der Finger zu erreichen, durch gewaltsame Experimente eine teilweise Lähmung der rechten Hand zuzog. Sein Zukunftsplan war ihm damit für immer zerstört, aber das traurige Ereignis sollte für ihn und die Kunst zum Segen werden, indem es ihn ausschliesslich auf die Kompositionsaufbahn wies. Schumann begann sich ihr ganz zu widmen, und eine reiche Produktivität entschädigte ihn bald für den Verlust seiner Hoffnungen. Gleich seine ersten Werke zeigten jedoch eine so eigenartige Individualität, dass sich ihr Verständnis nur langsam und zunächst nur einem kleinen Freundeskreise erschloss. Viel schneller verbreitete sich sein Name und sein Einfluss durch die „Neue Zeitschrift für Musik“, die er im Jahre 1834 im Verein mit einigen Freunden gründete und deren Leitung er bis zum Jahre 1844 beibehielt. Schumann vertrat darin schriftstellerisch mit Nachdruck denselben tendenziösen Standpunkt, den er bewusst auch in seinen Kompositionen einnahm, und wurde dadurch bald das Haupt einer Partei. In der Fiktion der „Davidsbündler“ (Florestan, Eusebius, Meister Ranz) objektivierte er die verschiedenen Seiten seiner Individualität und zog gegen jeden Schematismus in der Kunst ebenso grimmig wie gegen die Selbstigkeit und Verflüchtung der herrschenden Geschmacksrichtung zu Felde. Nicht geringer aber waren die positiven Verdienste, die er sich um die zeitgenössische Kunst erwarb. Wie er damit begann, als Erster energisch für Chopin und Berlioz ein-

zutreten, so schloss er seine Thätigkeit, indem er mit prophetischen Worten den jungen Brahms in die musikalische Welt einführte. Schumann war ein grosses schriftstellerisches Talent; seine in den „Gesammelten Schriften“ erhaltenen Kritiken sind selbst kleine Kunstwerke, die auch da fesseln, wo der behandelte Gegenstand längst jedes Interesse verloren hat.

Von Opus 1—23 hat Schumann nur für das Klavier komponiert. Er schuf mit diesen Werken einen neuen, eigenartigen Klavierstil, der eine völlige Umwälzung hervorbesetzte; das Phantasie- und Charakterstück für Klavier mit mehr oder weniger ausgesprochenem Programm verdrängte gleichfalls eigentlich erst ihm seine Entstehung. Seine Liebe zu Clara Wieck, der genialen Tochter seines Lehrers, erschloss ihm dann die Welt des Liedes und führte ihn, indem sie den Lyriker in ihm weckte, auf die Höhe seiner Kunstschafft. Der Vater des Mädchens, um das er lange werben musste, war trotz aller Freundschaft für Schumann der Verbindung entgegen, weil die Grundlage einer gesicherten Existenz fehlte. Der Versuch, die Zeitschrift nach Wien zu verlegen und sich dort eine Stellung zu gründen, hatte keinen Erfolg. Da that Schumann nach fast zehnjährigem Warten den entscheidenden Schritt und vermählte sich im Jahre 1840 auf gut Glück und gegen den Willen des Vaters mit seiner Clara. Kein Jahr ist für den Tondichter so fruchtbar gewesen, als dieses Jahr der Erfüllung, das ihm auch äusserlich in der Verleihung der Doktorwürde seitens der Universität Jena die erste und einzige Ehrung brachte. Um diese Zeit entstanden schnell hinter einander jene Liederhefte, die sein tiefstes Empfinden offenbaren und ihn in die erste Reihe der Meister nicht nur des Liedes stellen. Der „Liederkreis“, die „Myrthen“, die „Dichterliebe“, „Frauenliebe und Leben“ sind unvergängliche Perlen der musikalischen Lyrik und haben unsern Komponisten das Herz seines Volkes erschlossen. Im Jahre 1843 entstand sein Hauptwerk auf vokalem Gebiete „Das Paradies und die Peri“; von seiner Kammer- und Konzertmusik seien das herrliche Klavierquintett (op. 44), die Streichquartette und das Klavierkonzert in A-moll als Höhepunkte seines Schaffens genannt. Seine erste Symphonie (in B-dur) schrieb Schumann im Jahre 1841; drei andere folgten, die in D-moll (1842), in C-dur (1846) und in Es-dur (1850). Bei aller Verehrung für den edlen Meister darf es ausgesprochen werden, dass es ihm trotz des sichtlichen Strebens, immer mehr der technischen Mittel Herr zu werden, nicht vergönnt war, in grösseren Formen sein Bestes zu geben. Auch die Musik zum „Faust“, so viel Schönes sie enthält, ist ungleich und steht als Ganzes nicht auf der Höhe der Werke seiner mitt-

leren Periode. Dasselbe gilt von der Gattare „Der Rose Pilgerfahrt“ und Schumanns einziger Oper „Genoveva“, die sich nicht dauernd auf der Bühne zu halten vermochte. Dagegen gehört die Musik zu Byrons „Manfred“ zu seinen reifsten und tief-sinnigsten Schöpfungen.

In Leipzig war Schumann kurze Zeit als Lehrer für Pianospiel an dem neuen Konservatorium thätig, das der von ihm so hochverehrte Mendelssohn ins Leben gerufen hatte. Leider fehlt es nicht an Beweisen, dass Mendelssohn der warmen Begeisterung seines jüngeren Kunstgenossen recht kühl gegenüberstand und seiner Richtung wenig Verständnis entgegenbrachte. So siedelte Schumann, der sich in einer Lehrthätigkeit ohnehin nicht wohl fühlte, 1844 nach Dresden über und lebte hier hauptsächlich komponierend. 1847 übernahm er die Direktion der Liedertafel und begründete im folgenden Jahre den Chorgesangsverein. Mehrfache Kunstreisen, die er mit seiner Gattin, der neuen Interpretin und Verbreiterin seiner Werke, unternahm, brachten ihm Abwechslung und steigende Erfolge, doch sorgte ein rückisches Gehirnleiden, dessen erste Spuren sich schon in der Jugend gezeigt hatten, dafür, dass er sich seines Glückes nicht lange erfreuen sollte. Einen Ruf als städtischer Musikdirektor nach

Düsseldorf war er 1850 voll froher Erwartungen gefolgt; aber schon im Herbst 1853 musste er seines Postens enthoben werden, da das Abnehmen der geistigen Spannkraft seine Stellung als Dirigent unhaltbar machte. In einem Anfall von Wahnsinn stürzte er sich im Februar 1854 in den Rhein. Er wurde zwar gerettet, doch war seine Ueberführung in eine Anstalt unvermeidlich geworden. In Ende-nich bei Bonn verbrachte Schumann noch zwei Jahre in völliger Unmündigkeit, die nur selten durch lichte Momente unterbrochen wurde, bis ihn am 29. Juli 1856 der Tod erlöste.

Dem adlen Menschen und Künstler hat die Nachwelt ein weihenolles Andenken bewahrt. Alle „süßen, nachdenklichen Seelen“, alle Gemüther, die einer schwärmerischen Empfindung fähig sind, fühlen sich innig zu ihm hingezogen. Die moderne Musik-entwicklung freilich, das ist nicht zu leugnen, ist schneller, als man vermuten konnte, über einen be-trächtlichen Teil seines Schaffens hinweggegangen. Die schönsten seiner Lieder und eine Reihe seiner hervorragenden Instrumentalwerke werden noch lange lebendig bleiben; was aber unvergänglich sein wird, das ist der Schumannsche Geist, der eine neue Saite der Tonkunst enthüllt und für immer zum Erklingen gebracht hat.

Leopold Schmet.

Maria Malibran.

(Geb. am 24. März 1808 zu Paris, gest. am 21. September 1836 zu Manchester.)

(Hierzu Bildnis No. 176.)

Unter den wenigen Sängern und Schauspielern, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, ragt die Malibran als eine der ersten hervor. Ausgezeichnet durch hohe Schönheit und begabt mit einer wunderbar umfanglichen Sopranstimme, leistete sie sowohl als Bühnen- als namentlich als Konzertsängerin so Ungewöhnliches, dass sie ihre Rivalinnen, die Pasta und Henriette Sonntag, in den Schatten stellte. Als Tochter des spanischen Tennisrieten Manuel Garcia, der in Paris an der italienischen Oper angestellt war, geboren, zeigte sie schon als Kind grosse musikalische Begabung, doch schien es anfangs, als ob sie kein Talent für den Gesang habe. Als sich aber ihr Vater seit ihrem zwölften Jahre der Ausbildung ihrer Stimme annahm, machte sie so schnelle Fortschritte, dass sie schon bei ihrem ersten Auftreten zu London als Rosina im „Barbier“ von Rossini im Jahre 1824 alle Kenner entzückte. Sie folgte hierauf ihrem Vater nach Amerika und sang in New-York mit grossem Beifall. Nach ihrer Verheirathung mit dem reichen Kaufmann Malibran

zog sie sich von der Bühne zurück, sah sich aber infolge des sehr bald einretrenden Bankrotts ihres Gatten genöthigt, ihr Glück auf neue bei dem Theater zu versuchen. Sie nahm im Jahre 1828 ein Engagement bei der italienischen Oper in Paris an, das ihr ein Einkommen von 5000 Francs für die Saison sicherte. Die Triumphe, die sie in Paris erntete, waren ebenso unerhört, wie später in Italien und England. Nachdem ihre Ehe im Jahre 1836 gelöst worden war, vermittelte sie sich zum zweiten Male mit ihrem bisherigen Reisebegleiter, dem belgischen Violoncellisten C. de Bériot. Mit ihm ging sie im April desselben Jahres nach London, wo sie das Unglück hatte, bei einem Spazierritte vom Pferde zu stürzen. Der Unfall hatte eine Gehirnerschütterung bei ihr zur Folge. Trotzdem trat sie noch in Konzerten auf, brach aber im September während der Musik-feste zu Manchester, an denen sie teil nahm, ohnmächtig zusammen und starb am neunten Tage nach jenem Vorfall, am 21. September 1836, erst 28 Jahre alt.

H. A. Liez.

— 236 —

Charles Darwin.

(Geb. am 12. Februar 1809 zu Shrewsbury, gest. am 19. April 1882 zu Down.)
[Hierzu Bildnisse No. 177 u. 178.]

Durch das Denken der Menschheit zieht sich ein uralter Gedanke. Er knüpft an bei zwei unverkennbaren Grundthatssachen der Welt. Die eine ist der ewige Wandel, die unablässige Veränderung der Dinge in der Zeit. Die andere ist das Bestehen gewisser grosser Gesetze, die, selbst unverrückbar, uns aus der sichtbaren Natur entgegenreten. Aus diesem doppelten Anblick erwächst der Gedanke einer natürlichen Entwicklung. In den Reifen ebener Naturgesetze geschmiedet, steht der Lauf der Dinge doch nicht still. Diese Naturgesetze selbst treiben vorwärts. Es findet eine „Entwicklung“ statt. Aber sie bleibt eine „natürliche“, da ihr treibender Nerv nicht aus dem Rahmen des Gesetzmässigen der Natur herausfällt, sondern gerade in ihm erst recht mit beschlossen erscheint.

Seidem es eine Naturforschung giebt und seitdem es eine Philosophie giebt, ist dieser Gedanke nicht wieder zur Ruhe gekommen. Aber wie jeder grosse Menschheitsgedanke, hat er selbst seine Stationen eigener Entwicklung durchzumachen gehabt. Ueber der antiken Welt stand er wie eine Vision. Eine Weile war es dann, als habe der Nebel ihn verschlungen. Aber in der gewaltigen Zeit zwischen Copernikus und Newton, als das „Naturgesetz“ als solches in der Gedankenwelt der Forschenden seine Auferstehung feierte, kam auch die Idee der Entwicklung zurück. In den Tagen Kants hatte sie die anorganische Welt dauernd erobert. Man liess ein natürliches Werden zu für den ganzen Erdball, für die Sonne, für das System der Sterne bis zum fernsten Nebelfleck. Aber noch scheute man zurück vor der ungeheuren Erweiterung ins Lebendige hinein: vor dem höchsten Gedanken, dass auch die Pflanze das Ergebnis einer natürlichen geschichtlichen Entwicklung sei, — auch das Tier, — schliesslich der Mensch. Dieser letzte Schluss blieb dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten. Darwin hat ihn vollzogen.

Diese Rolle in einer Ideenbahn, die über Jahrtausende herauf kommt, macht es unmöglich, Darwin in einer Reihe zu werten mit den andern grossen Naturforschern des neunzehnten Jahrhunderts. Es haltet an ihm über die engere Leistung hinweg etwas schlechthin Einzigartiges. So steht Columbus in der Geschichte der Geographie: er hat nicht bloss entdeckt wie andere auch, — er hat eine „neue Welt“ gefunden. So steht Copernikus in der Astronomie: er hat die Erde aus ihren Angeln gerissen. Mit Darwin beginnt nicht irgend ein neuer Wissens-

zweig im gewöhnlichen Sinne: — es beginnt eine neue Auffassung des Menschen überhaupt. Auch der Gegner aller seiner engeren Meinungen muss heute, vierzig Jahre nach seiner entscheidenden That, zugeben, dass mit ihm eine neue Epoche des philosophischen Denkens einsetzte, — wie man vierzig Jahre nach Columbus zu begreifen begann, dass dieser kleine Vertreter enger spanischer Interessen den Schleier von einer zweiten Erdhälfte gelüftet habe.

Darwin ist an demselben Tage geboren worden wie Lincoln, — als Sohn eines wohlhabenden englischen Arztes, unter einem sehr glücklichen Stern, was unsere Verhältnisse anbelangte. Sieben Jahre vorher war sein Grossvater heimgesangen, Erasmus Darwin, Naturforscher und Dichter, der eigentümlicher Weise selbst schon dem Gedanken einer natürlichen Entwicklung auch des Lebendigen auf Erden in seiner Weise — wenn auch mehr dichterisch intuitiv — gebuhldigt hatte.

Wenig fehlte, so wäre auch der Ekel gar nicht in die naturwissenschaftliche Fachforschung hineingeraten. In seiner Erziehung herrschte keinerlei Zwang, weder materieller noch geistiger; aber es ging, wie es gerade dem ganz grossen Genie oft geht: der junge Mann konnte seinen Beruf zunächst nicht klar erkennen. Der Knabe sammelte mit Leidenschaft Käfer und Schmetterlinge, und das gab dem Vater die Hoffnung, es wachse in ihm ein tüchtiger Mediziner heran. Zwei zwecklose, ergebnislose Studienjahre in Eölnburg erwiesen diese erste Meinung als Irrtum. Und so wird aus dem Mediziner ein Theologe, zunächst auch nur als Student, drei Jahre lang, seit 1827, in Cambridge. Abermals im Ziel eine verlorene Zeit! Nicht dass ihn religiöse Skrupel aus der Bahn gedrängt hätten; aber es regte sich nun doch und gerade jetzt mit elementarer Wucht die eigentliche Naturgabe in ihm: der Naturforscher in einem viel weiteren Sinne, als es das Wort Arzt umspannt. Ein glücklicher Zufall half nach. Henslow, damals Professor der Botanik in Cambridge, ein Mann von unbegrenztem Wohlwollen und zugleich von Einfluss, interessierte sich für den unzufriedenen jungen Theologen, der eigentlich nach wie vor Vögel schoss und Insekten sammelte, anstatt sich in die Kirchengeschichte zu vertiefen. Henslow drängte mit sanfter Energie dahin, dass aus dem Sammler und Jäger ein wirklicher Beobachter und Forscher würde. Sobald dieser entscheidende Umschwung sich vollzogen, fiel das Theo-

logie-Studium wie eine lose Larvenhülle von selbst ab. Und im wichtigsten Moment dann gab Henslow ein Letztes hinzu, das den neuen Forscher unmittelbar gleichsam in eine Feuerprobe wart: er vermittelte, dass Darwin, zweiundzwanzigjährig, als wissenschaftlicher Reisebegleiter an der grossen Weltfahrt des englischen Schiffes „Beagle“ teilnehmen dürfe.

Die Expedition des „Beagle“, ursprünglich von der englischen Regierung bestimmt zu Vermessungszwecken an den Küsten von Südamerika, gestaltete sich im Verlauf der fünf Jahre, die sie dauerte (1831 bis 1836), zu einer wahren Weltumsegelung, unendlich reich an romantischer Abwechslung wie an wissenschaftlicher Anregung für einen geeigneten Kopf. Diese fünf Jahre wurden im eigentlichen Sinne Darwins Lehrjahre, die ihn auf sein Fach einschulten. Als unsicher tastender Student zog er aus, als reifer, sicherer Meister kam er zurück. Man begreift aber, was das jenseits der subjektiven Erregung für eine Leistung war, wenn man sich vergegenwärtigt, dass diese Reise heute noch unter den wissenschaftlich bedeutenden des neunzehnten Jahrhunderts hinsichtlich der Grösse ihrer Anstrengung nahezu obenan steht. Und das, wenn man von gewissen geographischen Details der Küstenvermessung absteht, durchaus nur durch die Arbeit ihres einzigen Naturforschers an Bord: Darwins. Neben zoologischen Ergebnissen sind es besonders geologische, die in Betracht kommen, und damit ist schon rein äusserlich auch gegeben, dass der junge Darwin sich in mehrere Fachzweige zugleich eingearbeitet und darin zur Meisterschaft durchgearbeitet hatte. In glänzendster Weise, die ihm sofort einen überaus soliden fachwissenschaftlichen Ruf verschaffte, entzückte er auf der Reise die damals noch fast unerforschte Geologie von Südamerika. Und mit einer Kombinationsgabe, die über die schlichte Thatsachenbeobachtung hinaus das Gebiet des eigentlich Genialen, des grossen „Naturforscherblicks“, berührte, löste er das Problem der Entstehung der Korallenriffe im Stillen und Indischen Ocean.

Als Darwin im Oktober 1836 nach England zurückkehrte, schien ihm selbst der Stoff unendlich, den die Reise angeblüht. Viele Jahre, vielleicht den Rest seines Lebens, schien die gelährte wissenschaftliche Verwertung zu beanspruchen. Es ging ihm wie dreissig Jahre früher Alexander von Humboldt. Und mit ähnlicher Energie wie dieser warf er sich auf die Arbeit. Die Besten in der zeitgenössischen englischen Wissenschaft halfen ihm bereitwillig. Sie erkannten ihn alsbald selber als einen Besten an. Zuerst erschien das Tagebuch der ganzen Reise (1845), ein ebenso schlichtes wie reiches Buch, das heute noch in unverwundlicher Frische das steht. Dann in fünf Bänden die zoologische Ausbeute, mit Fach-

genossen bearbeitet. Endlich in den vierziger Jahren drei geologische Werke, ganz aus Darwins Feder und ausschliesslich in Darwins Geist. Keine Rede mehr von einem Schwanken hinfort im Beruf. Die Naturforschung war jetzt Liebe und Pflicht zugleich.

Und doch: inmitten so strenger Facharbeit und so unverkürzter Fachenerfolge rang und garte noch etwas Besonderes in ihm, etwas, das ihn, wie damals wenigstens die Fachwissenschaft im ganzen stand, über kurz oder lang doch noch einmal in einen gewissen scharfen Gegensatz zu allem „Fach“ bringen musste. Darwin hatte von seiner Reise eine ketzerische Idee mitgebracht. Er glaubte nicht mehr an die sogenannte Konstanz der Arten im Tier- und Pflanzenreich. Der offiziellen Wissenschaft in den dreissiger und vierziger Jahren des Jahrhunderts war das noch absolutes Dogma. Jede Tier- und Pflanzenart war einzeln für sich entstanden, — einmal, lebte man, weder heute noch in den vergangenen Epochen der Erdgeschichte hatte eine wirkliche „Entwicklung“, eine Umwandlung der Arten aus niederen zu höheren stattgefunden. Hier wurde nun für Darwin entscheidend, dass er von der Geologie ausging. Als er die Reise antrat, kündigte sich eben in dieser Geologie ein einschneidender Umschwung an. Die Lehre Lyells löste die Lehre Cuviers ab. Cuvier hatte an wüste Katastrophen am Ende jeder erdgeschichtlichen Epoche geglaubt, an oft wiederholtes Zerstören und Neuschaffen. Lyell trat für ruhige Entwicklung der Dinge ein, für langsame Veränderungen ohne jede Unterbrechung. Allerdings dachte Lyell dabei nur an die tote Erdkruste: an Wasser, Gebirge, Landverschiebungen. Es lag aber nahe genug, auch für die Tier- und Pflanzenwelt sein Prinzip im Gegensatz zu Cuvier anzuwenden. Darwin, auf der Reise zu Lyell bekehrt, zog die Konsequenz, die der Meister selbst noch nicht sah.

Als er in demselben Lande, das heute allein von allen der Erde Gürteltiere lebend besitzt (Amerika), aus alten Lehmstücken längst vergangener Tage die versteinerten Reste eines heute verschwandenen Riesengürteltiers grub, blühte ihm der Gedanke auf: auch in der Tierwelt ist die Vergangenheit die wahre Vorstufe der Gegenwart im Sinne einer fortlaufenden Umwandlung und Entwicklung. Als er auf der Galapagos-Insel eine lebendige Tierwelt fand, der an der Süte geschrieben schien, dass sie einstmals von dem nahen Festlande von Amerika herübergekommen sei, die aber doch sich für das Leben auf den Inseln im ganzen und sogar für jede Insel wieder im besondern gleichsam individuell verändert zeigte gleich einer Reihe von Varianten zu einem grossen Ur-Thema: da riss es ihn mit wie eine Sturzflut, die „Arten“ konnten nicht konstant sein, es gab eine Möglichkeit der Um-

gestaltung einer festen Art erst zu kleinen Varianten, dann zu immer grösseren, endlich zu einer absolut neuen Art. Und so mochten seit Jahrmillionen die Formen in einander übergegangen sein, von niedrigsten Anfängen zu den höchsten von heute empor, — alles im Bann der einfachen Naturgesetze, die auch sonst das Weltall und die Erdkugel und Berg und Thal auf dieser Erde gebaut.

Es war der Lebensgedanke Darwins. Und im stillen hat er ihn auch sofort sein Leben geweiht. Nur dass für die Welt erst tatsächlich noch mehr als zwanzig Jahre vergehen sollten, ehe sie davon erfuhr. Mancherlei Umstände wirkten hier mit. Eben erst durch die anderen Reiseresultate als Fachforscher von Ruf anerkannt, fühlte Darwin eine begründete Scheu, jetzt rasch und unartig mit einer Theorie vorzubrechen, die selbst die wohlwollendsten Berufsgeossen damals nur als dilettantische Spielerei belächelt hätten. Musste sich doch Lyells eigene geologische Anschauung zunächst erst durch zwei Jahrzehnte ganz langsam ins allgemeine wissenschaftliche Bewusstsein hineinkämpfen. Und dieser Lyell hätte mindestens im ersten Jahrzehnt noch die kühne Folgerung seines Schülers selbst als Phantasterei abgelehnt! Dann war sich Darwin innerlich noch nicht klar genug. Zuerst fehlte ihm das „Wie?“ der Entwicklung. Dass Arten sich verwandelten, stand ihm fest. Aber er suchte nach der Mechanik dieser Umwandlung, nach engeren Gesetzen, aus denen sie logisch in jedem Einzelfall folgen musste. In den ersten Jahren dahem fand er dann die sogenannte Theorie der „natürlichen Zuchtwahl“. Er bemerkte, dass Landwirte, Tauben- und Hundezüchter seit alters in der Praxis mit einer gewissen Biessamkeit der Tier- und Pflanzenarten einfach rechneten. Der Mensch, sah er, wüsste gewisse Rassen, beispielsweise bei Tauben oder Hunden oder Rosen, systematisch zu erzielen, indem er eine bestimmte künstliche Auslese übe, aus vielen kleinen zufälligen Varianten immer die günstigsten auswähle und zur Weiterzucht verwende und so schliesslich, wenn schon nicht ganz neue Arten, so doch mindestens Ansätze zu solchen in Gestalt neuer und seltener, in der freien Natur so nicht vorhandener Kulturrasen erzeuge. Deutlich zeigte sich hier schon, dass die vermeintlich „konstanten“ Lebensformen eigentlich blossam wie Wachs in der Hand eines energischen Meisters seien. Aber wer spielte in der freien Natur, fern von allen Gärtnern und Tierzüchtern, seit Jahrmillionen die Rolle dieses Meisters? Eines Tages kam Darwin die Idee, es müsse der unbehinderte Konkurrenzkampf der Lebewesen auf Erden, der tatsächlich ja seit Jahrmillionen todt die dunkle Naturmacht sein, die den „Meister“ abgibt. Dieser Kampf zahlloser Individuen um die

Existenz auf relativ beschränktem Raum übe ebenfalls eine beständige Auslese, die unbilliggeblechtere, weniger angepasste Varianten ausmerze und bessere weiterzüchte. Kerngedanke war einfach: das Gute hält sich, das Schlechte geht unter. Da aber die ganze Erde sich ändert, sich beständig „entwickelt“, so werden die Anforderungen immer wieder andere, auch das scheinbar fest errungene „Gute“ wird immer und immer wieder auf Minderbares durchgesiebt: die Auslese kommt nie zu Ende, eine ewige Entwicklung auch im Lebendigen erscheint als Resultat, in der die „Arten“ bloss Momentstationen sind, die der „Kampf ums Dasein“ heute als „Bestes“ herausgesiebt hat, die er aber morgen selber abermals in die Mühle werfen wird.

Die Debatte über die Tragweite dieses Gedankens ist heute noch nicht geschlossen. Sicher aber ist, dass er für das Entwicklungsproblem innerhalb des Lebendigen wie eine Erlösung wirkte. Es war der erste Lichtstrahl in ein Nachgebiet von bisher absoluter Schwärze. Auch hat keine weitere Debatte die innere Logik der einfachen Grundformel an sich je wieder antasten können.

Wo noch Kant daran gezweifelt hatte, dass wir jemals die Zweckursache ohne eingreifende Intelligenz rein aus den Naturgesetzen selbst logisch entwickeln könnten: — im Bereich des Lebendigen, der zweckmässig angepassten Organismen auf Erden, — da warf die strophale Logik dieses Darwinschen Gedankens die stärkste Mauer um und bannte das Zweckmässige für ein unabweikbares Gebiet auch hier gänzlich in den Rahmen der streng naturgesetzlichen Wirkung, zu der es keiner Nebenregierung bedurfte.

Ein Anderer würde einen so originalen Gedanken, einen der originalsten des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, schon aus Ehrgeiz und um der Priorität willen unverzüglich veröffentlicht haben. Darwin beschloss, ihm erst das Schwergewicht einer wissenschaftlichen Beweisführung anzuhängen, die schon in ihrem rein räumlichen Umfange nicht minder original und einzig dastehen sollte, wie der Gedanke selbst. Er plante ein mindestens fünfbändiges Werk. Natürlich brauchte das wiederum Jahre, wenn nicht Jahrzehnte. Die körperlichen Strapazen der Reise und vielleicht mehr noch die geistigen bei der Ausarbeitung der Reisergebnisse hatten seine Gesundheit untergraben. Eine chronische Magerlähmung, die in vierzig Jahren nie mehr ganz geloben wurde, machte aus dem gesundheitsfrohen Weltenwanderer in jähem Umschwung einen armen Dulder. Nur durch eiserne Regelung seines täglichen Lebens in Diät und Rationierung rettete er sich so weit, dass er täglich eine kurze Zeit geistiger Thätigkeit widmen konnte und, wunderbar genug, unter unaufhörlichen Leiden sogar ein alter Mann bis an die Mitte der

Siebziger geworden ist. Unter diesen Umständen ritzte das riesenhafte Lebensbuch natürlich noch langsamer vor. Kaum dass ein paar Freunde davon erfahren. Die Öffentlichkeit blieb geradezu in der Täuschung, dass Darwin sich für den Rest seiner Bahn ausschließlich engsten zoologischen Detailstudien, die jeder Theorie fern standen, zugewendet habe. Denn es erschien in die ersten fünfziger Jahre hinein aus seiner Feder ein mehrbändiges ausgezeichnetes Fachwerk für den engsten Kreis, eine Naturgeschichte der sogenannten Rankenkrebse. In Wahrheit war dieses Werk eigentlich nur ein Nachtrag zu den Reiseergebnissen, allerdings ein so tiefgründiger, dass er dem Autor allein den Ruf eines ausgezeichneten Forschers — diesmal eines Zoologen — hätte verschaffen können. Darwin wohnte in dieser Zeit schon in Down, in ländlicher Einsamkeit, obwohl der Weltstadt London so nah, dass man ihren Rauch am Horizont sah. Als er später so ganz weltberühmt wurde, wurde der kleine Ort, den er nie wieder dauernd verlassen hat, es gewissermaßen mit, und man kann sich die Person des weisbürtigen Denkers, wie ihn die Generation von Sechzig und Siebzig kennen lernen sollte, nicht mehr anders vorstellen, als mit dem Hintergrund der englischen Feldlandschaft da draussen, zwischen kleinen Eichenwäldchen und Hügeln mit gelbem Ginster und rotem Heidekraut. Dort sass er später wie ein weißer Patrifisch, umgeben von einer blühenden Familie, aus der zwei Söhne abermals angesehene Naturforscher geworden sind.

Wäre aber Darwin hier in seinem Down mit acht- oder neunundvierzig Jahren seinen Leiden erlegen, so wäre die Welt höchstwahrscheinlich gerade um das bei ihm gekommen, was seinen Namen den Weltklang gegeben. Das Wichtigste, Wesentliche, was er der ganzen Welt und nicht bloss den Fachgenossen zu sagen hatte, wäre von dem Schicksal bedroht gewesen, in einem Wust ungeordneter handschriftlicher Notizen für immer verloren zu gehen, ohne dass eine Zeile veröffentlicht war. Sein eigener Wunsch war auch gegen Ende der fünfziger Jahre des Jahrhunderts noch immer, den genialen Riesenbau seiner eigenlichsten und liebsten Gedanken jedem profanen Blick zu verbergen. Aber es war, als wenn die silgeniac Entwicklung des menschlichen Denkens selbst das jetzt nicht mehr länger duldet. Was dreissig Jahre früher ganz und gar noch nicht angelegt gewesen war, trat jetzt sichtbar in Kraft: in der ganzen geologischen, botanischen und zoologischen Forschung lag der Entwicklungsgedanke jetzt, um das Jahr 1858, wie eine dräuende Frage in der Luft; man hielt sich noch die Ohren zu und meinte, es werde keiner den Mut finden, zu fragen; aber schon ging es wie ein Scherben den

Dingen voraus und dem geschickten Frager konnte alles zufallen. Eine Unmenge einzelner Thatsachen aus den Gebieten der Paläontologie (Lehre von den versteinerten Resten früherer Lebewesen), der vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Embryologie (Lehre von den Keimformen der Tiere und Pflanzen) und so weiter waren in den letzten dreissig Jahren aufgethaut worden, die alle nur auf ein einziges Wort zu warten schienen, das wie das Sesam des Märchens den Berg spalten sollte, das Wort „Entwicklung“. Lyells Lehre hatte auf der ganzen Linie gesiegt und ebnete von geologischer Seite den Weg. Es war bloss der rechte Wissende nötig, der alles in einen Brennpunkt zusammenfasste und dann noch dem Chaos das Lichtwort einer eigenen genialen Idee biontufte. Kein Zweifel, dass Darwin diese Idee besass, abgesehen davon, dass er hinsichtlich des Wissens geradezu an der Spitze der ganzen zeitgenössischen biologischen Forschung stand. Gleichwohl musste ein fast romantischer Zufall erst die Lawine ins Rollen bringen.

Ein jüngerer Forscher, Wallace, geriet unabhängig auf die Zuchtwahl-Theorie. Die Priorität des wichtigsten Gedankens schien bedroht, wenn Darwin noch länger zögerte. Er selbst hatte einen Moment den Edelmut, dass er Wallace freiwillig den Vorrang lassen wollte. Aber Freunde beider, die den Sachverhalt kannten, wie Lyell, drangen in ihn, der Wahrheit in noch höherem Sinn die Ehre zu geben, damit sich das echte geschichtliche Bild nicht verwüre. So gab er in derselben Sitzung einer Londoner Fachgesellschaft, in der Wallaces Abhandlung verlesen wurde, einen Vorbericht über seine eigenen Forschungen. Es war am 1. Juli 1858. An dem Tage ist der „Darwinismus“ als öffentliche Frage geboren worden. Im November des folgenden Jahres erschien dann das entscheidende Buch: „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“.

Es war nicht das fünf oder sechs Bände starke Riesenwerk, das Darwin geplant hatte. Er selbst nannte es einen vorläufigen Auszug. Aber vielleicht lag gerade in der Improvisation, wie so oft, ein glücklicher Zauber. Die Grundzüge der Lehre standen jedenfalls alle darin. Seit dem Tage seines Erscheinens war es für logische Köpfe nicht mehr möglich, an der allgemeinen Thatsache einer Entwicklung im Bereich des Tier- und Pflanzenlebens zu zweifeln. Dieser kleine Band — es war nur einer geworden — erdrückte. Schlicht, wie der Stil war, riss er doch durch eine juristische Schärfe der Beweisführung fort. Heute, wo die Ideen alle längst einzeln in Jedermanns Munde sind und die Mehrzahl der Materialien in ähnlicher Zuspitzung in jedem Lehrbuche steht, entzückt das Buch noch immer

seiner ganzen Komposition nach wie eine der grössten logischen Geistesarbeiten seines Jahrhunderts. Die Reife von dreissig Jahren steckt darin, ein ganzes Denkenleben. Und hinter alledem dann das ungeheure Brausen jener Melodie, die aus Jahrtausenden kam und hier endlich Sturm wurde. . . .

Mit dem Erfolge dieses Buches, einem wahren Welt-Erfolge, stand Darwin auf der Sonnen-Höhe seines Lebens. Noch aber sollte ihm vergönnt sein, fast ein Vierteljahrhundert sich dieses Erfolges zu erfreuen. Bescheiden wie er war und im Licht wie im Schatten können der gleich gewissenhafte Arbeiter, hat er wohl am meisten an dieser langen Nachfrist geschätzt, dass sie ihm erlaubte, schliesslich doch nach seinem Werke noch den wahren Umfang zu geben, den er so lange trümmte. Neun Jahre nach der „Entstehung der Arten“ folgte in zwei dicken Bänden die eigentliche Materialsammlung zur Zuchtwahl-Lehre: Das „Verzieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation“ (1888). Nochmals drei Jahre später kam die „Abstammung des Menschen“, die den grossartigen und philosophisch wichtigsten Schluss aus dem ganzen Abstammungsprinzip mit schlichter Kohärenz zog. Zu diesem (ebenfalls in der Darstellung wieder ganz meisterhaften) Werke bildete dann noch eine Ergänzung der 1872 veröffentlichte Band über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“. Damit konnte das ursprüngliche Programm wirklich zur erschöpft gelten. Wie die fünf Bände heute vorliegen, stellen sie tatsächlich ein grosses einheitliches Werk dar: ein Einleitungsband mit der runden Theorie und vier Bände Exkurse und Materialien.

Das Ganze erscheint als persönliche Leistung um so bewundernswürdiger, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein Kranker, der in vierzig Jahren keinen ganz gesunden Tag gehabt hatte, es verfasst hat. Die Bewunderung muss aber ihre volle Höhe erst erreichen, wenn man dazu nimmt, dass dieser alternde kranke Mann gerade in diesen erregtesten letzten zwanzig Arbeits- und Kampfesjahren noch neben der Hauptarbeit ein für ihn wie zumeist auch alle andern ganz neues Gebiet der exakten Spezialforschung selbständig eröffnet hat. Es war das Gebiet der, man möchte wohl zusammenfassend sagen (obwohl der Ausdruck biegsam ist) aktiven Lebenserscheinungen der Pflanzen. Also jedenfalls ein Gebiet aus der Botanik, einem dritten Wissenszweige neben der Geologie und der Zoologie, die beide schon dem Darwin vor der Epoche des „Darwinismus“ ausgezeichnete und von jedem anerkannte Fachwerke verdankt hatten. Zwar herthete schon die Entwicklungs- und Zuchtwahl-Theorie die Botanik reichlich ebenso wie die Zoologie. Aber darüber hinaus bot Darwin jetzt verhältnismässig

spät noch nicht weniger als drei unabhängige Studien für Botanik im engeren, drei Studien, von denen jede gleichsam ein Thor aufries und zu den genialsten Forderungen gehört, die der neueren speziellen Botanik überhaupt zu teil geworden sind. Die eine Studie entzweite im Anschluss an vergessene Verarbeiten Sprengels vom Ende des vorigen Jahrhunderts endgiltig das grosse Geheimnis der kreuzweisen Befruchtung der Blüten durch die unabsehbare Beihilfe der Insekten und die Anpassung der Blüten in ihrem Bau an diese Insektenhilfe. Die zweite legte die Thesen fest, dass es wirklich „insektenfressende Pflanzen“ gibt, die Insekten fangen, töten und regelrecht verdauen. Die dritte endlich befasste sich mit dem überaus seltsamen, noch heute nicht völlig aufgeklärten Phänomen der eigenen Bewegungen der Pflanzen, insbesondere der Kletterpflanzen. Mit diesem seinem Ruf als Botaniker ersten Ranges, den er sich nach als alter Mann und gleichsam im Nebenverdienst aus Mussestunden jenseits der Hauptarbeit erwarb, näherte sich Darwin unverkennbar dem Ruhm des Polyhistor in der Naturforschung vom alten Schläge, dessen Ehrgeiz es noch gewesen war, alle drei Reiche der sogenannten engeren Naturkunde: Tier-, Pflanzen- und Steinkunde zu beherrschen. Bloss dass es heute, im unabwehrbaren Arbeitsfelde moderner Forschung, noch eine ganz andere Leistung war, so auf drei Sondergebieten wirklich als originaler Kopf und Pflöndler voran zu gehen.

Darwins letzte Jahre waren mehr und mehr durch körperliche Leiden getrübt. Wohl erlebte er, wie sein Stern küsserlich immer höher und höher stieg. Zu ihm, der mit seiner äthnischen Idee so viel Kampfstoff in das letzte Drittel des Jahrhunderts geschleudert, sah im letzten Jahrzehnt seines Lebens die aufwachsende Forscherjugend wie zu der Inklaration aller irdischen, eisernen und irdischen Wahrheitsforschung empor. Und wie ein Mann des Friedens stand er zugleich über all dem Zeitesturm. Imitten der wildesten Polemik, der heftigsten Antärdungen, der denkbar schwersten Debatten hatte es sich ertülich denn doch bei Freund und Feind rundgesprochen, dass eine Forschergestalt auch von solcher Lauterkeit des Charakters schlechtweg einzig und das erhabenste Vorbild des ganzen Jahrhundertendes sei. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man Darwin, der wohl die schärfste Polemik von allen Naturforschern vielleicht seit den Tagen Galleis durchzukosten hatte, den Kranz erteilt als dem edelsten und ehrwürdigsten Vertreter geläuterter Toleranz und dem Manne, der gerade auf dem polemischen Gebiete, sei es als Angreifer, sei es als Verteidiger, nie um eines Fingers Breite von den ethischen Forderungen recht ädelsten

Menschentums abgewichen ist. Er selbst befasste sich ungern mit Fragen der spekulativen Philosophie oder er ging wenigstens festen Antworten aus dem Wege. Aber es ist kaum eine Zeile in seinen Hauptwerken, in denen man nicht durchfühle, dass er sich immer der Verantwortung bewusst war, mit seinen Forschungen, auch denen von scheinbar exakter Art, eine neue Weltanschauung ins Rollen zu bringen. Das machte ihn gross vor jeder kleinsten Frage, gross und tolerant. Er wusste stets, dass nicht alle so denken könnten wie er, dass seine Ideen erst langsam einzuwachsen müssten, dass die Mehrzahl der Menschen erst den rechten Standpunkt dazu finden müsste, wo sie logisch sich vertugten mit dem Heiligsten, was der Mensch hat: mit den tiefen ethischen und intellektuellen Besitztümern der Weltanschauung. „Ich habe gethan, was ich konnte!“ war sein Wahlspruch. Das verlangte er auch von den andern, die nach Wahrheit und Liebe rangen, nichts weiter. Die schliessliche Einigung war Zukunftswerk, Werk der Entwicklung selbst, sie konnte jedenfalls nicht erzwungen werden. Besonders in seinen Privatbriefen und memoirenhaften Aufzeichnungen tritt diese menschliche Grösse, die über allen Parteien stand, mit förmlich strahlendem Lichte hervor. Im Kern aller Dinge war er Zeit seines Lebens immer ein warmer Gemütsmensch, er, von dem man so oft gemeint hat, dass er mit harten Lehren die Welt hart und von Ideen abgewandt

gemacht habe. Selbst sein Glaube an den tierischen Ursprung des Menschen kam bei ihm wie gelöstert aus dem innersten Gemüthe hervor. Das Tier, das Lebendige jeder Art war ihm etwas Heiliges. Mit liebevollem Gemüthsauge sah er die Pflanze, den Wurm, den Affen an. Warum sollte der Mensch nicht aus diesem Bereich stammen? Sein Mitleid kannte keine Grenze zwischen dem Pferde, das der Kutscher misshandelte, und dem Menschen, der als Sklave litt. An dieser innerlichsten Thatsache setzte dann sein Verstand ein und trieb die grosse Blase, die wir kennen. Ein Verstand, der den Menschen vom Tier trennte, bedeutete ihm einen Konflikt mit dem Herzen, — nicht umgekehrt.

Darwins letzte Arbeiten galten einem Akte der Pietät: der Sammlung biographischer Notizen über seinen Grossvater Erasmus, und einem halb zoologischen, halb geologischen Stoffe, dem er noch ein reizendes, jugendlich frisches Buch abgewann: der „Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer“. Dann erlosch die Kraft ih. In der Westminster-Abtei, nahe dem Grabe Newtons, fand er seine Ruhe. Er gehört zu den Männern, die die Nachwelt finden wird. Sei es, dass sie ihn immer wieder um der wissenschaftlichen Wahrheiten sucht, die er genial als Erster ausgesprochen. Sei es, dass sie hinter den „Wahrheiten“ der Vergangenheit mehr die grossen Menschen sucht, die an der einen grossen ethischen Wahrheit mitgearbeitet haben.

Wilhelm Bilsche.

Charles Lyell.

(Geb. am 14. November 1797 zu Kinnordy, gest. am 23. Februar 1871 zu London.)

(Dieses Bildis No. 179.)

Die Bedeutung Lyells, des grossen Geologen, lässt sich an einem schlichten Sprichwort darstellen. „Ein steter Tropfen höhlt den Stein!“ sagt der Volksmund. Hier liegt ein Stein aus uralten Tagen der Erdgeschichte. Er ist durchlöchert, und zwar, wie es scheint, durch die Arbeit des Wassers. Ein gewaltiger Stein und ein gewaltiges Loch. Wie sollen wir uns denken, dass das Wasser gewirkt hat? Sollen wir annehmen, dass in jenen Urzeiten eines Tages ein Platzregen gefallen ist, so unvergleichlich wuchtig, dass jeder einzelne Regentropfen dicke Felsen durchlöchert hat? Es müssten seltsame Verhältnisse in jenen Zeiten geherrscht haben, kimmelnweit verschieden von den heutigen. Oder sollen wir etwas viel Einfacheres glauben? Auf jenen Stein fielen Wassertropfen, jeder einzelne Tropfen von keiner grösseren Wucht, als sie heute ein Wasser-

tropfen zu haben pflegt. Aber es fielen immer wieder neu solche Tropfen und immer auf denselben Fleck. Und das ging Jahrhunderte so weiter. Da hobte sich allmählich der Stein im Sinne des Sprichwortes, und zuletzt entstand auch so ein Loch. Diese Annahme giebt einfach dem Sprichwort, das heute gilt, Geltung in alle Jahrmillionen der Erdgeschichte zurück. Sie rechnet allerdings mit Jahrhunderten, Jahrtausenden, Jahrtausenden. Giebt man ihr die aber zu, so braucht sie keine Schreckenregen der Urzeit: der schlichte Tropfen genügt, um Berge zu durchlöchern.

Im Jahre 1830 entschied sich der Engländer Lyell für die zweite Annahme als die wahrscheinlichere. Und indem er den Grundgedanken verallgemeinerte, wurde er der Reformator der ganzen geologischen Wissenschaft und einer der ersten

Männer in der Gedankenarbeit seines Jahrhunderts. Er ebnete Darwin den Weg, der ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Ja, er gab eine Grundmethode für alle geschichtliche Forschung überhaupt: die Methode, stets das Bekannte, das heute noch Sichtbare als das wahrscheinlichste Motiv in allem Vergangenen zunächst zu Grunde zu legen und bloss zu erwägen, wie dieses aus zeitlich kurzer Arbeit bekannt Gewordene sich offenbaren müsste, wenn man ihm eine riesige Zeitfülle, das endlose Gebiet der ganzen „Geschichte“, rückwärts zur Verfügung gestellt denkt. In der Geologie versanken mit dem neuen Prinzip auf einmal jene ganzen Sturmfluten und Katastrophen, an die Cuvier und andere noch geglaubt, und die je zwischen zwei Epochen der Erdgeschichte einen Einschnitt haben bilden sollen, dem kein Gebilde der Erdoberfläche entgangen sei. Überall bis in die fernsten Zeiten erschien umgekehrt jetzt ein einfaches, in der Hauptsache friedliches Werden, bei dem dieselben Naturgesetze, die heute Land und Meer, Gebirge und Thal langsam veränderten, in steter Kraft auch die alten Veränderungen hervorriefen.

Wenn man sagt, dass das Leben eines Reformators stürmisch sein müsse, so trifft das auf Lyell nicht zu. Er war ein vornehmer Charakter, der seine Wahrheiten gab, wie sie ihm erschienen, aber jeder Polemik mit einer gewissen stolken Unnahbarkeit aus dem Wege gieng. Er hatte zunächst sich als praktischer Jurist fertig ausgebildet und kam erst nachträglich als Autodidakt in die Geologie hinein. Mit vierunddreissig Jahren wurde er dann Professor dieser seiner nachträglich erkannten Lieblingswissenschaft an King's College in London. Ein Jahr vorher war bereits der erste Band seines Hauptwerkes, der „Principles of geology“, erschienen. Er enthielt schon sein ganzes geologisches Glaubensbekenntnis — eben jenen reformatorischen Gedanken von der Gleichartigkeit der Wirkungen in der ältesten wie jüngsten Erdzeit. Wie Lyell den Gedanken damals gab, trug er eine gewisse Einseitigkeit in sich, er kam übertrieben heraus und ist erst in der neueren Geologie, bei voller Achtung des Grundkerns,

der wirklich ein kolossaler Fortschritt war, ins rechte Mass gerückt worden. Aber damals wollte man überhaupt von der ganzen Neuerung nichts wissen, und sie ist thatsächlich erst recht hoch gekommen, als ein gewisser Stamm älterer Fachautoritäten der Cuvierschen Richtung ausgestorben war. Lyell selbst berührte das kaum. Ein unabhängiger Mann, genau so wie sein deutscher Antipode Leopold von Buch, griff er zum Wanderstab, um seine Theorie durch eigene Anschauung der Realverhältnisse zu härten. Er durchforschte ganz Europa und fuhr zweimal hintereinander nach Nord-Amerika. Seiner kühl logischen Art widerstand schliesslich wenigstens die heranwachsende Generation nicht mehr; man empfand ihn als den wahren „Real-Politiker“ in der Geologie, der nicht mit schönen Phrasen wirtschafte, aber überall vorwärts brachte. Schon an der Schwelle des Alters machte er dann noch einmal auf einem andern Gebiet, das aber auch das geologische wenigstens streifte, gewähig von sich reden. Es handelte sich eigentlich nur um einen einfachen Akt wissenschaftlicher Gerechtigkeit, der aber damals noch ein gut Teil Mut erforderte. Boucher de Perthes hatte im Somme-Thal zum erstenmal unwiderlegliche Spuren des prähistorischen Menschen aus der Steinzeit entdeckt. Die Existenz dieser Urkultur war bis dahin noch allgemein bestritten, ja verächtet. Lyell besuchte nun 1859 die Fundstätte, prüfte alles durch und trat dann mit der ganzen Wucht seiner Autorität für die Sache ein. Ein paar Jahre später gab er der Welt noch ein gutes und damals zweifellos kühnes Buch über diese Urgeschichte des Menschen auf Grund geologischer Zeugnisse. Den grossen theoretischen Fortschritt, den gleichzeitig Darwin für dieses heikle und absolut neue Thema bot, begrüsst er dabei mit einer gewissen ruhigen Sympathie, ohne sich übrigens nach dieser Seite hin tiefer in die jetzt entbrennende Debatte einzulassen. Bis zum letzten Tage wusste er sich seine Stellung jenseits von Liebe und Hass zu wahren, eine kalte, aber stets klare und sichere Nerrut, wie sie ein Forschungsweig brauchte, wie die junge Geologie, bei der so viel hützige Phantasten Pate gestanden hatten.

Wilhelm Bölsche.

Lorenz Oken.

(Geb. am 1. August 1779 zu Bohlöbach in Baden, gest. am 11. August 1831 zu Zürich.)

(Hessens Bildnis No. 180.)

Wenn man zu Beginn dieses Jahrhunderts von einer grossen Naturgeschichte sprach, die in vielen Polonien ein ganzes Fach im Bücherregal füllte und dem Laien ein gewisses Grauen erweckte wie ein Symbol der ungeheueren Vielgestaltigkeit der Natur selbst — so dachte man an Buffon. Um die Mitte des Jahrhunderts war es Oken. Im letzten Drittel Brehm. Oken war in Deutschland der erste,

der den Plan einer wirklich vollständigen Naturgeschichte fasste. Und zwar einer Naturgeschichte im höchsten Sinne — nicht als kleiner Auszug, sondern mit dem vollen Wissensstoff gedacht. Mit seinem Werke beginnt eine neue Epoche in dem ganzen Verhältnis zwischen Volk und Naturwissenschaft. Das darf ihm niemals vergessen werden, auch da seine Arbeit selbst veraltet ist. Dass sie trotz ihrer wundervollen sprachlichen Frische in den eigentlich erzählenden Teilen rasch veralten konnte, ohne je wieder einen Neubearbeiter zu finden: das lag in einem Nebenumstand, der den echten volkstümlichen Zweck kaum berührte.

Oken, der berühmte Volkshlehrer, dessen Rede da, wo er sich schlicht gab, etwas von der Anschaulichkeit und Kraft Luthers hatte, war gleichsam in einem anderen Fach seines Denkens ein selbstanverwandter, kluge Naturphilosoph. Unter der Mächtig dieser Philosophie hat das grosse Werk schwer gelitten, sie drückte ihm das Mal einer phantastischen, allen wahren Forschungswege des Jahrhunderts wehrenden Systematik auf, die das Volkstümliche seinem gefährlichsten Gegner auszuliefern schien: dem Dilettanten. Und doch hatte, für sich betrachtet, auch diese Philosophie Okens ihre glänzenden Seiten, Seiten, die seine starke, durch und durch originale Persönlichkeit auch als Philosoph leben lassen zu einer Zeit, da viel altem philosophischen Wust, der einst hoch galt, mit Recht nicht mehr nachgefragt wird. Der Kerngedanke von Okens Philosophie, der in der Entfaltung der Welt eine einheitliche Emporentwicklung sah, war lauter und gross, an ihm hätten sich ohne Bruch die späteren Leitideen der echten Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert anschliessen lassen, vor allem die Darwinsche Idee. Ja Oken ist in seinen besten Stunden geradezu ein Vorläufer Darwins gewesen, ebenso wie er in seiner Theorie vom Urscleim die Existenz des Protoplasmas fast vierzig Jahre vor seiner Entdeckung durch Mohl, in seiner Mille-Theorie die Zellenlehre fast dreissig Jahre vor Schleiden und Schwann verkündet hat. Aber der Fluch, der auf der ganzen Naturphilosophie unseres Jahrhundertanfangs lastete, liess auch ihn nicht frei, der von diesen ganzen Kreise sicherlich doch die solideste naturwissenschaftliche Unterlage besass, und so wurden gerade seine naturphilosophischen Schriften für viele das

Zerr- und Schreckbild der gesamten Bewegung trotz all ihrer geistvollen Einfälle und ihrer geistigen Hauptidee.

Okens Leben war ein unruhiges, das zu friedlicher Facharbeit trotz immer erneuter Ansätze nie rechte Mousse geboten hat. Seine Lehrthätigkeit als Professor der Medizin, der aber ausserdem noch so ziemlich über alle Dinge Himmels und der Erden las, setzte 1807 in Jena glänzend ein. Hier in Jena schrieb er auch sein „Lehrbuch der Naturphilosophie“ (1809—1811), das ihn zuerst literarisch berühmt machte. Und in der Vollblüte dieses jungen Ruhmes begründete er 1817 die Zeitschrift „Lia“, die weit über jeden engen Fachkreis hinaus ein wirkliches Blatt für allgemeines menschliches Denken im edelsten Stil werden sollte. Aber die Zeit war eine unglückliche für ein solches Blatt. Ohne eigentliche Absicht geriet Oken mit ihm in die politischen Wirren hinein und verlor im Konflikt mit der weimarischen Regierung bald über der Redaktionsstätigkeit seine andere als Professor. In den Jahren, die er jetzt (seit 1819) als einfacher Privatgelehrter verbrachte, gelang ihm gleichwohl noch eines seiner dauerhaftesten öffentlichen Werke: die Begründung der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte“, deren jährliche Wanderversammlung, bald und bis heute als „Naturforscherversammlung“ allgemein bekannt, viele Jahrzehnte hindurch einen ausserordentlichen Einfluss auf die einheitliche und ins Grosse gerichtete Entwicklung der deutschen Gesamtforschung ausgeübt hat. Ein paar Jahre später versuchte es Oken in München noch einmal mit der akademischen Karriere. Wieder wurde er ein paar Jahre dort Professor, dann schüttelte er (1832) den Staub des Heimathodens cadäglich von den Schultern und nahm eine Professur in Zürich an. In die ersten zehn Jahre dieses Schweizer Aufenthalts fällt die Herausgabe seines monumentalen Lebenswerkes: der „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände“. Er ist fortan in Zürich geblieben, hat aber nichts mehr weiter von Bedeutung geschaffen.

Ueber seiner Bahn liegt eine gewisse Tragik, als habe er nie eigentlich das Ganze aus sich machen und der Welt geben können, das der grossen Anlage nach in ihm steckte. Aber er hat zweifellos auch so als Persönlichkeit zu den markanten, unvergesslichen Gestalten seines bewegten Jahrhunderts gehört.

Wilhelm Bötsche.

Karl Ernst von Baer.

(Geb. am 17. Februar 1792 auf Gut Plep in Estland; gest. am 28. November 1876 zu Dorpat.)

(Hilgers Bildnis No. 184.)

Das Wort „Entwicklungsgeschichte“ auf irgend eine Pflanze, ein Tier oder auch den Menschen angewandt, lässt eine doppelte Deutung zu. Man kann darunter die geschichtliche Entwicklung der betreffenden ganzen Tier- oder Pflanzenart oder ganzen Menschheit aus anderen, niederen Lebensformen verstehen: etwa eines Mooses aus einer Alge; oder einer Moosart aus einer anderen Moosart; oder einer Hirsche aus einem Molch; oder gar des Menschen aus einem affenähnlichen Stagetier. Diese Deutung des Wortes knüpft im neunzehnten Jahrhundert an Darwin an. Man kann aber unter Entwicklungsgeschichte auch die Geschichte der individuellen und persönlichen Entwicklung einer einzelnen Pflanze, eines einzelnen Tieres und Menschen für sich verstehen; die Entwicklung eines Eichbaumes aus einer einzelnen Eichel; die Entwicklung eines Hühnchens im Ei; die Entwicklung eines Stagetiers als Embryo im Mutterleibe. Der grosse, bahnbrechende Pfländler nach dieser Seite im neunzehnten Jahrhundert ist Karl Ernst von Baer. In unseren Tagen haben beide Wege vor dem Entwicklungsproblem zusammengeführt: wir ahnen heute, dass der Schlüssel für die überaus sonderbaren Vorgänge im Keimleben der Pflanzen und Tiere bis zum Menschen herauf eben in der darwinistischen Annahme einer ursprünglichen Entwicklung, eines stammesgeschichtlichen Zusammenhangs aller lebenden Wesen auf Erden stecke. Diese Erkenntnis lag nun Baer selbst noch ganz fern, als er dreissig Jahre vor Darwin (1848) seine ersten bahnbrechenden Untersuchungen über „Entwicklungsgeschichte der Tiere; Beobachtung und Reflexion“ veröffentlichte. Aber er fühlte als grosser, starker Selbstdenker doch bereits die volle Wucht des Problems. Zum erstenmal wurde durch ihn das Geheimnis des ersten individuellen Anfangs jedes Einzelmenschen klar gelegt: er hatte die Eizelle entdeckt, mit der die Keimentwicklung ihr geheimnisvolles Spiel begann. Wieder war ein ungeheurer Schritt gethan gegen das Mysterium magnum hin: das Sphinxrätzel des Menschenseins. Und an diese einzelne Entdeckung knüpften sich ihm andere, scheinbar engste Spezialarbeit, aber wenn man einen gewissen Scheiter der Fachforschung zurückschlingt, lauter höchste Fortschritte auch der Philosophie. Es ist erfreulich, hinter der Grossthat einer planmässigen Erschliessung solcher ganz neuen und so gleich im höchsten Sinne bedeutsamen Wissensgebiete wieder die Gestalt eines Geistesgewaltigen

zu finden, wie es deren in den Jahrtausenden menschlicher Erkenntnisarbeit nur wenige von solcher Leutseligkeit des Menschen wie des Forschers gegeben hat, — eine Gestalt von unantastbarer Reinheit, die sich mutig auch an die heikelsten Probleme heranwagen durfte.

Baer hat sein reiches Leben in einem künstlerisch vollendeten Werke selbst erzählt. Von wenigen modernen Geistesheroen wissen wir so genau die feinen Fäden, aus denen ihre Leistung erwuchs. Er hatte Medizin studiert, wollte in die höhere Naturforschung hinein, wusste aber keine Wege, — es ging ihm wie Darwin. Da führte ihn sein Glück zu dem alten Döllinger nach Würzburg, dem Vater des Theologen. Er lernte ein Problem kennen, wert, dass ihm einer sein Leben widmete. Nichts Simpliceres eigentlich denkbar: es sollte jemand die Entwicklung des Hühnchens im Ei einmal ganz klar stellen. Es schien einfach, war es aber ganz und gar nicht. Tief im vorigen Jahrhundert hatte Kaspar Friedrich Wolff die ersten richtigen Gesichtspunkte für das, was da eigentlich zu sehen sei, gegeben. Seitdem war bloss so herumgestampert worden, zum Beispiel hatte sich Oken daran versucht, der aber Wolff gar nicht kannte. Im Kreise Döllinger's kam die Sache jetzt rationeller in Fluss. Doch immer noch nicht so, dass das Programm Wolff's eigentlich erfüllt worden wäre. Baer musste (1817) in Braunsdorf als Dozent nach Königsberg. Dort aber nahm er jetzt die Aufgabe mit eisernem Fleisse selbst in die Hand und kam zu grossartigen Lösungen. An dem einen Problem wickelten sich ihm verwardig auf. Von der Embryologie des Hühnchens geriet er auf die Entwicklungsgeschichte der Tiere überhaupt. Er sah neue Wege zur Klarstellung des tierischen Systems von hier aus. Und hier war es auch, wo er die Eizelle des Menschen fand, über die bisher völlig irrige Meinungen geherrscht hatten. Ein Jahr nach dieser krönenden Entdeckung erschien jener erste Band seines Hauptwerkes. Der zweite folgte erst neun Jahre später. Ein ganz schlichtes Buch, mit schlichtesten schematischen Bildern, das aber allen Nachkommenden das Thor entscheidend aufgerissen hat und heute Baer den Vollwert eines biologischen Klassikers sichert. Er war inzwischen endgiltig nach Petersburg übersiedelt; — nicht ins Exil genötigt wie Oken oder Vogt, sondern freiwillig, weil sich ihm so neue, noch nie ausgenutzte Möglichkeiten der Forschung boten. Allerdings handelte es sich dabei nicht mehr um Embryologie. Die russische

Regierung gab ihm die Mittel zu wichtigen Forschungsreisen nach Lappland, Nowaja Semija, dem Kaspischen Meer. Mit der geistigen Beweglichkeit Humboldt's — der „russische Humboldt“ ist er geradezu genannt worden — wurde er vor den neuen Zielen jetzt ein Geograph, ein Historiker, ein Anthropologe ersten Ranges. Seine Schriften umspannen allmählich einen Kreis der Stoffe, wie sie wenige Menschen je in sich vereinigt haben: heute schrieb er dicke Bände über die Fischereien am Peipussee, morgen über Menschenschädel und wieder ein andermal über die kimmerische Frage. Ab und zu äusserte er sich auch in formvollenderen Reden über die allgemeinen Fragen der Forschungsmethode und die Grundzüge einer idealen Weltanschauung auf naturwissenschaftlichem Untergrund. Unähnlich so vielen, die im wachsenden Glanze einer gesicherten Ruhmestellung ihre eigene Arbeit mehr und mehr einstellen,

wirkte er rastlos bis ins hohe Alter hinein. Zu den entwicklungsgeschichtlichen Studien, die doch allezeit der Kernpunkt seiner eigentlichen Jahrhundert-Bedeutung bleiben sollten, ist er freilich nie mehr zurückgekehrt. Dagegen fesselte sein allgemeineres Denken in späteren Jahren noch lebhaft das andere, auf Darwin deutende grosse Entwicklungsproblem der wirklichen geschichtlichen Umbildung der Lebewesen. Der Gedanke einer ansteigenden Entwicklungsbahn des Organischen war ihm an und für sich im Alter höchst sympathisch. Nur schien ihm der wirkliche Darwinismus, als er nun endlich auftrat, die Sache nicht „ideal“ genug auszulegen. Er starb mitten in der lebhaftesten Debatte über diese Frage, betrauert von allen Parteien als eine wirklich ehrwürdige Gestalt, die bis zum letzten Tage Licht und immer nur wieder Licht in selbstloser Wahrheitsliebe ausgestrahlt hatte.

Wilhelm Bütsche.

Ernst Haeckel.

(Geb. am 16. Februar 1834 zu Potsdam.)

(Lizenz-Bildnis No. 182.)

In der prachtvollen, einzig dastehenden Sammlung des naturhistorischen Museums zu London ragt an beherrschender Stelle ein Marmorbild Darwins. Ueber der unabschätzbaren Fülle des Stoffes erscheint er wie ein Symbol des ordnenden Menschengesistes, der diese gigantische Katakombe lebender und ausgestorbener Wesen des Erdballs nicht nur anzuhäufen, sondern auch geistig zu durchdringen weiss. Darwin selbst bezeichnete eine neue Epoche solcher Ordnung in der Welt des Organischen. Bis auf ihn waren alle Systeme der Tiere und Pflanzen mehr oder minder künstlich gewesen, künstlich wie die Aufreihung der Fundstücke in einem Rafineskenkabinett, wo man bloss nach gewissen Ähnlichkeiten grob klassifiziert, aber keine Ahnung von einem geschichtlichen Zusammenhang der Dinge besitzt. Darwins Entwicklungsidee gab diesen Zusammenhang. Im Lichte seiner Idee erschien hinter dem Chaos der Gestalten, die seit Jahrmillionen über die Erde gewandelt sind, zum erstenmal als eine reale Möglichkeit das „natürliche System“, — es erschien das Bild eines „Stammbaums“, dessen Zweige alles Gewordene einheitlich verknüpfen, mochte das Astwerk auch noch so verzwickelt und verzweigt sein.

Aber Darwin war nur der Lichtbringer der Idee. Die wirkliche Verwertung für eine Reform des ganzen biologischen Systems in die Einzelheiten

hinein und für den praktischen Zweck lag ihm fern. Eine jüngere kühne Kraft, im Vollbesitz eminenten Spezialkenntnis und doch zugleich mit dem mutigsten Flügel Schlag des Neuerers, war dazu nötig. Sie fand sich in Haeckel. Der ganze Uebergang von der darwinistischen Theorie in die Praxis der eigentlichen Tier- und Pflanzenkunde im Fachsinne steckt in ihm. Naturgemäss wurde dabei die Theorie selbst extremer, — wie alles, was sich von der Idee mehr löst und Fleisch und Blut gewinnen will. Aber es heisst Haeckels selbstthätige Leistung schwer verkennen, wenn man in ihm bloss den schüpfenden Verkündiger einer von einem Zweiten überkommenen Lehre sieht. Haeckel wuhrt sich den Ruhm, der ihm ganz und allein zukommt, das erste natürliche System der organischen Wesen wirklich aufgestellt zu haben.

Ueber seine philosophischen Anschauungen wird noch lange gestritten werden, — diese Dinge wachsen langsam und er teilt darin nur das Los Darwins selbst, dessen weiteste Anregung im Sinne einer neuen Weltanschauung über Jahrhunderte deutet, deren Wandlungen erst erlebt sein wollen, ehe das echte Urteil sich klären kann. Aber in der Geschichte der Biologie, der engeren Lehre vom Leben in seinen sichtbaren Formen, kann das Urteil über ihn schon heute nicht mehr zweifelhaft sein. Haeckel bildet ausgesprochen die dritte grosse Station in der

wissenschaftlichen Systematik, — die dritte zu Cuvier und zu Linné.

Haeckel kam aus der Schule von Johannes Müller. Hier ist er der Zoologie überhaupt gewonnen worden und hat zugleich gewisse Direktiven erhalten, die ausserlich für seine ganze zoologische Thätigkeit bestimmend bleiben sollten. Das Studium der wirbellosen Tiere bis zu den allerniedrigsten Formen, den einzelligen Urtieren, herab — vor Müllers Zeiten das Stiefkind der Tierkunde — war für ihn in den Vordergrund. Als Lokalbedingung dieses Studiums aber lernte er die Meeresküste schätzen. In den heute verfloßenen vier Jahrzehnten seiner Thätigkeit als Spezialforscher ist er immer wieder zu den „Wirbellosen“ zurückgekehrt, von denen mindestens zwei Hauptstämme: die Urtiere (Mieren, Radiolarien u. a.) und die Pflanzen-tiere (Schwämme, Polypen, Medusen) heute auf Schritt und Tritt seine Arbeit verraten; tausende von Formen sind hier teils neu von ihm entdeckt, teils verbessert beschrieben und in einer langen Reihe herrlicher Prachtwerke abgebildet worden. Alljährlich einmal aber hat er auf Wochen oder Monate sein Naturforscher-Laboratorium an der Seelküste aufgeschlagen; von Norwegen bis zur Meerenge von Messina hat er systematisch die Ufer Europas durchforscht; weiter dann ist er auch an der asiatischen wie afrikanischen Küste des Mittelmeers als unermüdlicher zoologischer Pionier unter oft schwierigsten Verhältnissen aufgetreten und endlich ist er dreimal auch über diesen Ring noch hinausgedrungen: einmal nach Teneriffa und Lanzarote, dann nach den Korallenbänken des Rotes Meeres und endlich nach Ceylon, dem er ein lebenswürdiges, auch ästhetisch höchst bedeutendes Reisewerk gewidmet hat. Schon in dem ersten jener Prachtwerke, der Monographie der Radiolarien, bekannte er sich offen zu Darwin. Ein Jahr vorher, 1861, hatte er sich in Jena habilitiert und jetzt gerade erhielt er dort die Professur für Zoologie, die er heute noch, längst einer der hellsten Sterne seiner Universität, in unverwundlich jugendlicher Frische bekleidet. Sehr bald sollten sich die Namen Darwin und Haeckel zu untrennbarem Bunde verketten. 1866 gab der junge Forscher unter dem Titel „Generelle Morphologie der Organismen“ den ersten genialen Grundriss des neuen Systems. Zum erstenmal erschienen hier wirklich die alten Rubriken dargestellt unter dem Bilde echter „Stamm-bäume“; die allerdings dem mangelhaften Material unserer Kenntnisse entsprechend vielfach nach einem hypothetischen Charakter behalten mussten, auch bis heute behalten haben. Als überraschendste Neuheit aber wurde

das „biogenetische Grundgesetz“ vorgetragen, das den merkwürdigen Zusammenhang der Ontogenie (Keimesgeschichte jedes Einzelwesens) mit der Phylogenie, der Stammesgeschichte der ganzen Art, betraf und völlig neue Perspektiven eröffnete. 1873 wurde in der „Monographie der Kalkschwämme“ dann auf diesem Gesetz die „Gastrula-Theorie“ erbaut, die als solche jetzt wieder den wichtigsten Fortschritt zur Systematik der Tiere überhaupt bildete und heute von allen massgebenden Fachautoritäten in vollem Umfang anerkannt ist. Inzwischen war Haeckels Ruf aber weit über die Forscherkreise hinaus laut in die Menge des Laiepublikums getragen worden durch zwei populäre Schriften seiner Musesstunden: die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und die „Anthropogenie“. In diesen glänzend geschriebenen Werken entrollte er in völlig eigenartiger, niemals auch nur annähernd vor ihm so versuchter Weise sein allgemein philosophisches Glaubensbekenntnis, — die Philosophie des „Monismus“ — vor dem Hintergrund des bestausgewählten modernen zoologischen und botanischen Fachmaterials. Neben dem Fachzoologen kann der unerschrockene Denker und wohl nicht zum wenigsten auch der in grossen Zügen schaffende Künstler in ihm hier in einer Weise zum Vortritt, die bei vielen Tausenden begeisterten Nachhall fand, in gewissen Kreisen der Fachgenossen dagegen auf geringeres Verständnis und vielfachen Widerstand gestossen ist. Selbst davon unberührt, ist Haeckel aber auch im „Fach“ seinen Weg ruhig und sicher weiter gegangen und hat besonders in den achtziger Jahren wieder durch seine grosse „Monographie der Medusen“ und das Riesenvwerk der Bearbeitung eines Hauptteiles des Tiefseematerials der englischen Challenger-Expedition (drei Bände mit 140 Tafeln allein über Radiolarien!) bewiesen, welch eiserner Spezial-Arbeiter thatsächlich in ihm steckt, den man als einfachen „Verallgemeinerer“ so oft gern abgethan hätte. In den letzten Jahren durfte er noch einmal zusammenfassend sein ganzes System als „Systematische Phylogenie“ ausführlich darlegen, wobei ihm der Triumph vergönnt war, die wichtigsten seiner alten Ideen von 1866 jetzt als sichere Basis aller Forschung zu begründen.

Es giebt keinen zweiten Naturforscher unserer Zeit, bei dem das eigentlich „Genialische“ so scharf, so herrschend hervortritt, wie bei Haeckel. Aengstliche Gemüther erzittern wohl, wenn sie solchen Hauch verspüren. Aber schliesslich ist es doch das grosse Pfingstwehen der Menschheit, das gerade hier seine Strasse rauscht.

Wilhelm Bartsch.

Alfred Russel Wallace.

(Geb. am 8. Januar 1823 zu Usk in der Grafschaft Monmouthshire.)

(Hierzu Bildnis No. 183.)

Es giebt in jedem Jahrhundert der menschlichen Kulturarbeit Männer, deren Leben und Ruf dadurch bestimmt ist, dass sie eine grosse Entdeckung der Zeit auch gemacht haben. Die Entdeckung heisst nicht nach ihnen und der Mege bleibt ihr Name fremd. Aber der gewissenhafte Chronist verzeichnet immer wieder ihren Anteil, wenn von den Dingen geschichtlich die Rede ist. Es ist im allgemeinen kein Glückselos, ein solcher „Auch-Entdecker“ zu sein. Und doch ist die Haltung der Welt durchweg eine gerechte. Zu bestimmter Stunde legen bestimmte Entdeckungen in der Luft, — nach dem alten Bibelwort, dass „die Zeit erfüllt war“, mehrere mögen dann zugleich darauf kommen. Der echte Entdecker ist aber immer nur der, dem das Neue, obwohl es in der Luft lag, doch nach dem Geheimnis menschlichen Findens und Erfindens wie eine organische Blüte aus der ganzen eigenen Lebensarbeit wächst. Er ist es, dem die Blüte wirklich zur Frucht reift. An ihn heftet sich der Ruhm der Entdeckung, weil sie wirklich sein Werk ist im grossen, fruchtbaren Sinne. Die Auch-Entdecker fallen dagegen ab, weil bei ihnen das Neue mehr oder minder bloss ein Einfall, eine flüchtige, zusammenhangslose Eingebung zu sein pflegt. Die Welt hat eben Achtung nicht bloss vor dem Neuen selbst, sondern immer noch mehr vor der Energie, mit der es hervorbricht und sich gleich als ganze Person giebt.

Wallace ist der Auch-Entdecker des Darwinismus. Aber sein Glück hat ihn über diesen problematischen Wert hinausgetragen. Auch wenn sein Name niemals verknüpft werden wäre mit dem Weltnamen Darwin, so gehörte sein Bild doch in dieses Buch, das den führenden Gestalten eines Jahrhunderts gilt. Wallace war seiner eigentlichen Studienbahn nach so wenig Fachnaturforscher wie Darwin. Er hatte sich als Ingenieur ausgebildet und ist dann ein paar Jahre lang Lehrer gewesen. Auch ihn klärte sich der Beruf erst, als vielseitig fruchtbar Wanderjahre für ihn anbrachen. Im Jahre der Revolutionen 1848 verschwand er mit Bates zu friedlichster Pioniersarbeit der sammelnden Forschung im Grün der Urwälder am Amazonasstrom. Bates sollte elf Jahre dort ausdauern, Wallace kam schon nach vier zurück. Mancher Umstern wartete noch über dieser Reise. Aber sie war die erste Fachschule des Naturforschers. Schon 1854 trieb es ihn wieder hinaus, diesmal nach den malayischen Inseln und Neu-Guinea. Und diesmal blieb auch er volle

acht Jahre drüben. Der äussere Hauptzweck der Reise war abermals das Sammeln. Es galt Vögel schiessen und abbalgen, Schmetterlinge und Käfer huschen, Landschnecken sammeln für die englischen Museen und Privatkabinette. Man bekommt einen Begriff von Wallaces Leistung nach dieser Seite, wenn man hört, dass er in den acht Jahren 125 000 Exemplare von Tieren nach Hause gesandt hat, darunter eine überwältigende Pflle bisher unentdeckter Arten. Und doch war dieses ganze Sammeln im höheren Sinne nur die Nebenarbeit. Zum erstenmal wurde die Lebensweise und Verbreitung einiger der merkwürdigsten Tierformen der Erde systematisch erforscht; so des Orang Utans und der in ihrer Lebensart bis dahin halb mythischen Paradiesvögel. Dann gingen dem Sammler, während er allmählich 14000 Meilen innerhalb des Inselgebietes zurücklegte, mehr und mehr auch grosse, leitende „Ideen“ ins Netz. Sein Scharfblick entsann ein gewaltiges Problem, das allerdings noch mehr forderte als eine gut schliessende Jagdflinte.

Wer die einfachste Karte anschaut, der gewahrt die seltsame äussere Thatsache, wie die Kette der Inseln von Neu-Guinea bis Sumatra eine Art Brücke bildet zwischen den beiden Kontinenten Australien und Asien. Und doch giebt es in ihrer Tierwelt nicht zwei Erdteile, die so grundverschieden sind wie Asien und Australien. Wo liegt nun da die wahre Trennungslinie? Wallace stellte fest, dass sie mitten durch die Sundainseln hindurchschneidet, Borneo, Sumatra, Java gehören noch zu Asien, mit dem sie auch durch ein ganz flaches Meer verknüpft sind, Neu-Guinea dagegen gehört zoologisch schon absolut zu Australien. In der Gegend zwischen Java und Neu-Guinea, da wo auch das Meer auf einmal tief wird, scheidet sich die Tierwelt Asiens von der Australiens: für die Tiergeographie beginnt hier der neue Kontinent. Spätere Forschungen von Martens, Weber, Semon u. a. haben diese grundlegende Entdeckung zwar durch einzelne Korrekturen der „berühmten Wallaceschen Trennungslinie“ erweitert, im Prinzip aber nur bestätigen können. Für die ganze Wissenschaft war der Nachweis damals besonders einflussreich, da er einen scheinbaren Triumph für einen ganz neuen erst eben angebahnten Forschungszweig darstellte: die Tiergeographie überhaupt. Heimgekehrt und in der Masse ruhiger Arbeit ist Wallace selbst dann der wahre Behabtreiber und erste Organisator dieses ganzen Gebietes geworden. Neben Humboldt, dem wissenschaftlichen Begründer

der Pflanzengraphie, gilt er mit vollem Rechte der heutigen Generation geradezu als der Begründer der Tiergeographie. Damals, in einsamen Bambushaus zwischen unerforschten Tropenwäldern, zeitigte die Linie dieser Gedanken für ihren Herrn aber noch eine höchst, glänzendste Idee: die Idee der natürlichen Zuchtwahl, die den Kern des ganzen Darwinismus umschloß. Als Wallace im Frühjahr 1862 nach England zurückkehrte, war dieser „Darwinismus“ bereits in aller Welt Munde. Was er auf Borneo eronnen, hatte Darwin seit langen Jahren besessen und jetzt endlich auch veröffentlicht. Neidlos trat Wallace zurück, und als er nachmals sechs Jahre später sein herrliches Reisewerk „Der australische Archipel“ veröffentlichte, da widmete er es eben Darwin als Ausdruck seiner „tiefen Bewunderung für seinen Genius und seine Werke“. Das Reisewerk war auch ohne die Priorität des Zuchtwahl-Gedankens eine so monumentale Leistung, dass Wallace damit sofort in die erste Reihe lebender Forscher trat. Eine ganze Reihe ausgezeichneten Schriften schlossen sich an, 1876 das entscheidende Hauptwerk über die geographische Verbreitung der Tiere, 1878 ein Naturgemälde der Tropenwelt, und so fort bis heute eine immer neue Folge der besten Leistungen. Erst auf der Höhe seiner Kraft und nachdem die Prioritätsfrage mit Darwin längst beigegeben war, hat sich Wallace auch mittelgütlich „Darwinistischen“ Schriften herausgewagt. Da ist es ihm denn nun seltsam genug ergangen. Zunächst übte er an einigen Punkten der engeren Darwinischen Fassung der Entwicklungslehre eine streng sachliche Kritik. Das war seit bestes Recht. Darwin geriet mit ihm in eine freundschaftlich abgetonte Debatte, die ent-

schieden von hohem Wert für die wirkliche Klärung der Dinge geworden ist. Hauptpunkte berührte das aber noch immer nicht. Dafür wurde erst entscheidend, dass Wallace in den siebziger Jahren mit Nachdruck für die Wahrheit gewisser spiritistischer Lehren eintrat. Von diesem Boden aus reformierte er sich allmählich selbst seine Entwicklungsgedanken in allerdings unberechenbarer Weise. Während Darwin unbelangen auch den Menschen als Ganzes, nach Leib wie Seele, in die Linie seiner natürlichen Entwicklung einbezog, wollte Wallace nur noch zugeben, dass der leibliche Mensch mit einem gewissen groben Stück seiner Geistesfähigkeiten vom Tier stamme; alle edleren, idealeren Geisteskräfte sollten so entstanden sein, dass geheimnisvolle Geisteswesen von übernatürlicher, spiritistischer Art sich in die Entwicklung eingemischt hätten. Hier beginnt ein durchaus subjektives Gebiet, auf dem Wallace mit seinem Freunde Crookes, dem Deutschen Zöllner und einigen andern Fachgenossen in seiner Zeit gütlich verzinzelte geblieben ist und von der Masse der Naturforscher böse Worte zu hören bekommen hat. Auch im Kampf um diese heiklen Dinge aber — zu denen sich allmählich noch eine lebhaftere, jedenfalls von warmer Menschlichkeit getragene Anteilnahme an der Lösung des sozialen Problems gesellte — blieb Wallace der gleiche unverwundlich heitere, verständliche Geist, der schon hervorragt, als es sich bloss um Orang-Utans und Paradiesvögel oder später um die Zuchtwahl und Darwin handelte. Die Nachwelt wird seinen Geist allezeit finden, auch wenn sie über seine „Geister“ rasch zur Tagesordnung übergehen sollte.

Wilhelm Bötsche.

Herbert Spencer.

(Geb. am 27. April 1820 zu Derby.)

(Hierzu Bötschs No. 184.)

HERBERT SPENCER wird der Nachwelt immer als der „Philosoph des Darwinismus“ erscheinen. Es ist sein Ehrentitel, — der Ehrentitel eines Mannes, der sonst mit einer wahren Zähigkeit alle offiziellen Ehrungen und Amtsstellen im Leben zurückgewiesen hat. Es ändert auch nichts daran, dass er sich seine grundlegende Anschauung über Entwicklung schon Jahre vor Darwins öffentlichem Auftreten selbständig gebildet hatte und von dem gewissenhaften Darwin stets mit Respekt als „Vorgänger“ erwähnt worden ist. Und es ändert ebenso wenig daran, dass er Darwin lange überlebt hat, streng seinen eigenen Weg weiter-

gegangen ist und heute mit einem Teil des jungen Nachwuchses der „Darwinianer“ in eifriger sachlicher Fehde steht. Unbestreitbar und unbestritten bleibt ihm der Ruhm, in der frischen Blütezeit des Darwinismus zuerst mit einem vielbändigen philosophischen Lebenswerke hervorgetreten zu sein, das auch der Gegner als starke philosophische Leistung von ausgesprochener Eigenart gelten lassen musste, — das aber dabei in jeder Faser mit den Kernideen dieses Darwinismus ging. Und es liegt in dieser Berührung zwischen dem englischen Philosophen Spencer und dem englischen Naturforscher Darwin noch ein besonderer charakteristischer Zug über die

„Entwickelungslehre“ hinaus. Spencer nahm sein Rüstzeug in einer Weise aus der modernen Naturwissenschaft, wie es in dieser Ausdehnung kein zweiter Fachphilosoph des ganzen Jahrhunderts gethan hat. In diesem Sinne ist er nicht bloss der Philosoph des Darwinismus geworden, sondern überhaupt der typische Philosoph einer ganzen Epoche, die plötzlich eine unerbürte Achtung vor dem streng naturwissenschaftlichen Forschen, der naturwissenschaftlichen Methode bekommen hatte. Seine Grösse wie seine Schranke liegen hier. Seine Grösse, weil er so resolut die neue, unendlich ergiebige Ansatzstelle für das philosophische Denken zu fassen und zu nutzen verstand. Seine Schranke, weil auch dieses Material aus der „exakten“ Rostkammer der Naturforschung schwankend ist und dem Philosophen unter den Händen dahinfliesst. Je energischer eine grosse „Epoche der Naturforschung“ ins Zeug geht, desto rascher fliesst es. Immerhin ist es niemals ein Schaden, wenn gewisse Dinge sofort einmal bis in alle logischen Konsequenzen hinein „durchgedacht“ werden, und wenn klar dargelegt wird, wie sie unter gewissen wissenschaftlichen Voraussetzungen sein könnten. Den Wert oder Nichtwert dieser Voraussetzungen muss dann eben die fortschreitende Sachforschung selber immer wieder neu feststellen.

Spencers äussere Lebensbahn ist von anspruchsloser Schlichtheit. Niemand ist er ein agitatorischer Feuergeist im Neuen gewesen wie etwa Huxley. Auch das Grösste, das über ihn wie ein ungeheurer Zündstoff den Gedankenhimmel der Menschheit erhellte, erscheint bei ihm abgeklärt, mit einem Sich ins Wirklich Nüchterne und Kalte. In den Jahren, da Darwin, eben von der Weltfahrt zurück, seine erste innere Offenbarung erlebte, um 1837, bildete sich der künftige Philosoph zum einfachen Eisenbahningenieur aus. In den vierziger Jahren war das abgethan. Es folgte eine gewisse Frist reduktioneller Thätigkeit. Dann fiel auch dieser letzte Rest öffentlicher Thätigkeit von ihm. Der Denker in abgeklärtesten Sinne behauptete sein Recht, und

fortan nichts mehr als das. Jeder Universitätsruf, jede Forderung der Welt wird abgelehnt. Eine unsichere Gesundheit macht ihm Ruhe zur Pflicht wie Darwin. Aber die Welt erhält jetzt Buch um Buch. 1860, gerade als Darwin voll einsetzt, fühlt sich auch Spencer reif, ein einheitliches System zu geben. 1862 erscheinen die „First principles“, der Grundstein. Die Welt wird in zwei Gebiete zerlegt. Das Absolute, das der Urgrund aller Erscheinungen ist, aber eben deshalb sich ewig unserer eigentlichen Erkenntnis entzieht. Und das Gesetzmässige vor unseren Augen, die erfassbare Welt. In dieser Welt walten ein Doppelprinzip: die Entwicklung, die zu bestimmten, zeitweilig festen Gebilden führt, und die Auflösung, die diese Gebilde wieder vernichtet. Im Verlauf der sechziger Jahre folgten dem Grundriss die „Prinzipien der Biologie“, schon im Titel ein Buch des Bandnisses zwischen Philosophie und Naturforschung. Das nächste Jahrzehnt brachte in gleicher Behandlung die „Prinzipien der Psychologie“ und „der Soziologie“. Die „Soziologie“, die das wunderbare Gewebe menschlicher Sozialzustände im Sinne einer „überorganischen“ Entwicklung naturphilosophisch zu enträtseln suchte, erregte am meisten das allgemeine Aufsehen. Den Schluss bildeten dann die „Prinzipien der Ethik“. Im Grunde sind alle die Bände ein einziges Werk. Und über diesem ganzen Werke schwebt stieghaft der eine Gedanke: Entwicklung aus natürlichen Ursachen. Freilich wird die Entwicklung eingeschränkt im Sinne eines monotonen Rhythmus mit ewigem Absinken und Wiederanstiegen. Das Planetensystem, die Erde, die Pflanze, das Tier, der Mensch, der soziale Organismus: sie entwickeln sich, blühen ihre Zeit ab und stürzen in die Nacht. Es lässt sich philosophisch eine Auslegung des Entwicklungsgedankens denken, die noch weiter sieht. Aber das liegt nicht in Spencers Betrachtungsweise, die über das für eine bestimmte Epoche unserer Thatsachenforschung „Gegebene“ nicht hinaus will und so selber der schärfste, unbeeirrte und typische Spiegel dieser Epoche wird.

Wilhelm Bölsche.

Friedrich Carl von Savigny.

(Geb. am 21. Februar 1779 zu Frankfurt a. M., gest. am 25. Oktober 1861 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 185.)

SAVIGNY ist entsprossen einem alten lothringischen Reichsrättersgeschlecht, dessen Ruhm bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückreicht. Unter dem Drucke der religiösen Verfolgungen des 17. Jahrhunderts die angestammte Heimat meidend, fanden

die Vorfahren unseres Savigny im eigentlichen Deutschland gastliche Aufnahme und einflussreiche Stellungen unter den Fürsten der Rheingegend. Christian Carl Ludwig war Direktor und Geheimer Regierungsrat in isenburgisch-hirsteinschen Diensten

— 250 —

H.p.f.540-2, 250

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

sowie Gesandter auf den Kreissagen des ober-rheinischen Kreises zu Frankfurt, und dort, in der Vaterstadt unseres größten nationalen Dichters, wurde ihm im Jahre 1779 von seiner Gemahlin Henriette Philippine, geb. Grous, ein Sohn geboren, den das Geschick hernach zum ersten deutschen Juristen und Reformator unserer Rechtswissenschaft bestimmte.

Schon mit 13 Jahren eine väter- und mütterlose Waise, wurde der frühreife Knabe von seinem Vormund, dem Kammergerichtsassessor von Neurath in Wezlar, erzogen und in die Elemente der Jurisprudenz eingeweiht. So vorbereitet, begab sich der Sechzehnjährige alsbald auf die Universität Marburg, wo er durch den Unterricht seines stets pietätvoll verehrten Lehrers, des Rechtshistorikers Weis, von vornherein die bestimmenden Eindrücke für seine spätere wissenschaftliche Grundrichtung erhielt.

In der Rechtswissenschaft sah es damals in unserem Vaterlande fast überall ziemlich tröstlos aus. Von dem Glanze der Renaissancezeit und der humanistisch-rechtshistorischen Epoche war selbst in ihrem Stammland Frankreich, und erst recht natürlich bei uns, kaum mehr als eine schwache Erinnerung übrig geblieben. Die Schätze des klassischen Römischen Rechts wurden, ohne Verständnis für ihre Entstehung und den historischen Zusammenhang als öde, positive Dogmen gelehrt und, wo sie nicht mehr passen wollten, schlecht und recht mit den dringendsten Anforderungen der Praxis in notdürftigen Einklang gebracht. Darnach konnte Goethes Mephisto mit Fug sagen lassen, dass sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit forterben.

Gegenüber diesem toten Dogmatismus der Rechtsgestaltung und -Behandlung traten erklärlicherweise gerade die kühnsten und besten Geister in scharfem Widerspruch auf den Plan. Man sehnte sich heraus aus der Oede und Zerspaltung des geltenden nach einem menschenwürdigen, dem kulturellen Fortschritt und freierer Auffassung entsprechenden Recht. Es war die Zeit, wo Rousseaus „*contrat social*“ von Tausenden begeistert gelesen wurde; die Zeit des Naturrechts mit seiner radikalen Opposition gegen schier alles historische Gewordene in Staat und Recht.

In diese Periode muss man sich hineinversetzen, um Savignys Bedeutung würdigen zu können. Als der junge Gelehrte, der mit 21 Jahren zum Doktor promoviert war und unmittelbar darauf seine glänzende Dozentenlaufbahn eröffnet hatte, anfangs 1803 sein „*Recht des Besitzes*“ herausgab, ward er mit einem Schlage einer der angesehensten Civilrechtsjuristen Deutschlands. Er lehrte die juristische Welt zuerst wieder die wissenschaftliche Methode der römischen Juristen, er liess ihre herrlichen Werke, von den Schlacken einer geistlosen Dogmatik ge-

reinigt, wieder in alter Klarheit vor unserem erstaunten Auge auferstehen. Jetzt erst lernte man begreifen, was mit dem Römischen Recht durch Erforschung seiner inneren Bedeutung, seiner historischen Entwicklung anzufangen sei, und dass man nicht, wie einst Voltaire vorschlug, das vorhandene Recht ins Feuer zu werfen brauchte, um gute Gesetze erlangen zu können.

Savigny hat nicht verfehlt, diese seine Stellung zum geltenden Recht und dessen Reform auch prinzipiell zum Ausdruck zu bringen. Als nach Napoleons Vertreibung der treuliche Thibaut in Heidelberg seine Stimme zu Gunsten eines gemeinsamen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland erschallen Hess, da trat er in seiner vielgeleiteten und viel angefeindeten Streitschrift: „*Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*“ einen solchen Verlangen — angesichts der damaligen Zustände in Politik und Wissenschaft mit vollem Recht — sehr entschieden entgegen. Nicht das ist nach Savigny die Aufgabe, neues Recht zu schaffen, als vielmehr die, das gewordene richtig zu verstehen. Das Recht ist überhaupt nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes, durch innere stillwirkende Kräfte, gleich wie Sprache und Sine, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers Erzeugtes. Alles Recht entsteht mithin auf dem Wege der Rechtsgewohnheit, und ein mit dem Anspruch auf Vollständigkeit auftretendes Gesetzbuch kann nur die üble Folge haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und von der wahren Rechtsquelle abzulenken.

Inzwischen waren in den äusseren Lebensumständen des jungen Gelehrten gewaltige Veränderungen vor sich gegangen. Schon im selben Jahre, in dem sein „*Besitz*“ erschien, zum Professor extraordinarius befördert, vermählte sich Savigny alsbald mit seiner jungen Landammin Kunigunde Brentano, einer Schwester von Clemens und Bettina, die ihm bis zu seinem Tode eine treue und liebende Lebensgefährtin geblieben ist. Nach Erledigung langjähriger, fruchtbarer Studienreisen, namentlich nach Frankreich, folgte er im Jahre 1808 einem Rufe Bayerns als ordentlicher Professor nach Landshut und von dort bereits 1810 nach Berlin an Preussens neu gegründete Hochschule, die er mit einrichten half und der er bereits in dem Jahre 1812—1813, nach Fichtes Rücktritt, als Rector magnificus vorstehen durfte. Überall, wohin er kam, war er der gefeierte Lehrer, der Liebling gerade der Hervorragenden seiner Schüler; Bettinas Briefe an Goethe, wie Jacob Grimms, eines seiner ältesten und anhänglichsten Hörer, geradezu begeisterte Schilderung geben uns davon anschauliche Kunde; die selten grosse Zahl nachmals berühmter Männer, die namentlich in der Berliner Zeit Savignys Worten gelauscht haben und von ihm für die

Wissenschaft gewonnen wurden, zeigt die Kraft seiner persönlichen Einwirkung. Wohl machte in den späteren Jahren seines Wirkens der Vortrag des grossen Mannes für temperamentvolle Jünglinge, wie Rudolf Hering einer war, die hinreissende Wärme vermessen lassen; aber auch er findet bei seinem Lehrer sonst alle Bedingungen des idealen Dozenten vereint: die majestätische Erscheinung, die melodische und weit vernehmbare Stimme, die Sicherheit und Würde im Vortrag, „die allem, was aus seinem Munde kam, in dem Ohre des Zuhörers den Charakter eines Evangeliums aufdrückte“.

Und weit über den Bereich der unmittelbaren Anregung hinaus war Savigny nunmehr der einflussreichste, unbestrittene erste deutsche Jurist geworden. Zwar dass unserm Vaterlande damals kein bürgerliches Gesetzbuch beschieden ward, ist schwerlich allein auf sein Auftreten zurückzuführen; wie konnte, von der formellen Unzuständigkeit des Bundes ganz zu schweigen, eine Zeit solch nationales Werk zu schaffen gewillt und im Stande sein, in der die reaktionäre Engherzigkeit der Kabinette alle die Hoffnungen alsbald ersticke, die der Freiheitsjubiläum von 1813 in den Köpfen der Besten unseres Volkes erregt hatte? Aber der allgemeinen Richtung der Rechtswissenschaft hat Savigny durch seine Streitschrift desto bestimmter die entscheidenden Impulse gegeben. Schon im nächsten Jahre (1815) konnte er im Verein mit Eichhorn und Göschen die in ihren Fortsetzungen bis auf den heutigen Tag blühende „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ gründen, die alsbald zum einflussreichsten Organ der „historischen Rechtsschule“ wurde. Mit zündenden Worten legte der Meister im ersten Heft des Unternehmens Programm und Aufgabe der neuen Richtung dar; durch eine an Wert wie Umfang gleich hervorragende Sammlung von Einzelaufsätzen — wachser auch als „vermischte Schriften“ in fünf Bänden erschienen — bewies er, dass er nicht nur der Wissenschaft die Wege zu zeigen, sondern auch auf den gewiesenen Pfaden selbst tüchtig voranzuschreiten verstehe. Und nicht die Aufhäufung toten antiquarischen Wissens lag im Plane der echten historischen Richtung, wie wenigstens

Savigny sie verfolgte: es galt ihm, die unvergänglichen Reichtümer des klassischen Römischen Rechts auch unserer Zeit näher zu bringen und für sie verwundbar zu machen. So schrieb er denn seine kolossale, noch heute grundlegende „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter“ in wiederum fünf Bänden, worin er die bisher nicht beachteten Mittelglieder aufdeckte, durch die das Recht des alten Rom auf das neuere Recht der europäischen Kulturvölker hatte einwirken können. Und sein letztes, reifstes und grösstes Werk, mit dessen erstem Bande der Altmeister im Jahre 1840 die juristische Welt überraschte, „Das System des heutigen römischen Rechts“, bewies vollends, dass dem grossen Historiker als der Weisheit letzter Schluss auch der erschien, die gewonnene rechtsgeschichtliche Erkenntnis für das geltende Recht zu verwerten.

Leider ist das System nicht vollendet. Das Vertrauen seines Königs berief Savigny im Jahre 1840 zum Chef des neugebildeten „Ministerium der Gesetzesrevision“ und entzog ihn dadurch der Lehrthätigkeit sowie auf sechs kostbare Jahre der wissenschaftlichen Pflanzung. Als die Frühlingsstürme des Revolutionsjahres 1848 ihn, den stark konfessionell gefärbten Konservativen, von der dorrenen und im ganzen wenig fruchtbaren Bürde des Amtes befreiten, liess sich für den sterbenden Savigny das Verstarke nicht mehr nachholen. Nur der „allgemeine Teil“ des Systems — acht Bände — und hernach noch zwei Bände Obligationenrecht sind bis 1853 erschienen, aber sie genügen, um dem formell und inhaltlich gleich ausgezeichneten Werke einen bis auf den heutigen Tag dauernden bestimmenden Einfluss auf die deutschen Gerichtshöfe und vor allem auf die wissenschaftliche Forschung zu sichern.

Als der Zweieundachtzigjährige am 25. Oktober 1861 die Augen schloss, da endete ein selten reiches Leben, dem es vergönnt gewesen war, die grossen Schätze seines Wissens und Könnens bis zur Neige im Dienste seines Vaterlandes und seiner Wissenschaft nutzbar zu machen. Von ihm gilt, wie von Wenigen, das Dichterwort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“.

Paul Germann.

Friedrich List.

(Geb. am 6. August 1789 zu Reutlingen, gest. am 30. November 1845 zu Kufstein.)

(Hierzu Bildnis No. 185.)

FRIEDRICH LIST, der grosse deutsche Nationalökonom und Patriot, war ein Sohn der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen, in der er am 6. August 1789 geboren wurde. In Württemberg,

an das seine Vaterstadt durch den Reichsdeputations-Hauptschluss gekommen war, widmete er sich der administrativen Laufbahn, in der er es in verhältnissmässig kurzer Zeit bis zum Oberrevisor im

Oberam Tübingen brachte. Seit 1816 lehrte er an der Landesuniversität und erhielt an dieser zwei Jahre später die neu geschaffene Professur für Staatskunde und Staatspraxis. Doch schon 1819 musste er wegen seiner freisinnigen Tätigkeit in der Tagespresse das Lehramt aufgeben.

In demselben Jahre war in Frankfurt a. M. von mehr als fünftausend deutschen Fabrikanten und Kaufleuten ein Verein begründet worden, der darauf abzielte, einerseits die Aufhebung aller deutschen Einzelzollsätze, andererseits die Schaffung eines gemeinsamen deutschen Handels- und Zollsystems zu erwirken. Der Sitz des deutschen Handelsvereins wurde Nürnberg, wo ein Conralsausschuss die Geschäfte leitete, wobei er sich der thätigen Beihilfe des zum Vereins-Konsulenten ernannten List zu erfreuen hatte, der bereits an der Gründung beteiligt gewesen war. Wirklich hatte dieser Verein seinen Anteil an der Begründung der Zollvereinigungen zwischen Württemberg und Bayern, zwischen Preussen und mehreren deutschen Kleinstaaten und der mitteldeutschen Staaten, sowie an der schliesslichen Verschmelzung dieser drei Zollvereinigungen zum Deutschen Zollverein.

Im Jahre 1820 wurde List von seiner Vaterstadt in die württembergische Kammer der Abgeordneten gewählt. Aber auch hier war seiner öffentlichen Thätigkeit in der engeren Heimat ein baldiges Ziel gesteckt. Wegen scharfer Rüge verschiedener Missstände in Verwaltung und Rechtspflege wurde er am 6. April 1822 zu einer Festungsstrafe von 10 Monaten verurteilt, deren Vollstreckung er durch schnelle Flucht nach dem Elsass aus dem Wege ging. Aus der Schweiz kehrte List jedoch 1824 nach Württemberg zurück, wo er sofort auf den Asperg wandern musste. Gegen das Versprechen, nach America auszuwandern, wurde er Anfang des folgenden Jahres aus der Haft entlassen.

Darüber nahm er seinen Wohnsitz in der Nähe von Harrisburg in Pennsylvania und schrieb hier im Jahre 1828 für die Gesellschaft zur Beförderung von Künsten und Gewerben in Philadelphia die „*Outlines of a new system of political economy*“. In dieser zu Philadelphia erschienenen Schrift machte er dem volkswirtschaftlichen System von Adam Smith und dessen Schutze vor allem zum Vorwurf, dass sie in bodenlosen Kosmopolitismus versunken sei und in totem Materialismus überall hauptsächlich den Tauschwert der Dinge ins Auge fesse, ohne die geistigen und politischen, die gegenwärtigen und die zukünftigen Interessen und die produktiven Kräfte der Nation zu berücksichtigen. Nachdrücklich betonte List dagegen die Notwendigkeit einer nationalen Volkswirtschaftspolitik.

Die ihm gelungene Entdeckung ergiebiger Kohlenlager in den Blue Mountains und die Vereinigung mit mehreren Kapitalisten zum Abbau der zum Teil von ihm erworbenen Flöze stellte ihn finanziell vollkommen auf eigene Füsse. Im Jahre 1832 kehrte List nach dem geliebten Vaterlande zurück und wurde 1833 nordamerikanischer Konsul in Leipzig, wo er das Staatslexikon der Liberalen Rotteck und Welcker in das Leben rief, den Bau der Leipzig-Dresdener Eisenbahn anregte und mehrfach für den Ausbau eines deutschen Eisenbahnnetzes in die Schranken trat.

1837 ging er nach Paris, wo er gründliche volkswirtschaftliche Erfahrungen sammelte, kehrte 1840 nach Deutschland zurück und gab 1841 sein Hauptwerk: „Das nationale System der politischen Oekonomie“ heraus, das bis 1883 sieben Auflagen erlebt hat und von bedeutender Einwirkung auf die volkswirtschaftliche Reformpolitik Bismarcks gewesen ist, die sich im Spätherbst des Jahres 1878 ankündigte. 1843 liess sich List in Augsburg nieder und war in seinem „Zollvereinsblatt“ für die Inangriffnahme eines nationalen Handelssystems thätig. Nach ihm war mit Recht erst durch den Zollverein das deutsche Volk zu einem der wichtigsten Attribute seiner Nationalität gelangt, er betrachtete jedoch diese Schöpfung als unzureichend, so lange sie nicht auf das ganze Küstenland von der Mündung des Rheins bis zur Grenze von Polen mit Einschluss der Niederlande und Dänemarks sich erstreckte. Seit 1844 unternahm List mehrere Reisen wegen handelspolitischer Fragen nach Belgien, Wien und Ungarn, 1846 brach er nach England auf, um einer Allianz zwischen Deutschland und Grossbritannien das Wort zu reden, doch hatte er nach dieser Richtung nicht das mindeste Ergebnis zu verzeichnen.

Körperliches Leiden und tiefe seelische Verstimmung drückten dem verzweifelten Patrioten am 30. November 1846 zu Kulstain in Tirol die Pistole in die Hand, mit der er seinem Leben freiwillig ein Ende setzte, einem Leben, das für ihn persönlich wie für seine grossen Ideen so ergebnislos geblieben zu sein schien. Der Geschichtsschreiber Häusser veröffentlichte 1850 und 1851 in drei Bänden die gesammelten Schriften Lists nebst einer Biographie des genialen Nationalökonom; 1863 wurde dem hervorragenden Sohne Reutlingens in seiner Vaterstadt eine Bronzestatue nach dem Modell von Kietz errichtet.

List ist keineswegs der einseitige Protectionist, als den ihn seine Gegner verschrien haben. Vielmehr lehrt nach ihm die Geschichte, dass die Nationen, die mit allen zur Erstrebung des höchsten Grades von Reichtum und Macht erforderlichen Mitteln von der Natur ausgestattet sind, nach Massgabe ihrer

Fortschritte mit ihren Handelssystemen wecheln können und müssen, indem sie durch freien Handel mit weiter vorgeschrittenen Nationen sich aus der Barbarei erheben und ihren Ackerbau emporbringen, hierauf durch Einfuhrbeschränkungen das Aufkommen ihrer Manufakturen und Fischerien, ihrer Schifffahrt und ihres auswärtigen Handels befördern und endlich, auf der höchsten Stufe des Reichthums und der Macht angelangt, durch allmähliche Rückkehr zum Prinzip des freien Handels und der freien Konkurrenz, auf den eigenen wie auf den fremden Märkten ihre Landwirthe, Manufakturisten und Kaufleute gegen Indolenz bewahren und sie anspornen, das erlangte Uebergewicht zu behaupten. Vor allem

nehme List, nicht ausser Acht zu lassen, dass der innere Markt einer Nation zehnmal bedeutender und deshalb wichtiger sei als der auswärtige, selbst da, wo letzterer in höchster Blüthe steht.

List durfte nach seiner umfassenden historischen Kenntnis der Handelsgeschichte die Behauptung wagen, dass auf der Ausbildung des deutschen Schutzsystems das Dasein, die Unabhängigkeit und die Zukunft der deutschen Nationalität beruhe. „Nur in dem Boden des allgemeinen Wohlbüthes wurzelt der Nationalgeist, treibt er schöne Blüten und reiche Früchte; nur aus der Einheit der materiellen Interessen erwächst die geistige und nur aus beiden die Nationalkraft.“

Karl Wille.

Hans David Ludwig von Yorck.

(Geb. am 26. September 1759 zu Potsdam, gest. am 4. Oktober 1830 zu Klein Oels.)

(Hierzu Bildnis No. 187.)

HANS DAVID LUDWIG VON YORCK, aus einer pommerischen Familie stammend, angeblich am 26. September 1759 geboren (verschiedene Angaben Yorcks sind nicht mit diesem Datum zu vereinigen), trat in die preussische Armee, in der auch sein Vater diente. Als Lieutenant 1780 wegen Insubordination kassirt, nahm er holländische Dienste, die ihn nach dem Kap der guten Hoffnung und nach Ceylon führten. Nachdem Holland seinen Frieden mit England gemacht, suchte er bei Friedrich dem Grossen vergeblich die Wiederaufnahme in das preussische Heer nach; erst Friedrich Wilhelm II. erhörte (1787) seine Bitte. Im Kriege von 1806, den er als Kommandeur des Feldjäger-Regiments mitmachte, gehörte er zu den wenigen höheren Offizieren, die nicht den Kopf verloren: als Führer der Nachhut erst des Herzogs von Weimar, dann Blüchers leistete er bei Altenzaun und Waren Vortreffliches. So erhielt er in dem reorganisirten preussischen Heer das Kommando der westpreussischen Brigade und den wichtigen Posten eines Inspektors der leichten Truppen. Als 1811 die Patrioten Friedrich Wilhelm III. für die Schilderhebung gegen Frankreich halb und halb gewonnen hatten, bekam Yorck eine Instruktion, die ihn für ausserordentliche Fälle einen Teil der königlichen Gewalt übertrug; er fand, da der König schliesslich doch dem Bündnisse mit Frankreich den Vorzug gab, keine Gelegenheit von ihr Gebrauch zu machen; aber er sah sich zu Grösserem berufen.

Der Befehl über das preussische Hülskorps, das 1812 mit gegen Russland zog, wurde dem französischen

gesinnten General Grawert übertragen; Scharnhorst sorgte dafür, dass neben ihm als zweiter Befehlshaber Yorck gestellt wurde. Nach wenigen Wochen legte Grawert das Kommando nieder, und Yorck trat an seine Stelle. Gross waren die Erfolge, die er errang, nicht; namentlich blieb Riga unüberwunden. Gerasdo hatte inzwischen Napoleon sich umsonst bemüht, die russische Hauptarmee zu vernichten und den Zaren zum Frieden zu nötigen. Aber während das Centrum der grossen Armeen, das bis Moskau vorgedrungen war, auf dem Rückzug völlig zu Grunde ging, blieb das preussische Korps 17.000 bis 18.000 Mann stark und bekam dergestalt eine weit über seine Zahl hinausgehende Bedeutung. Nun wurde auf russischer Seite die Gegenerschaft Preussens als Unnoth empfunden: seit dem Spätherbst 1812 forderte der Gouverneur von Riga den preussischen Befehlshaber auf, von den Franzosen abzufallen. Derjenige, an den sie ergingen, war erfüllt von den Anschauungen des fridericianischen Staates, der nur eine politische Tugend, den Gehorsam gegen die Befehle des Monarchen, kannte; Yorck wollte schlechtbin nichts wissen von den Reformen, die an Steins Namen geknüpft sind; nach dessen Sturz hatte er gejubelt, ein unsinniger Kopf sei schon zertreten, das andere Namensgeschmeiss werde sich in seinem eigenen Gift auflösen. Dabei aber war er geschwellt von dem Stolze auf sein geliebtes Preussen, voller Ingrimm ob der Demütigungen, die ihm die Franzosen bereiteten. So wies er denn die russischen Anträge nicht ganz ab; er fragte in Berlin an, bekam aber eine nichtsagende Antwort; schliess-

lich hat Friedrich Wilhelm III. die Verhandlungen mit den Russen geradezu verboten. Eine wehr- geschichtliche Entscheidung war in Yorcks Hände gelegt. blieb er den Franzosen treu, so war deren Rückzug zum Stillstand gebracht, das Vordringen der Russen aufgehoben; sicher, dass dann weder der preussische König noch sein Minister (Hardenberg) den Kampf gegen Frankreich gewagt hätte. Dadurch, dass Yorck seine Vollmacht in unerhörter Weise überschreitend und die Ordnungen des fridericidischen Preussens durchbrechend, mit den Russen am 20. Dezember 1812 die Konvention von Taurroggen schloss, ist er sozusagen der Geburtshelfer des deutschen Freiheitskrieges geworden.

Rühmvoll bleibt auch, was er ferner in den Feldzügen von 1813 und 1814 an der Spitze seines Korps that, vor allem der Uebergang über die Elbe bei Warthenburg (3. Oktober 1813) und die Schlacht bei Mückeln (16. Oktober 1813). Doch kann nicht verkannt werden, dass er, den Grundsätzen der alten Kriegführung anhängend und von einer tiefen Abneigung gegen Gneisenau erfüllt, dessen geniale Pläne mehr als einmal gebremst hat.

Er ist gestorben am 4. Oktober 1830. Vortrefflich hat ihn Clausewitz charakterisiert: „Ein heftiger leidenschaftlicher Wille, den er aber in ausserordentlicher Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er in beständiger Resignation verbergte, und ein starker kühner Charakter zeichneten diesen Mann aus.“

Max Lehmann.

Karl Theodor Körner.

(Geb. am 23. September 1791 zu Dresden, gest. am 26. August 1813 bei Gadebusch.)

(Hierzu Bildnis No. 28.)

Der Ruhm Theodor Körners beruht in weit höherem Grade auf seinem heldenhaften Leben und Tod, als auf seinen poetischen Leistungen. Ihm wurde das Glück zu teil, die Gesinnungen, die er im Liede ausgesprochen hatte, durch seinen Tod zu besiegeln. Er war, wie Uhland sagt, „zugleich ein Sänger und ein Held“. Aufgewachsen in der Begeisterung für Goethe und Schiller, die in seinem väterlichen Hause heimisch war, erfüllte er sich von Jugend auf mit dem edelsten Enthusiasmus und zeigte, obwohl von Kind ab schwächlich und der Schonung bedürftig, schon frühzeitig eine grosse Festigkeit des Willens. Für das Bergfach bestimmt und seit seinem siebzehnten Jahre in Freiburg für seine Berufsbildung thätig, verliess ihn die Vorliebe für die Poesie auch in seiner Studienzeit nicht, in sie wurde so mächtig in ihm, dass er seine wissenschaftlichen Studien aufgab, um sich mit Genehmigung seines Vaters nach Wien zu wenden. Hier wurde er von Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel liebevoll aufgenommen und beschäftigte sich anfangs auf das eifrigste mit geschichtlicher Lektüre, in der Absicht, aus ihr brauchbare Stoffe für seine Dichtungen zu gewinnen. Die Arbeit ging ihm leicht von der Hand. Seine Lustspiele fanden den Beifall des Publikums, und selbst Goethe liess sie in Weimar auführen. Eine grössere Aufgabe stellte er sich, als er es unternahm, den Freiheitskampf der Ungarn gegen die Uebermacht des Sultans Soliman II. in seinem „Zriny“ darzustellen. In Anerkennung seiner dramatischen Leistungen erhielt Körner am 9. Januar

1813 die Anstellung als Hoftheaterdichter in Wien. Er sollte diese Stellung nicht lange inne haben. Als der Ruf zu den Waffen erscholl und das preussische Volk sich anschickte, das Joch des französischen Unterdrückers abzuschütteln, gab Körner seinen Posten in Wien auf und trat trotz seiner Verlobung mit Antonie Adenberger schon am 19. März desselben Jahres in das Lützowsche Freikorps ein, das er als „Lützows wilde verwegene Jagd“ für alle Zeiten beühmt gemacht hat. Von nun an begleitete er die kriegerischen Streifzüge seines Korps mit Kitzungen seiner Muse. Was er dichtete, sangen ihm die Lützowschen Jäger begeistert nach, alle, wie er von dem Gedanken, den Schiller in der „Jungfrau von Orleans“ ausgesprochen hatte, erfüllt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Ein Hauch von Schillers Geist überzog sich auf seine feurige Seele und durchdrang die Lieder, die seinem Munde in der Zeit weniger Monate reichlich entströmten. Bereits in einem Ueberfall beim Dorfe Kitzten in der Nähe von Leipzig schwer verwundet und zur Trennung von seiner Truppe gezwungen, wurde er, kaum wieder genesen, in dem Gefecht bei Gadebusch am 26. August 1813 durch eine Kugel in den Unterleib tödlich getroffen. Seine Waffenbrüder begruben ihn bei dem Dorfe Wöbbelin im Mecklenburg-Schwerinschen unter einer hohen, mächtigen Eiche. Die Erinnerung an sein Leben und Wirken wird in dem von Emil Paschal zu Dresden errichteten Körner-Museum pietätvoll gepflegt.

H. A. Locr.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

(Geb. am 24. Januar 1776 zu Königsberg i. Pr., gest. am 25. Juni 1822 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 285.)

HOFFMANN ist eine der merkwürdigsten und eigenartigsten Erscheinungen nicht nur in der Geschichte der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts. Das allgemeine Urteil bei uns sieht auch heute noch in der Geister- und Gespensterkunst Hoffmanns, der in der Stadt Kauts, in der Stadt der reinen Vernunft, das Licht der Welt erblickte, allzu sehr eine nur absonderliche seltsame Dichtung, das Krzenge mit einer schrankenlosen, durch kein Wirklichkeitsgefühl mehr geleiteten wilden und wirren Phantasie. Man möchte seine durch und durch dämonische Poesie bloss als die Ausgeburt eines Opiumrausches und trunkenen beim Champagner durchschwärmter Nächte ansehen und behandeln den Dichter der „Eidre des Teufels“ zu ausschliesslich als einen von Fieberträumen geheizten und gequälten Geist. Doch steht er keineswegs so vereinzelt, so zur Seite, wie das auf den ersten Anblick erscheint. Ja, vielleicht hat von den Dichtern der deutschen Hochromantik, der eigentlichen und echten Romantik zu Beginn dieses Jahrhunderts, in der Atelierwelt, in der Welt der schlafenden Künstler selber, Niemand einen so starken Einfluss ausgeübt, wie gerade er. Keiner von den ihm näher verwandten Geistern hat so unmittelbar, so einzel- und eigenpersönlich auf die Nachfolgenden eingewirkt und so weite weltliterarische Kreise eingezogen. Die Franzosen haben das Wesen der deutschen Romantik vorzugsweise und in erster Linie aus den Erzählungen Hoffmanns kennen gelernt und man verspürt deutlich seine Einflüsse nicht nur bei den Aelteren, den Zeitgenossen Victor Hugo, bei Noddy, auch bei Balzac, sondern nicht weniger mächtig bei den jüngeren Zeitgenossen, bei den sogenannten Symbolisten, bei Maeterlinck und Anderen. Man wittert sie in der englischen Literatur, in der Weihnachtserzählung eines Charles Dickens und besonders stark in den phantastischen Novellen des Amerikaners Edgar Allan Poe, der jedoch nur wenig von der tieferen dämonischen Weltanschauung des Deutschen zu ergreifen wusste. Denn man darf Hoffmanns Geister- und Gespensterwelt nicht als eine bloss Welt des Märchens und der Wunder, einer rein spielenden tollen Phantasie ansehen, sondern man muss sie erkennen als den wohl weitestgetriebenen, vollkommensten und schärfsten Ausdruck gewisser metaphysischer Erkenntnisse und psychologischer Auffassungen, die in der Philosophie der Romantik dahelien sind. Die Hoffmannsche Kunst wurzelt in einer tief mystischen, illusionistischen Weltanschauung, welche die Dinge der Wirk-

lichkeit nur als Traum- und Scheingebilde ansieht, zum Teil in platonischen Wegen einwärtschreitet und das wahre Sein in eine unterbewusste Welt hineinverlegt, die jedoch die Welt unserer Sinne vollkommen beherrscht, und aus welcher diese erst hervorgeht. Der Glaube an ein menschliches Doppelbewusstsein spielt in seine Psychologie mit hinein. Und als echter Romantiker hält auch Hoffmann Poesie und Kunst für die eigentlichen, wesentlichsten und tiefsten Offenbarungen des Weltgeistes, in denen sich dieser am vollkommensten und unmittelbar erfüllt. Sie lassen uns den „heiligen Einklang aller Wesen“ verspüren, welcher „das tiefste Geheimnis der Natur“ bildet. Das ganze Leben will daher künstlerisch aufgefasst und gestaltet werden, und all die Ironie und Satire, der tolle gespensterische Humor und Witz des Dichters geistert den reinen Vernunftmenschen, den Philister und praktischen Alltagsmenschen, der von den Seltsamkeiten und Rätseln unseres Daseins nichts ahnt und „postulos“, das heisst beschückt, engherzig, eingefangen von den nächtlichen Natürliehkeitsinteressen, durch die Welt dahingehet und sich losreisst aus der Einheit alles Seins. Die mystische Weltanschauung vereinigt sich bei Hoffmann mit einer ungewöhnlich starken realistischen Gestaltungskraft, mit einer scharfen Beobachtung und einer sinnlich lebendigen Ausdrucksweise, und so findet man in seinen Werken eine Darstellung der Bilder und Zustände des Traumlebens, visionären Wesens, überhaupt der Nachtseiten der Natur, er weiss die Angst und das Grauen mit so grosser künstlerischer Meisterschaft zum Ausdruck zu bringen, wie kein anderer Dichter vor ihm. So hat er allerdings neue Töne angeschlagen und das Gebiet der Poesie erweitern können. Die Elemente des Hoffmannschen Dämonismus bilden einen sehr charakteristischen Bestandteil in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und geben ihr eine besondere eigenartige Färbung. In seinen Erzählungen kommt der Widerspruch gegen die materialistisch-naturalistische Hauptströmung am deutlichsten und überzeugtesten zum Ausdruck, und die Phantasie, welche keine andere Göttin neben sich duldet, sitzt bei ihm in voller Selbstherrlichkeit auf dem Thron. Nachdem er in Königsberg die Rechte studiert und in Grunziglau und Berlin an den dortigen Gerichten gearbeitet hatte, kam er 1800 als Assessor nach Posen und von dort zwei Jahre später als Rat nach Plozk an der Weichsel, wo er zum erstemal als Schriftsteller an die Öffentlichkeit trat. Im Früh-

Jahr 1804 siedelte er nach dem preussischen Warschau über und machte dort die Bekanntschaft mit Eduard Hitzig, dem treuen Freund auch seiner späteren Berliner Jahre, der ihn mit Zacharias Werner in nähere Verbindung brachte und in die Ideen- und Gefühlswelt der vor kurzem erwachten romantischen Schule einföhre. Hineingerissen in die Strudel eines wilden und bunten gesellschaftlichen Treibens, kam er in dieser Zeit nur wenig dazu, die reichen und grossen Geistesgaben, die in ihm schlummernten, zusammenzufassen. Es steuerte ein Universalgenie in ihm, das alle Künste umspannte und noch umringt ihn und her testete, ob es als Dichter, als Maler oder als Musiker sich „organisieren“ sollte. Die musikalische Schöpferkraft, die in ihm ruhte, ringt auch in seinen Erzählungen überall nach Worten und nach Gestaltung. Aus Begeisterung für Mozart verwandelte er seine eigentlichen Namen Ernst Theodor Wilhelm in Ernst Theodor Amadeus um, Beethovens Grösse wurde von ihm als einem der Ersten empfunden, seine eigene — verloren gegangene — Oper „Dulcinea“ nannte Weber eines der geistvollsten Werke der neueren Zeit und Hans von Wolzogen hat Hoffmann in einem besonderen Buche als Vorläufer Wagnerscher Kunst und Kunstanschauungen gefeiert. Der Einmarsch der Franzosen in Warschau machte der Besatzungsbahn des Dichters vorläufig ein jähes Ende, und dieser sah sich gezwungen, seine mannigfachen Talente in den Dienst des Broterwerbs zu stellen. Der Gerichtsrat ging unter das Theaterwölchchen und ward Musikdirektor, zuerst an der Bambergener Bühne, dann bei der Jos. Secunduschen Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in Dresden und in Leipzig ihre Vorstellungen gab. So überstand er als fahrender Ko-

mödiant die schweren Jahre von 1806 bis 1814 und in ihnen reifte auch der Dichter heran, der die Erzählungskunst der reinen und echten Romantik am vollendeten ausbildete. Jean Paul leitete Hoffmanns erstes Buchwerk „Phantasiestücke in Callots Manier“ (1814) mit einer Vorrede ein, und Jean Paul und Hoffmann stehen auch sonst künstlerisch in näheren Beziehungen zu einander. Etwas Verwandtes liegt ihnen Beiden zu Grunde. Merkwürdigerweise aber übertrifft der „Romantiker“ den „Klassiker“ an Klarheit der Komposition, an Deutlichkeit und Schärfe der Gestalten. 1816 trat der Dichter auch wieder in den Staatsdienst ein und kam als Kammergerichtsrat nach Berlin.

In der Weinstube von Lutzer u. Wegener, im Bunde mit Ludwig Devrient, hielt er damals jene Sitzungen ab, die in der Theater- und Literaturgeschichte berühmt geworden sind. Aber zugleich entfaltete er auch eine reiche und üppige dichterische Thätigkeit, die zuletzt seine Nerven zerrüttete. Es entstanden in dieser Zeit fast alle seine Werke: „Die Serapionsbrüder“, „Klein Zaches“, „Meister Fink“, „Lebensansichten des Katers Murr“ u. s. w. Als seine Meisterschöpfungen gelten bei der grosseren Allgemeinheit verschiedene Novellen, wie „Das Fräulein von Scudéry“, „Meister Martin“, „Doge und Dogaresse“, „Meister Johannes Wacht“. Doch dieses Urteil der Literaturgeschichte darf man nicht so unbesonnen unterschreiben. Es sind nur die „zahnsten“ von seinen Schöpfungen, die für das durchschnittliche Fassungsvermögen am zugänglichsten sind, aber auch die uncharakteristischsten. Der echte Hoffmann steckt wohl am meisten im „Kater Murr“, in den „Blüthe des Teufels“ und ähnlichen „wilderer“ Phantasieerzeugnissen.

Julius Hart

Alessandro Manzoni.

(Geb. am 7. März 1788 in Mailand, gest. am 22. Mai 1873 ebenda.)

(Hiero Böhm's No. 196.)

Das Studium Manzoni's, seines Lebens und seiner Werke, gehört zu den beglückenden Arbeiten des Literaturhistorikers. Scharfen Verstand und milde Weisheit, Feinheit und Kraft, ein festes Wurzeln im heimisch Nächsten, heisse Liebe zum Vaterlande und zugleich ein ruhiges Ueberschauen der weitbewegenden Mächte: Alles das hat hier eine einzige Begabung umschlossen und in unvergänglichen Dichtungen ausgeprägt. Und heutz, wenn schon menschlicher Weise nicht ungetrüb, war sein äusseres Lebenslos. Liebe und Freundschaft edler, geistig

hochstehender Menschen umgab ihn von seinen jungen Jahren an; früh fand der Dichter die laute Anerkennung der grössten seiner Zeitgenossen; den Sarg des im höchsten Alter Hinweggenommenen umstand in ehrfürchtiger Bewunderung und Dankbarkeit sein befreites und gesintes Volk.

Alessandro Manzoni ist am 7. März 1788 in Mailand geboren, der Sohn des Grafen Pietro. Seine Mutter Giulia war eine Tochter Beccaris. Der geistliche Unterricht seiner Jugend blieb zunächst ohne jeden tieferen Einfluss auf ihn; er erregte ihn

Widerwillen. In Mailand und von 1805 an mehrere Jahre in Paris, erfüllte er sich mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts; als Verehrer Parinis, Alfieris und Monti wuchs er auf. Unter dem Einflusse Fauriels aber, dem er in Auteuil, im Kreise von Mme Condorcet nahe trat, begann sich in ihm, nicht gerade eine Reaktion gegen seine bisherigen Anschauungen, wohl aber eine Klärung zugleich und Vertiefung seiner künstlerischen Prinzipien zu entwickeln, der Gegensatz weniger gegen die klassische Kunst als gegen die Klassizisten Italiens, es begann der Umschwung, der ihn dann zu dem gemacht hat, was er auf der Höhe seines Schaffens war: der künstlerisch besonnenste, reifste unter den Dichtern, die sich während der Restauration in Italien als Romantiker bezeichnen. Sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, ästhetisch und sittlich, denn beide Begriffe begannen fortan für ihn immer mehr sich zu nähern, hat er schon 1806 in den Versen auf den Tod Carlo Imbonatis ausgesprochen, dann vorzüglich in der Korrespondenz mit Fauriel; und in dem Dankesbrief, dessen Uebersetzung Goethe 1823 in „Kunst und Alterthum“ veröffentlichte, schreibt er dem grössten seiner Kritiker, er habe ihn in seiner Ueberzeugung befestigt, „dass ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen das beste Mittel sei: festzuhalten an der lebhaften und rühmigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen (temporären) Anforderungen des grössten Theils der Leser.“ Es ist wie ein Bekenntnis aus Goethes eignen Munde, ein scheinbar selbstverständliches Prinzip echt künstlerischer Thätigkeit, von dem nicht abzuweichen aber immer nur die Grössten Kraft genug gehabt haben.

Im Jahre 1808 heiratete Manzoni Henriette Blondel, eine aus Genf stammende Protestantin, und nach reformiertem Ritus wurde das Paar in Mailand von Johann Caspar Orelli getraut. In Paris aber, wo sie dann wieder ihren Wohnsitz nahmen, bekehrte sich die junge Frau zum Katholizismus und erweckte zugleich in Manzoni die ideale und grosse Auffassung dieser religiösen Glaubensform, die er dann nie mehr aufgegeben hat, und von der vor allem sein Roman ganz erfüllt ist. Zunächst entsprossen diesem Grunde die „Heiligen Hymnen“, deren erste „Die Auferstehung“ (La Risurrezione) 1812 gedichtet ist. Es folgten bis 1815 „Der Name Mariin“, „Die Geburt“, „Die Passion“ und sieben Jahre später noch „Pflingsten“, das schönste, reifste dieser Gedichte, nicht von der konzentrierten, drängenden Kraft des „Veni, creator spiritus“, sondern von weicher, weit sich ausdehnender lyrischer Bewegung erfüllt. In ihrer Gesamtheit sind diese Hymnen der bedeutendste poetische Versuch der

Restauration in Italien, die wieder erwachte christliche Religiosität mit den humanen Idealen des achtzehnten Jahrhunderts zu verbinden; ihre Form zeigt deutlich klassische Elemente. Humanität, wenn wir dem Worte all den Inhalt zurückgeben, den es durch verschwenderischen Gebrauch heute verloren hat, würde überhaupt das Wesen Manzonis am besten bezeichnen, sie ist auch der Grundzug seiner politischen Oden und Chöre. Das zeigen die beiden Oden aus dem Jahre 1821. Die erste, „März 1821“, während der revolutionären Erhebung Piemonts gedichtet und „dem leuchtenden Andenken Theodor Körners, des Dichters und Kämpfers für die Befreiung Deutschlands“ gewidmet, ist ein Apell nicht nur an Italien, sondern zugleich an die anderen Völker Europas.

Die andere, die Ode auf den Tod Napoleons, ist das ergreifendste künstlerische Manifest christlich religiöser Auffassung weltgeschichtlicher Mächte, das unser Jahrhundert hervorgebracht hat. In unvergänglichen Linien hat hier der Genius den Genius, seine Grösse und seine Tragik gezeichnet. Den Deutschen hat Goethe eine Uebersetzung, vielmehr in den schweren majestätischen Formen seiner Alterssprache eine Nachdichtung geschaffen, welche die gewaltigen Bilder, die unbegrenzten Perspektiven des italienischen Originals bewunderungswürdig wieder giebt.

Als historischer Lyriker und Epiker steht Manzoni am höchsten. Auch in seinen beiden Dramen: Carmagnola (1820), einen Stoff aus den Kämpfen Venedigs und Mailands im fünfzehnten Jahrhundert behandelnd, und „Adelchi“ (1822), dessen Inhalt die letzten Kämpfe der Longobarden in Italien gegen Karl den Grossen geliefert haben, sind allein die drei eingefügten Chöre der unvergängliche Teil. Der erste Chor des „Adelchi“ und der Chor des „Carmagnola“ sind patriotische Tendenzdichtungen edelster Art und Form.

Manzonis Weltruhm aber ruht auf seinem Roman: „Die Verlobten“, dem einzigen, den er geschrieben hat. Genaueste historische Kenntnisse, innige Vertrautheit von Jugend auf mit dem Gegenstand, welche die Handlung berührt, eine reiche innere und äussere menschliche Erfahrung, vor allem natürlich die angeborene gestaltende Kraft der Phantasie haben hier ein Werk geschaffen, dem, wenn gleich es ein historischer Roman ist, das heute so freigebig verteilte Lob des künstlerischen Realismus vor so vielen gerühmten Romanarstellungen gleichzeitiger Ereignisse gebührt. Die phantastische ästhetische Forderung, die eigne Persönlichkeit und ihre sittliche Weltanschauung in seiner Arbeit verschwinden zu lassen, hat der erfahrene Mann und reife Künstler natürlich selber keinen Augenblick

an sich gestellt; mit Recht hat man unlängst noch in Italien von ihm gesagt, er sei der grösste Humanist, den das Land hervorgebracht hat.

Manzoni hatte die vierzig hinter sich, als der Roman nach einer Arbeit von mehr als fünf Jahren beendigt war, und abermals über ein Jahrzehnt setzte er noch daran, um dem Werke durchgehends die florentinisch-italienische Sprachform zu geben, in welcher es seit 1840 gedruckt wird, die er als einheitliche Literatursprache über ganz Italien ausgedehnt wünschte. Diese Bestrebungen, daneben durch dialektische Schärfe ausgezeichnete Untersuchungen auf dem Gebiet der literarischen und ästhetischen Kritik und historische Arbeiten, wie sie ihm schon früher beschäftigt hatten, füllten nur zum Teil die Musse seiner späteren Jahre; eine schwäch-

Ecke Konstitution nötigte ihn frühzeitig zur Enthalt- samkeit in geistiger Arbeit. Geselligkeit und freundschaftliche Verbindungen waren ihm zeitlebens ein Bedürfnis; sein vertrauester Freund Tommaso Grossi ist fünfzehn Jahre sein Hausgenosse gewesen, mit Giuseppe Giusti verknüpfte ihn später ein Verhältnis behaglicher Freundschaft, mit Rosmini bewundernde Verehrung. In einem Leben, dessen Dauer die Grenzen, welche dem Menschen auf Erden gesteckt zu sein pflegen, weit überschritt, sah er die meisten seiner Freunde, auch die meisten der Seinigen vor sich dahingehen, sah aber auch die Geschichte des Vaterlandes nach sich vollenden wie er in jüngeren Jahren ersehnt und prophezeit hatte. Am 28. Mai, dem Himmelfahrtstage 1873 ist Alessandro Manzoni gestorben.

Max Cornicelius.

Friedrich Hebbel.

(Geb. am 18. März 1813 zu Wesselburen in Dithmarschen, gest. am 13. Dezember 1863 zu Wien.)

(Hermann Bildnis No. 194.)

Das Kind ist des Mannes Vater. Dieser Anspruch des Engländers Wordsworth, den Lewes seinem Buche „Goethes Leben“ vorangestellt hat, lässt sich mit grösstem Recht auch auf Hebbel anwenden. Die Eindrücke, die ein bedeutender Mensch in früher Kindheit empfangen, werden freilich mehr oder weniger immer durch sein ganzes Leben nachwirken, aber mehr als anderswo zeigt sich das bei Hebbel. Der Druck einer harren rüthen Knabenzeit liegt über seinem ganzen Leben, auch über den Jahren des Gelingens. Abgesehen von andern, beweisen das seine mit grosser Offenheit, mit unerbitlicher, nur durch das berechnete Bewusstsein eigenen Wertes und voll erfüllter Pflicht erklärlicher Wahrheitsliebe gegen sich selbst geführten Tagebücher.

Und wie klar liegt der Zusammenhang zwischen Saar und Frucht am Tage! — In den ärmlichen Verhältnissen des Vaterhauses bietet sich dem Kinde kein anderer Lesestoff, als die Bibel und ein altes Sagenbuch. So tauchen vor seinem inneren Auge früh die stolzen Schatten empor, an denen sich seine schaffende, lebensverleihende Dichterkraft einst am stärksten herthigen sollte, Judith und Holofernes, Herodes, Genoveva und Chriemhild!

Er selbst hat einmal die Nordsee seine Amme genannt, und etwas wie der rauhe Hauch des Meeres umschwebt seine Gestalt, etwas von der Erhabenheit, aber auch von der ungebändigten trotzigen Wildheit, von dem Grenzlosen des Meeres lebt in seinen

Werken. Wenn wir es bewundern, wie ihn, seiner grossen Natur entsprechend, immer das Gigantische, fast Uebermenschliche reizt, so vermissen wir doch oft genug das weise Masshalten, das künstlerische Unterscheidungsvermögen. Sein Vorzug wird sein Fehler, und seine Freude am Gewaltigen sinkt oft herb zu Lust am Seltsamen, ja, Unnatürlichen!

Jenes ausserordentliche Festhalten der Kindheitsindrücke ist zugleich ein charakteristisches Zeichen der zähen nordischen Eigenart des Dichters, die mit eiserner Geduld alle Hindernisse überwindet, unbeirrt das einmal erkannte Ziel verfolgt und endlich erreicht.

Nach dem frühen Tode des Vaters, der den Zwölfjährigen ohne Verständnis und Rücksicht gegen über anderen Neigungen zu dem eigenen Beruf, dem Handwerk des Maurers, bestimmt hatte, kam Friedrich Hebbel 1827 als Schreiber und Botengänger in das Haus des Kirchspielvogts Mohr zu Wesselburen. Hier musste er unter mannigfachen Demüthigungen sieben lange Jahre ausharren. Einen schwachen Trost gewährte ihm die Erlaubnis, die Bibliothek seines Herrn zu benutzen, sowie eigene dichterische Versuche. Erst 1835 gelang es dem unablässig nach Befreiung Sirebenden, den unerträglich gewordenen Verhältnissen zu entkommen. Er ging, um sich dort auf die Universität vorzubereiten, nach Hamburg, wo ihm die Schriftstellerin Amalie Schoppe Unterstützung verschafft hatte. Allein seine beschließenden Pläne verhinderten ihn, seine gesamte Kraft auf das nun Zu-

nächstliegende zu konzentrieren, die Beschäftigung mit diesen Dingen schien ihm bald eine in seinen Jahren gefährliche Verzögerung, und so ging er 1836, ohne seine Vorbildung vollendet zu haben, nach Heidelberg, um sich dort zunächst dem Studium der — Rechte zu widmen. Sehr schnell indessen wandte sich sein Interesse ausschließlich der Geschichte und der Aesthetik zu, und als er nach einem halben Jahre nach München übersiedelte, liess er das Jus vollständig fallen. Sein fast dreijähriges Verweilen in dieser Stadt hat er selbst mit vollstem Recht als hochbedeutend für seine Entwicklung bezeichnet. Zum erstenmal ganz auf sich selbst gestellt, wenn auch noch immer von Hamburger Freunden unterstützt, erstarrte hier seine Eigenart ausserordentlich. Hier, unter dem Zauber vollster persönlicher Freiheit, unter dem Hauche des reichsten Kunstlebens, erfasste zuerst seine Dichterkraft mächtiger ihre Schwingen, drängten sich ihm zuerst grössere Stoffe zu grösserer Bearbeitung auf.

Freilich, was er schrieb, blieb auch jetzt noch mehr oder weniger unbedeutend: viele lyrische Gedichte, einige Novellen und die humorgewürzte Erzählung „Schneek“. Und er ward sich bewusst, dass seine mächtige Naturanlage eine gewisse Schwerfälligkeit bedingte, die ihn für Arbeiten kleineren Stiles, für Zeitungsschreiberei untauglich mache, dass er seine Kraft an etwas Grösseres setzen müsse, mit dem er siegen oder fallen würde.

1840 nach Hamburg zurückgekehrt, trat er zu Elise Lensing, einem Mädchen, mit dem er schon bei seinem ersten Hamburger Aufenthalt verkehrt hatte, das ihn verstand und bewunderte, in ein Liebesverhältnis. Um diese Zeit schrieb er, sich klar darüber, das er etwas Entscheidendes unternehmen, seine Tragödie „Judith“.

War er, besonders eben infolge jenes Verhältnisses zuerst gezwungen gewesen, durch Aufsätze für Zeitschriften das Nützlichste herbeizuschaffen, und war sein Selbstbewusstsein dadurch in bedenklicher Weise herabgedrückt worden, so führten die ersten Ausführungen der „Judith“ und die Aufnahme, die das Stück auch bei der ersten Kritik fand, einen Umschwung herbei. Sie stützten das Vertrauen auf seine Kraft und beflößelten mit neuem Mut. So schuf er denn in den nächsten beiden Jahren die Tragödie „Genoveva“, durch die er ebenfalls Beifall und Ruhm erntete, und die — freilich weniger bedeutende — „phantastische Komödie“, „Der Diener“. Auch gab er seine „Gedichte“ heraus und begann an einem grossen Drama „Moloch“ zu arbeiten, das leider nie vollendet wurde.

Im Jahre 1842 wandte der Dichter dem durch den grossen Brand verwüsteten Hamburg den Rücken und unternahm eine Reise nach Kopenhagen, um

sich bei dem Herzoge von Schleswig-Holstein, König Christian VIII. von Dänemark, um ein Reise-Stipendium zu bewerben, das er auch für die Dauer von zwei Jahren erhielt. So finden wir ihn 1843 in Paris, wo er das erschütternde, aber durch seine Uebersetzungen abtösende bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena“, dichtete. Nach einem weiteren Aufenthalt in Italien lernte er 1845 auf der Rückreise nach Hamburg in Wien die talentvolle Darstellerin der „Judith“ und „Genoveva“, die Hofburgschauspielerin Christine Henriette Engehausen, kennen, und es entwickelte sich rasch zwischen den beiden eine innige Zuneigung, die im folgenden Jahre zur Heirat führte.

So sah sich Heibel dauernd an Wien gefesselt, brachte aber später, hier wie dort unermüdlich arbeitend, die Sommermonate in Orth am Graudenzee See zu, wo er sich 1855 ein Landhaus gekauft hatte. Schon die Einkünfte seiner Frau gewährten ihm sorgenfreie Masse zum Schaffen, während, wenigstens in den ersten Jahren, seine eigenen Einnahmen kaum hinreichten für die freilich reichlichen Unterstützungen, die er, wie auch später, der verlassenen Elise Lensing zuwandte. — Heibel starb zu Wien am 13. Dezember 1869.

Des Dichters Hang zum Ungewöhnlichen tritt schon in vielen seiner erhaltenden Gedichte hervor, aber auch hier zeigt sich seine ursprüngliche dramatische Anlage und die Kraft seines Wesens. Doch vermissen wir in ihnen oft auch in der äusseren Gestaltung die ordnende Hand des Künstlers, und ansche befriedigen nicht trotz ihres grossen Gedankenreichtums, vielleicht eben wegen dieses Reichtums. Von ganz besonderer Schönheit sind dagegen einige von Heibels Liedern, wie das „Nachtlied“, „Spuk“, „Sturmabend“, „Nachklang“, „Ich und Du“ und „Lied“, und schon um ihrerwillen verdiente auch der Lyriker Heibel trotz mancher Minderwertigen grössere Anerkennung, als er bis dahin gefunden. Ebenso hat er sich als hervorragender Epiker in dem Idyll „Mutter und Kind“ bewährt, das, voll epischer Ruhe, im Gegensatz zu seinen meisten anderen grösseren Werken, einen rein menschlichen Konflikt rein menschlich und mit grusser Einfachheit und Zartheit behandelt. Von seinen Dramen stehen künstlerisch am höchsten die späteren, „Gyges und sein Ring“, „Michel Angelo“ und „Die Nibelungen“, jene grossartige Trilogie, an der er sieben Jahre, von 1855—1862, arbeitete, und die ihm 1863 den grossen Schillerpreis eintrug. Die beiden ersten leiden nicht an dem Uebertriebenen, Masslosen, zeigen nicht das gewissermassen wollüstige Wühlen im Grausigen, das die früheren Dramen, wie „Judith“, „Genoveva“, „Maria Magdalena“ „Julia“ u. a. trotz der sie auszeichnenden

scharfen, schlagenden Charakteristik und fort-reißenden dramatischen Gestaltungskraft erfüllt. Dagegen weisen auch sie und vor allem „Die Nibelungen“ diese Vorzüge auf, und in diesem letzten Werk wirkt das Uebernatürliche in Handlung und Charakteren für uns nicht unnatürlich, und das Furchtbare nicht so abstoßend, wie bei jenen Schöpfungen, da schon der Stoff selbst uns in eine das Mensch-

liche überragende Sagenwelt zurückversetzt. Alles in allem haben wir seit Heinrich von Kleist einen Dramatiker von so ursprünglicher mächtiger Begabung, wie Heibel, nicht gehabt, und vielleicht hätten wir, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, auch noch abgeklärtere Werke dieses ausserordentlichen Talentes empfangen, Werke von höchster künstlerischer Vollerendung.

Paul Wernke.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

(Geb. am 6. Dezember 1804 zu Hamburg, gest. am 26. Januar 1860 zu Koburg.)

(Hierzu Bildnis No. 192.)

WILHELMINE SCHRÖDER war eines jener Theaterkinder, die schon durch ihre Alterstimmung und durch die Eindrücke ihrer frühesten Umgebung für die Bühnenlaufbahn bestimmt scheinen. In ihren Adern rohte echtes Künstlerblut: Der Vater, Friedrich Schröder, war ein tüchtiger Baritonist, die Mutter die berühmte Tragediö Sophie Schröder. Von dieser erhielt Wilhelmine die erste Ausbildung für die Bühne, der sie in ihrer Kindheit als Tänzerin, dann zunächst als Schauspielerin angehörte. Erst 1821, also siebenjährig, ging sie zur Oper über. Diese Entwicklung ist beachtenswert; sie befähigte die Sängerin, alle Mittel der Darstellungskunst in den Dienst ihrer Aufgaben zu stellen. Gehörte insofern die Schröder noch zu der älteren Künstlergeneration, deren Traditionen immer mehr einer Spezialisierung der einzelnen Fächer gewichen sind, so darf sie in anderer Beziehung die erste moderne Sängerin genannt werden. Ihre eigentliche Begabung liess sie nämlich in der Oper den Schwerpunkt auf das Dramatische legen. Auch darin ist wohl der massgebende Einfluss der mütterlichen Erziehung zu sehen. Ihre Gesangkunst, die sie Joseph Mozart in Wien verdankte, blieb zeit lebens eine lückenhafte und konnte sich mit der ihrer berühmten Zeitgenossinnen, einer Pasta, einer Malibran oder Sontag nicht messen, obgleich Wilhelmine später in Dresden und Paris manches nachzuholen versuchte. Wodurch sie ihre Triumphe errang, das war die Innerlichkeit ihrer Auffassung, die hin-reissende Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihre Rollen darstellte. Sie zuerst schuf den Gegensatz der „dramatischen Sängerin“ zur koloraturgewandten Gesangskünstlerin, der bis dahin nicht existiert

hatte, und ward so die Begründerin der modernen Schule, wie sie denn die erste eigentliche Wagner-sängerin gewesen ist. Ihr Vorbild wurde nicht nur für den Operngesang, sondern, durch die Wirkung auf die Komponisten, auch auf die Entwicklung der Oper selbst von weitgehender Bedeutung.

Ihren Ruf begründete Wilhelmine Schröder in Wien, als sie am 9. November 1822 die Leonore in Beethovens „Fidelio“ in einer Weise sang, die dem bis dahin verkauften Meisterwerke wesentlich zu seinem Erfolg verhalf. Von 1823 an war sie mit kurzen Unterbrechungen an der Dresdener Hofoper thätig, bis sie sich 1847 ganz ins Privatleben zurück-zug. Bei einem Gastspiel in Berlin im Sommer 1849 hatte sie sich mit Karl Devrient, einem Neffen des grossen Ludwig Devrient verheiratet, dessen Name nun für immer mit dem ihrigen verbunden blieb. Die Ehe, der vier Kinder entsprossen, war keine glück-liche und wurde bald gelöst. Wilhelmine heiratete dann noch zweimal, 1847 einen Herrn von Döring, und 1850 den holländischen Baron von Back. Als Konzertsängerin trat sie zuerst 1836 in Berlin auf und fesselte auch auf diesem Gebiete durch die geniale Art, in der sie namentlich Schubertsche Lieder interpretierte. Die Aussicht, noch einmal die Bühne zu betreten, bot sich ihr in einem Engagement für Amerika, als ein schweres Leiden sie aufs Krankenlager warf. Von ihrer Schwester trenn-gepflegt, starb sie in Koburg am 26. Januar 1860, im 56. Lebensjahre. Wilhelmine Schröder-Devrient wird als eine impulsive, aus starken und naivem Empfinden schöpfende Natur geschildert; die Geschichte hat ihr unter den grössten darstellenden Künstlern einen Ehrenplatz eingeräumt.

Leopold Schmetz.

Johann Friedrich Herbart.

(Geb. am 4. Mai 1776 zu Oldenburg, gest. am 14. August 1841 zu Göttingen.)

[Hierzu Bildnis No. 193.]

HERBARTS dauernde Bedeutung beruht nicht so sehr auf seinem philosophischen System, als auf den nachhaltigen und verdienstvollen Anregungen, die auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Pädagogik sich von ihm aus auf die weitesten Kreise erstreckt haben.

Herbarts Vater, ein oldenburgischer Justizrat, war ein phlegmatischer Bureaucrat, seine Mutter war schön und ungrazios, aber von lebhaftem, mütterlichem Geiste, ehrgeizig und einigermaßen excentrisch. Die Ehe war nicht glücklich, und auch als der einzige Sohn entgegen ihren Idealen sich ausschliesslich wissenschaftliche Ziele setzte, führte dies zu manchen Konflikten.

Nach nicht ganz achtzehnjährig, bezog Herbart Osnern 1794 die Universität Jena, wo gleichzeitig der jugendfröhliche Fichte als Professor seinen Einzug hielt. Im Gegensatz zu Fichte, dem er auch persönlich sehr nahe trat, rang sich der junge Student schon in den ersten vier Semestern im Prinzip zu einem realistischen Standpunkte durch. Sowohl zur Lehrtätigkeit Fichtes, wie zu dessen Idealismus verhielt er sich kritisch und entwickelte sich so rückwärts zu einem auch das problematische „Ding an sich“ Kants weit hinter sich lassenden, an Leibniz und Wolff erinnernden Realismus. Herbart bildet so in der von Kant ausgehenden philosophischen Bewegung eine seitwärts verlaufende Nebenströmung. Auch zu Schiller trat er damals in persönliche Beziehungen, und es ist nach dem Inhalt seiner praktischen Philosophie und Pädagogik mindestens sehr wahrscheinlich, dass dessen 1795 zuerst in den Horen veröffentlichte „Briefe über die ästhetische Erziehung“ auf diesen Gebieten einen tiefgehenden Einfluss auf ihn geübt haben. Der Gegensatz gegen die Fichtesche Lehrtätigkeit führte ihn auf die Psychologie, diese auf die Pädagogik, und so übernahm er Sommer 1797 bis Anfang 1801 eine Erziehertätigkeit bei den drei Söhnen des Bezugs Patriziers v. Steiger. Vorhandene Dokumente beweisen, dass er in dieser Thätigkeit, während gleichzeitig sein gesamtes philosophisches System weiter reifte, experimentell die Grundlagen seiner Pädagogik gewann. Von Pestalozzi, der sich seit 1799 zu Burgdorf in den Anfangsstadien seiner didaktischen Versuche befand, empfing er persönliche, doch bei der verschiedenen Eigenart seines pädagogischen Denkens nicht eigentlich ausschlaggebende Anregungen, die vornehmlich in der selbstständigen Durchführung der von Pestalozzi übernommenen Idee eines „ABC der Anschauung“ einen Ausdruck fanden.

Oktober 1802 habilitierte er sich in Göttingen und wurde dort 1803 ausserordentlicher Professor. 1806 erschien seine „Allgemeine Pädagogik aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet“, die neben dem 1825 und erweitert 1841 herausgegebenen „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ das Hauptdokument seiner pädagogischen Lehre bildet, 1808 seine „Allgemeine praktische Philosophie“. Schon während dieser ersten Göttinger Wirkksamkeit fand er an der Philologen Friedrich Thiersch und Ludwig Dissen und an dem Theologen Kohlrusch wenigstens teilweise Anhänger seiner pädagogischen Ideen; auch der Bearbeiter seiner Aesthetik, Griepenkerl, gehörte dieser Zeit an.

Ostern 1809 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Königsberg. Dieser Ruf wurde — charakteristisch genug für das damals in Preussen so mächtig gewordene Streben nach einer neuen Erziehung des Volkes auf Pestalozzischer Grundlage — in der betreffenden Kabinettsordre damit begründet, dass der neugewonnene Professor „für die Verheerung des Erziehungswesens nach Pestalozzischen Grundätzen nützlich sein werde“. Das war nun zwar ein Irrtum, aber Herbart ist während der ganzen Zeit seines Königsberger Aufenthaltes aufopfernd bemüht gewesen, in einem mit Staatsunterstützung begründeten pädagogischen Seminar, in dem einige Klassen einen höheren Unterricht nach seinen Principien empfingen, Erzieher in seinem Sinne zu bilden, und seine pädagogischen Principien weiter auszugestalten. In Königsberg erschien auch (zuerst 1813) sein „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie“, sein System als Ganzes darstellend, sowie mehrere Schriften zur Psychologie und seine „Allgemeine Metaphysik“ (1828—29).

Von 1832 bis zu seinem Tode wirkte er wieder in Göttingen. Erst von dieser Zeit datiert die Entstehung einer Herbart'schen Schule, deren namhafteste Vertreter Drobisch, Hartenstein, Strümpel, Dulo, Steinthal, Lazarus, Zimmermann, Ziller und Flügel sind. Als eifrige und erfolgreiche Vertreter seiner Pädagogik gewann er hier K. V. Stoy und Ziller, denen sich als jüngere Rein und zahlreiche praktische Schulanwender anschlossen. Der Herbartismus rückte um diese Zeit an die Stelle des systematisch weniger scharf ausgeprägten Pestalozzianismus.

Die Philosophie ist nach Herbart ihrem theoretischen Teile nach, als Metaphysik, Bearbeitung der Begriffe, um dieselben von den in ihnen zu Tage tretenden Widersprüchen zu reinigen. Diese Arbeit

führt auf die Annahme schlechthin einfacher, ungewordener und unzerstörter Elemente des Seienden, der sogenannten Realen. Diese durchdringen sich gegenseitig, reagieren aber gegen diese Durchdringung durch Selbsterhaltungen. Auch die Seele ist ein solches einfaches Reales; ihre Selbsterhaltungen sind Vorstellungen, die nun wie selbständige Wesen mit mathematisch berechenbaren Kräften gegeneinander agieren.

Der praktische Teil der Philosophie, die Aesthetik im weiteren Sinne, der auch die Ethik angehört, ist von den Prinzipien der theoretischen völlig unabhängig. Er hat es mit unbedingt gültigen Werturteilen zu thun, die sich auf unbedingt gefällende Verhältnisse beziehen. In der Ethik sind dies Willensverhältnisse. Herbart nimmt deren fünf an, die er praktische Ideen nennt und die nicht auf eine Einheit reduzierbar sind. Uebereinstimmung des gesonnen Willens mit der Gesamtheit dieser sittlichen Ideen ist Tugend.

Die Erziehung hat zum Zwecke Charakterstärke der Sittlichkeit. Eine Vorbedingung der eigentlichen Erziehung ist die Regierung, das Hauptmittel zur Erreichung des Erziehungszweckes ist Gestaltung des Gedankenreizes zu gleichschwebendem, vielseitigem Interesse. Charakteristisch für Herbarts Pädagogik ist, dass er als eins der hervorragendsten Mittel zur Erzielung dieses Zustandes die Odyssee

betrachtet. Um dem so gewonnenen sittlichen Charakter Stärke und Widerstandskraft zu verleihen, bedarf er dann noch der Zucht. Fast das ganze Schwergewicht der Erziehung fällt hier in den Unterricht, und zwar schwelgte Herbart selbst stets ein höherer Unterricht vor; erst seine Anhänger haben versucht, sein System der Volksschule anzupassen.

Persönlich war Herbart von lauterstem und edelstem Charakter, aber von einer gewissen Schwerfälligkeit des Wesens, die sich seinem Denken das Gepräge giebt. Sein ganzer Interessenkreis geht in seinem Gedankensystem auf. In einem zuerst in der Kelebach'schen Gesamtausgabe veröffentlichten Fragmente „Politische Briefe“, den Jahren 1814—15 angehörig, vertritt er sich gegenüber den Wünschen sowohl nach Herstellung der Reichseinheit, als nach Gewährung einer Repräsentativ-Verfassung völlig ablehnend, und als Rektor der Universität Göttingen zur Zeit des Hannover'schen Verfassungsbruches 1837 zog er sich durch sein passives Verhalten vielfachen Tadel zu. Er war seit 1811 verheiratet, doch blieb die Ehe kinderlos. Unter seiner kleineren Schriften befinden sich manche mehr populär gehaltene Abhandlungen und Vorträge, die durch die Schärfe der Auffassung und die ruhige Klarheit der Sprache geeignet sind, auch dem philosophisch nicht Interessierten einen Eindruck von dieser geistig hochstehenden Persönlichkeit zu verschaffen.

A. Döring.

Benjamin Vautier.

(Geb. am 27. April 1829 zu Morges am Genfer See, gest. am 23. April 1898 zu Düsseldorf.)

(Hierso Bildnis No. 104.)

Die romantische Bewegung hatte im Gefolge von den Freiheitskriegen den Deutschen die Heimat wiedergegeben. In die deutsche Vergangenheit griffen Denker, Dichter, Künstler zurück; alte Volkslieder tönten wieder, die Phantasica erfüllten sich mit längst entschwundenen Götter- und Helden gestalten. Moritz Schwind liess die alte Sagenwelt wieder aufleben, und in Ludwig Richter fand das eigentlich volkstümliche Lied, das Märchen ihren seelenvollen Darsteller. In heimischen Gestalten, Gefühlen tritt heimatliches Empfinden schlicht zur Erscheinung. — Darauf folgte eine neue Generation. Das Phantastische schwand. Mit dem wachsenden Sinn für das Reale, Erlebte, Geseltene wuchs auch das Verstandnis für das Volksleben. Wie ein letzter romantischer Zug ist es, wenn jetzt die Künstler in abgelegene Bergdörfer wanderten, um die Bauern in uralten Trachten und Gebräuchen zu studieren, in Bildern darzustellen. Es ist gewiss kein Zufall, dass

Benjamin Vautier, ein aus den hohen Bergen stammender Künstler, unter den ältesten Schilderern des von moderner Kultur noch unberührten Landlebens die erste Stelle einnimmt. Da oben sah er tagtäglich alte Trachten, als Sohn eines Pfarrers kam er in enge Beziehung mit dem Volke, für dessen Leben und Treiben er so von Jugend auf ein tiefes Verständnis gewinnen musste. Freilich sah er in der Schilderung desselben nicht von Anfang an seine Lebensaufgabe. Seine ersten Lehrjahre in Genf bei den Malern Hébert, Lagardon und van Muyden waren ohne grosse Bedeutung. 1850 ging er nach Düsseldorf, der damals berühmtesten deutschen Kunstakademie, und trat in das Atelier von Rudolf Jordan, einem Darsteller holländischen Schifferlebens, ein, wo er die buntfarbige Malweise der Düsseldorfer lernte.

Durch Knaut angeregt und aufmerksam gemacht auf die Reize der Volkstracht durch den

schweizer Genremaler Girardet, studierte Vautier in Bern 1853 und 1856 eifrig das dortige Volksleben, was er für seine ersten Bilder verwendete. Dana, 1826, war er noch Knaut, der damals seine glänzendste Triumphe feierte, nach Paris gefolgt. Verweilte er auch nur einige Monate dort, so war doch dieser Aufenthalt von günstiger Nachwirkung. Seine ersten Bilder, so „In der Kirche“, mit welchem er auf der Münchener Ausstellung 1828 durchschlagenden Erfolg hatte, „Der Leichenschmaus“ und andere, die dann dem Leben im Schwarzwald entnommen sind, zeigen einen feinen grauen Gesamton, eine Deklamation der Durchführung, Zartheit des Melankols und Innigkeit des Ausdrucks, wie er sie später nicht mehr gab.

Bald folgen die Jahre höchsten Könnens. Der Verkehr mit Knaut, der 1867 sich in Düsseldorf niederliess, wirkte wieder günstig auf das Kolorit, welches die schwächste Seite von Vautiers Kunst ist. Eine kräftige, warme Farbgebung trägt jetzt dazu bei, seinen grossen festlichen Schildereien aus dem Leben auf dem Lande etwas Feierliches und Glänzendes zu geben. Genannt seien die Bilder: „Zweckessen auf dem Lande“ (1871), „Ländliches Begräbnis“ (1871), „Tanzsaal in einem schwäbischen Dorfe“ (1872), „Am Krankenbett“ (1873). Das Beste ist jedoch die sehr gute Zeichnung der frisch nach der Natur aufgefassen Gestalten, besonders wenn er mitleidste Ereignisse schildert. Das lassen in noch höherem Masse als die Bilder, die nach dem Leben gezeichneten vorzüglichen Studien einzelner Gestalten erkennen. Bei der Uebersetzung ins Farbige ist manches von der Frische verloren gegangen.

In der sorgfältigen Durchbildung der Form, dem Verständnis für ausdrucksvolle Bewegung empfindet man ebenso wie in der Vorliebe für reizende, unmutige Mädchengestalten, „Erste Tanzstunde“ (1866), „Tanzpause“ (1878), „Schwarzer Peter“ (1882) etc., dass mancher Tropfen französischer Blutes in seinen Adern floss. Der lebenswürdige Pfarrerssohn von feinem französischen Wesen verleugnet sich auch in der Weichheit, dem Pfaffen-

den der Umrisse und Linien, in denen er alles Unbestimmte, Verworrene wie Eckige vermeidet, und in der Wahl seiner Motive, nicht. Seine besten Bilder geben uns heitere Szenen.

Weniger gelungen sind seine Darstellungen aus dem dramatisch bewegten sozialen Leben. Er bevorzugte sie besonders in den letzten Jahrzehnten, wo dann noch hinzukommt, dass das Kolorit kalt und bunt ist. Es liegt wie ein bläulicher Nebel auf dem Bildern. Das ist die kalte Düsseldorf Malweise, die er nicht überwindet. Fast all diese Bilder und leider auch manche mit komischen Szenen atmen Ateilerluft. Es fehlt ihnen das aus Naturschauung geschöpfte Leben, sie haben etwas Zusammen-gestelltes. Abgesehen davon, dass Vautier das Dramatisch-Erregte nicht entsprach, ist die künstlerische Durcharbeitung auf eine geschlossene Bildwirkung hin vernachlässigt, was leider so oft bei genrebauten, erzählenden Bildern der Fall ist. Der Vorwurf interessiert so sehr. Es ist ein feiner künstlerischer Instinkt, der die Franzosen ferngehalten hat, solche Szenen anders als in kleinen miniaturartigen Bildern zu geben oder sich auf wenige charaktervolle, durch alle Mittel malerischer Technik wünschenswert herausgehobener Gestalten zu beschränken. Ein guter Porträtkopf weiss uns oft mehr zu erzählen als ganze Serien von Geschichten.

Das Erzählertalent ist immer am besten zum Ausdruck gekommen in Illustrationen. Das sehen wir auch bei Vautier. Wie gut er da zu erzählen verstand, zeigt eine Anzahl guter Illustrationen, gemacht in den Jahren 1865—1870 zu Immermanns „Oberhof“, Auerbachs „Barfüssler“ und zu „Herzog und Dorothea“.

Die Kunst Vautiers liegt in der einfachen, klaren Darstellung des ländlichen Lebens und der reizvollen Wiedergabe hübscher Volkstreiben. Er ist schlicht, mild, aber nicht sentimental, süsslich. Eigenrämlich ist seine Abneigung gegen die Landschaft. Seine Bilder lassen sie fast ganz vermischen, obwohl sie doch oft geeigneter als alles Interieur ist, den Lokalcharakter wiederzugeben.

Fritz Knapp.

John Ruskin.

(Geb. am 8. Februar 1819 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 35.)

Sicherlich gehört John Ruskin mit seinen besten Leistungen ins zwanzigste Jahrhundert. 1819 geboren, frühreif, gleichzeitig der Poesie, den bildenden Künsten, den Wissenschaften ergeben und von Kindheit an auf all diesen Gebieten mit mehr

als dilettantischer Emsigkeit praktisch thätig; mit 20 Jahren ein bekannter Schriftsteller, mit dem 24. ein berühmter und gefürchteter Kunstkritiker; wenige Jahre darauf (1851: „Praeraphaelitismus“) das geistige Haupt der eben mit ihr Daseinsrecht

kämpfenden Praeraphaeliten (Holman Hunt, Madox Brown, Dante Rossetti, Millais, Burne-Jones u. a.) – einem Manne, der so sehr wie Ruskin mitten in den Bestrebungen seiner Zeit stand, es so sehr auf unmittelbare praktische Wirkung absh, der seine beste Kraft in Pamphleten verausgabte, um sich auf diese Weise des Augenblicks zu bemächtigen: was bleibt dem für die Zukunft zu tun übrig? Und doch sehe ich gerade darin die Bedeutung Ruskins, dass er als Kunststheoretiker und Sozialreformer Zukunftsansätze ausgestreut hat, die in der geläufigen Bewegung des neuen Jahrhunderts zur Reife kommen werden. Als Mensch, als Denker und Schriftsteller gehört er zu den anregendsten und einflussreichsten Personen des victorianischen Zeitalters, mit der Gesontheit seines Willens und Wirkens aber recht er sich den Bannerträgern der neuen Kultur an, die wir trotz Nacht und Nebel herandämmern sehen. Man wird gut thun, sich seinen Namen und sein Bildnis einzuprügen, denn der merkwürdige Mann ist in Deutschland fast noch unbekannt und sogar noch in den verbreitetsten Nachschlagebüchern (Brockhaus) mit direkt falschen Angaben bedacht.

Ruskins Leben zerfällt in zwei Perioden, die ungefähr durch das Jahr 1860 getrennt sind. Bis dahin war er vornehmlich Aesthetiker und Kunsthistoriker. Sein grosses kritisches Werk „Moderne Maler“ (1843–60; 5 Bände) hatte die Bedeutung einer befreienden That. Das Buch war ursprünglich als Pamphlet für Turner gedacht, jenen grossen englischen Impressionisten, der mit unnachahmlicher Meisterschaft die Augenblicksstimmung auf die Leinwand zu bannen wusste. Er mußte ohne Vermittlung von Schulrezepten und verbrauchten Aesthetikrequisiten; er stand frei und unbelangen der Natur gegenüber, seine ihr entgegengehende Seele war das Wachs, worauf sich das beobachtete Farben- und Formenspiel wie von selbst eintrug. Empfinden ohne Vorempfänger, die man kopiert: das war Turners Rezept, übrigens dasjenige, nach dem jeder Neuerer unbewusst verfährt. Ruskins Verdienst aber war es, mit Bewusstsein diese Formel für die Turnersche Getisse erkannt und als kritischen Massstab zur Beurteilung der älteren Landschaftsmalerei, besonders der Poussins und Claudes, angewandt zu haben. Der Stil dieses Werkes ist zwar noch nicht mit dem Geschmack geschrieben, der Ruskin später zum grössten englischen Prosaiker des 19. Jahrhunderts gemacht hat; er ist noch sprunghaft und oft pomp-haft angeschwollen, wir leiden fast unter der Fülle und dem Fluss der Perioden, doch begegnen wir schon im 1. Bande berauschenden Worrhapsandien. Neben die monumentalen „Steine von Venedig“ gehalten, verblasen aber die „Moderne Maler“, wie-

wohl ihre geschichtliche Bedeutung bestehen bleibt. Zusammen mit den 1849 erschienenen „Sieben Lampen der Architektur“ und den „Vorlesungen über Kunst“ (1870) enthalten sie Ruskins Kunsttheorie, sowie seine Auffassung der Kunst- und Kulturgeschichte. Die Detailansführungen gelten dem Nachweis, dass die bildenden Künste, ganz besonders die Architektur, den geistigen und moralischen Zustand eines Volkes zu einer gegebenen Zeit widerspiegeln, dass mithin eine reise Kunst eine gesunde Kultur und ein sittlich tüchtiges Volk zur Voraussetzung habe. Der Nachweis wird von der Kunst Venedigs geführt. Die Kapitel über Ursprung, Entwicklung und Charakter von Gotik und Renaissance sind klassisch geworden, klassisch nach Stil und Inhalt, obwohl es auch in diesen Kapiteln, ja in ihnen mehr als irgendwo anders, bei Ruskin an falschen, ungerechten und einseitigen Details wimmelt. Aber stets spricht Ruskin in guten Treuen, stets sind seine Paradoxien geistreich, ist seine Subjektivität in Auffassung und Bewertung interessant, seine Intuition für das Wesen der dargestellten Sache überzeugend. Merkwürdig ist nur die bedingte Schätzung, die Michelangelo, die Raffael, Leonardo bei Ruskin finden. Gerade ihre bis zur Vollendung gesteigerte Virtuosität, ihr „L'art pour l'art“-Standpunkt sind ihm untrügliche Zeichen des Niedergangs. Die Renaissance ist Ruskin, im Gegensatz zu Nietzsche, eine Verfallszeit (décadence). Diese „Umwertung“ gangbarer ästhetischer Werte hat, wenigstens in Ländern englischer Zunge, Schule gemacht, jedenfalls wird dort seitler die Gotik als eine der Renaissance gleichwertige Kunstperiode betrachtet. Dann aber ist es Ruskins Verdienst, wenn seit seinen unermüdlichen Hinweisen auf die führenden Geister in der Frührenaissance, die Giotto, Mantegna, Fra Lippi, Bellini, Botticelli, Luini, Perugino, Ghirlandajo, kurz auf die Primitiven oder Primitiven, in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Künstler und Kunstfreunde in ganz Europa sich ihnen zugewendet hat. Neben diesem rein ästhetischen Ertrag seiner kunstgeschichtlichen Schriften ist jedoch schon in der ersten Epoche ihre kulturelle Bedeutung zu beachten. Ruskins Kulturideal trat der historischen Ueberbildung seiner Zeit feindlich gegenüber, er geisselte als ihre Folgen die ekelhafte Untugend des Besserwissens, die einseitige Kopftheorie, den „grammatischen“, unästhetischen und auch nicht immer gerade sozial-ethischen Drill der Menschen; es war dagegen auf freie, mit dem Mox individueller Regungen ausgestattete Menschen gerichtet, die imstande seien, das Leben ohne allzugrossen Ballast an Wissenschaft und Geschichte natv zu geniessen und praktisch zu gestalten. Dieses Kulturideal findet,

wie gesagt, in der ästhetischen Periode Ruskins überall sehr scharfen Ausdruck. Seine Kunstlehre wurde dadurch zur Sozialästhetik. Von 1866 ab aber überwiegt in Ruskins literarischer und praktischer Thätigkeit der Sozialästhetiker und Sozialreformer.

Von den in diese zweite Periode gehörigen Schriften seien die wichtigeren genannt. „Unto This Last“ erschien 1860 erst in einer Zeitschrift, aber nur teilweise, weil die Empörung des Publikums die Fortsetzung der das bestehende Wirtschafts- und Produktionssystem erbarmungslos und mit tiefem Verständnis für die sozialen Zeitbedürfnisse saggreifenden Artikel nicht duldete. In „Ethik des Staates“ und „Munera Pulveria“ ist Ruskins ethische Weltanschauung zusammenhängend ausgesprochen. „Fors Clavigera“ sind Briefe an die Arbeiter Englands, eine Art Laienpredigten von hohem erzieherischen und ästhetischen Werte. In „Sesame and Lilies“, einem Buche, das in Abertausenden von Exemplaren verbreitet ist, legt Ruskin mit der Tiefe eines Mystikers seine Ewigkeitsgedanken nieder. Zahl-

reiche andere Werke wiederholen nur die in den aufgezählten Schriften ausgesprochen Grundgedanken, die, im Einzelnen sich vielfach widersprechend, doch durch Tendenz und Stimmung zusammengehalten werden. Und diese Tendenz und Stimmung sichern dem Manne, neben seinen rein schriftstellerischen Vorzügen, die Zukunft, die freilich seine utopischen Besserungsversuche wie viele kritische Einzeluntersuchungen als missglückte Unternehmungen wird bezeichnen müssen.

Das Verdienst, Ruskin zuerst in Deutschland eingeführt zu haben, gebührt Jakob Feis in London, der in vorläufig vier Bändchen ausgewählte Stücke aus Ruskins Werken vorzüglich verdolmetscht hat (J. H. Ed. Hötz, Strassburg). Der Güte von Ruskins Verleger, G. Allen, verdankt der Verfasser die Erlaubnis, in Gaerners Verlag, Berlin, einige Hauptkapitel der Ruskinschen Kunstlehre englisch betauszugeben. Der Meister selber lebt, steinart und längst arbeitsmüde, auf seinem Gute Brantwood, Coniston, im nördlichen England.

S. Saenger.

Thomas Huxley.

(Geb. am 4. Mai 1825 zu Ealing bei London, gest. am 29. Juni 1895 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 196.)

Es giebt nicht leicht einen grösseren Kontrast im neunzehnten Jahrhundert: Darwin unter den grünen Ulmen seines friedlichen Landsitzes zu Down im Jahre 1859, und der ungeheure Sturm in der Welt, den seine Lehre erregte. Alle Lehrstühle, alle Kanzeln, alle Parteien gerieten in Aufregung. Alles lermt durcheinander, und das alles von der kleinen stillen Arbeitsstube eines schlichten Mannes aus, der nie etwas Anderes von der Welt verlangt hatte, als dass sie seine Kreise nicht störe. In diesen Anfängen kam ein Mann wie gerufen, der alle Eigenschaften besass, die von einem starken Apostel verlangt werden. Ein streitbarer Geist, makellos von Charakter, aber mit der ganzen Freude selbstbewusster Kraft im Streit. Immer, wo in der Kulturgeschichte eine grosse Bewegung der Geister einsetzt, ist es, als täusche nach einem Gesetz ewiger Jugendhilfe eine solche Gestalt aus der Flut der Dinge auf.

Für den jungen Darwinismus war es Thomas Huxley. Die Grundidee seines ganzen Lebens stammte nicht von ihm. In Jahre des unbefriedigten Suchens fiel ihm der Gedanke Darwins. Festan aber hatte er ihn, der Gedanke ihn, — und er den Gedanken. Alles Weitere gab dann sein eigener mannhafter Charakter dazu. Er focht und focht für seine Sache bis er grau wurde, — mit

Mitteln, die Darwin nie besessen hätte, obwohl auch er bis zum letzten Atemzuge als innerlichstes Grundmotiv sich jene seelische Reinheit wahrte, die Darwin allezeit ausgezeichnet hat.

Huxley war sehr im Gegensatz zu Darwin typischer Grossstadtmensch von Erziehung und Beruf, typischer Londoner. Die straffe, bis aufs äusserste gehende Nervenanspannung der Grossstadt steckte in ihm. Er konnte es nicht anders, als dass man nach so und so viel Stunden stiller Arbeit in irgend einem zoologischen Institut oder Laboratorium noch einmal ebenso viele in einer möglichst grossen Versammlung zubrachte, mit öffentlichen Debatten, Kampf gegen die unmöglichsten, auch ganz unwissenschaftlichen Gegner, mit nachfolgender Zeitungspolemik, mit Improvisationen und Temperaments-schachzügen, unter bereitwilliger Derangabe von so und so viel physischer Lungenkraft, auch wenn im Moment gar nichts dabei herauskam. Dabei gehörte es aber zu seinem Wesen und war von Beginn an eine Stufe seines Rufes, dass er immer das solideste Wissen unter den Flüssen hatte.

In all den philosophischen, religiösen, ethischen, sozialen Debatten, in die er Aposteltum für Darwinsche Ideen trug, trug er zugleich die Sicherheit und Leichtigkeit des vollkommen geschulten Fach-

manns hinein. Er hatte seine Studien regelrecht begonnen und vollendet als Mediziner, der allerdings nach der umfassenderen Zoologie hinüberschielte. Wie Darwin und Wallace hatte dann auch er mit Glück erfahren, dass dem Engländer leichter als jedem andern die Welt räumlich offen steht.

Als Schiffsarzt war er vier Jahre (von 1840 bis 1850) auf dem Kriegsschiff „Klapperschlange“ durch die australischen Meere gesegelt. Eine Reihe sehr bedeutender zoologischer Spezialstudien (besonders über die Medusen) waren das unmittelbare Resultat der Reise. Nun war er Fachzoologe und hätte sich in der Enge bestimmter fachmännischer Untersuchungen, vielleicht im Schatten einer offiziellen Lehrstelle vor unbeschränktem Kreis vorgeben können.

Die Lehrstelle fand sich in der That an der Londoner Bergakademie, wo er systematische Naturgeschichte und besonders Paläontologie (Kunde der ausgestorbenen Tierformen) vortragen sollte, und auch viele Jahre hindurch regelmäßig vorgetragen hat. Aber das war doch nicht eigentlich sein Fall. Der Fachmann war eine Notwendigkeit seines Berufs. Aber der Beruf selbst lag erst jenseits. Zuerst empfand er bitter, dass ihm in der Fachzoologie ein grosser leitender allgemeiner Gedanke fehlte. Eines Tages, Ende der fünfziger Jahre, giebt ihm Darwins Buch diesen Gedanken. Aber alsbald fühlt er, dass diese sieghaft neue Idee für sein Temperament wenigstens über jede Fachschranke hinüberströmt. Das geht auf die breiteste Öffentlichkeit, greift an die Wurzeln der Theologie, der Moral, der Sozialwissenschaft. Und auf einmal ist Huxley der Mann, den ganz London, ganz England kennt. Vorkämpfer, Volkstheoretiker, Apostel, Streiter, Kampfbahn — und zwar alles im Dienste der Darwinschen Idee.

Der erste Anlauf bedeutete für damals noch eine positive wissenschaftliche Erweiterung des Darwinschen Programms. In dem kleinen, wissenschaftlich höchst bedeutenden Buche über die „Stellung des Menschen in der Natur“ von 1863 wurde die

Abstammung des Menschen von affenähnlichen Säugetieren parallel zu Vogts Ausführungen klar dargelegt. Nach dieser jedenfalls mehr wissenschaftlichen und nur bedingt populären Seite hin folgten später noch mehrere streng darwinistisch gefasste Handbücher der Anatomie und Kinetik. Aber die eigentlich leitende Führung nach hier herüber überliess er doch schliesslich andern. Im fesselte entscheidend das allgemein Philosophische, in dem er zugleich eine Möglichkeit des vollkommen Volkstümlichen sah. Wunderbar, wie er hier arbeitete! Kein Zweiter in dem ganzen Jahrhundert hat es ihm gleich gemacht. Vorlesungen, wie beispielsweise die sechs vor Arbeitern gehaltenen über die „Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur“, stehen schlechterdings unerreicht in der Literatur aller Völker, was schlichte logische Darlegung der schwersten Probleme für jedermann anbetrifft. Hier war er ganz auf der Höhe, einzig hoch in seiner Zeit. Nun freilich kamen als Gegenstück die leidigen Palamiten, besonders mit Theologen und Sozialreformatoren. Gegen die Theologen rüstete er sich Jahre lang so energisch, als sollte das kritische Bibelstudium noch schliesslich sein Lebensberuf werden.

Gegen gewisse Sozialreformer plagte er sich in die spitzfindigsten wirtschaftlichen Probleme hinein, ohne dass ihm doch die Gabe wirklich genialer eigener Einfälle verliehen gewesen wäre. Hier überall hat sich viel Gold seines Geistes zersplittert, — die Kehrseite aller Tagesarbeit solcher impulsiven Naturen. Und doch sind im ganzen Männer wie Huxley in ihrem Jahrhundert recht eigentlich das, was man Stiefelente der geistigen Imponderabilien, der feinsten, unmessbaren Geisteswerte nennen möchte. Der Zeitgenosse fühlt den gewaltigen Mann als Persönlichkeit. Der nächsten Stunde nach seinem Fortgang verschleiert sich vielleicht seine Grösse bis zum Erlischen. In Jahrhunderten wird man die laute Fernwirkung der tausend und tausend leisen Stöße wieder empfinden, die er mit der Aufopferung eines edlen Menschenlebens doch der Kultur erteilt.

Wilhelm Bötche.

Karl Vogt.

(Geb. am 5. Juli 1817 zu Giessen, gest. am 5. Mai 1895 zu Genf.)

(Hierzu Bildnis No. 197.)

In Darwins entscheidendem ersten Buche über die „Entstehung der Arten“ von 1859 findet sich unter den Schlussfolgerungen der kleine Satz: „Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen.“ Das Buch war kaum in der Welt, so begriffen auch einzelne scharfe Köpfe schon, dass dieser

unscheinbare Satz eigentlich die wichtigste Stelle des ganzen Werkes sei. Hinter der akademischen Dohle über die Möglichkeit einer Veränderlichkeit von Tier- und Pflanzenarten erhub sich der Kampf: „Der Mensch stammt vom Tier — vom Affen ab!“ Es gab aber in der deutschen Wissenschaft

der sechziger Jahre die drohende Stimme eines Mannes, der, an Lebensumfang, Wissen und Witz gleich gewaltig, seit Jahrzehnten bloss auf diese Kampfesunde gewartet zu haben schien. Das war Karl Vogt. Und alsbald jetzt setzte er als Ruler im Streit mit einer Energie ein, dass auch die harmlosesten Gemüther erfahrene mussten, um welche Hauptfrage es sich handelte!

Karl Vogt, bloss acht Jahre jünger als Darwin selbst, zählte damals nicht mehr unter die Anfänger, sondern schon unter die bewährten Korymben der Naturforschung. Der gesunde Grundstamm seines Rufes ging zurück bis auf die erste Hälfte der vierziger Jahre. Damals kam er, jung und munter, aus Liechigs Laboratorium zu Agassiz nach Neuenburg in der Schweiz. Agassiz brauchte Mitarbeiter zu seinen Gletscherstudien und vor allem zu seinen grossen Werken über die Fische. Er besass eine besondere Gabe, diese Mitarbeiter so auszunutzen, dass sie die Hauptarbeit thaten, während Agassiz den Ruhm in die Tasche steckte. Das sollte ihm aber doch mit Vogt auf die Dauer nicht glücken. Sehr bald hatte dieser sich selbständig herausgearbeitet und seinem Namen den vollen Klang des Eigenartigen verschafft. Alles, was er schrieb, hatte eine besondere Farbe: einen Stil und eine Laune in diesem Stil, die in naturwissenschaftlichen Schriften eines Fachmanns damals unüblich waren. Fachmann sogar auf zwei Gebieten, Zoologie und Geologie, schrieb er doch weiter im hergebrachten ledernen Museumstil noch in der pathetischen Art Humboldts. Viel eher schien ein Stück Heine im guten Sinne in ihm zu stecken und zu dem Witzigen trat eine burschikose, gesunde Frische, die in weitesten Kreisen durchschlug. Und Vogt schrieb viel, sehr viel. Neben vorzelllichen zoologischen Spezialstudien ein Buch über die Gletscher, ein noch heute brauchbares Handbuch der Geologie, populäre „Physiologische Belehrung“, wie sie bisher nicht versucht waren, und anderes mehr. Inzwischen war er von Agassiz fort nach Paris gegangen. Aber man war in Deutschland auf ihn aufmerksam geworden und seine Vaterstadt Giessen holte ihn sich als Professor. Eine kurze Freude. Denn die „tollen“ achtundvierziger Tage brachen unmittelbar darauf an und der junge Zoologe mit dem brillanten Stil steckte auf einmal bis über die Ohren in der politischen Bewegung. Vogt war politisch ein Konfessionarius. Wenn man seine ganze Lebensbahn nach dieser Seite überblickt, so lässt er sich eigentlich von gar keinem Standpunkte aus ernst nehmen. Jedenfalls kosteten ihm aber damals seine radikalen Gesinnungen die Professur und sogar den Heimatboden. Als das Rumpfparlament, wo er zuletzt noch unter die Reichsregenten gewählt worden war, auseinanderzog,

flüchtete er über die Schweizer Grenze. Sein guter Stern führte ihn, auch ohne Professur einzuweilen, nach diesem wilden Intermezzo in die Zoologie zurück. In der ersten Galgenbumszeit des Exils hat er seine reichsten, individuellsten Bücher geschrieben, die „Untersuchungen über Tierstatten“ und die „Bilder aus dem Tierleben“, Bücher, die mit ihrem goldenen Humor immer wieder die Lacher auf seine Seite brachten, zugleich aber ein so solides Material eigener Originalforschung unter der leichten Maske darboten, dass auch die Widerwilligsten im Fach nicht daran vorbei gehen durften. Schon 1851 wurde ihm das Exil zur neuen Heimat: er erhielt eine Professur in Genf. Genf hat ihn nicht wieder losgelassen, es war fortan seine enge Welt, die er nicht und die ihn nicht entbehren konnte. Als Nationalrat lehrte er hier seinen engen politischen Ehrgeiz aus. Die Universität aber konnte sich in dem Glanze, einen Dozenten zu besitzen, der alljährlich einen Weltruf hatte wie wenige in seiner Zeit. Mancherlei äussere Umstände wirkten hierbei mit. Zuerst entbrannte in Deutschland in den fünfziger Jahren der grosse naturphilosophische Zwist über die Berechtigung des Materialismus. Vogt verächtete in einer satirischen Broschüre „Kühlerglaube und Wissenschaft“ einen allerdings sehr schwachköpfigen alten Physiologen, den Hofrat Wagner in Göttingen. Der Hess sass an sich so glänzend, dass man vielfach übersah, wie leicht in diesem Falle die geistige Unfähigkeit des Gegners die Fehde gesscht, ein Kopf von eigentlich philosophischer Originalkraft und Bedeutung ist auch Vogt wohl nicht gewesen. Dann kam Darwin. Vogt hielt seine berühmten Wander-Vorträge über die „Affenabstammung“, auch in Deutschland. Seine ganze Denkart hatte längst auf ähnliche Schlüsse, wie sie Darwin jetzt bot, hingearbeitet. So erschienen sie bei ihm nicht angelernt, sondern wie original. Kein Zweiter hat so mitgewirkt, dass die fruchtbare Diskussion überhaupt in Fluss kam. Im ersten Eifer versuchte er auch, durch seine Mikrocephalen-Theorie den Darwinismus selbstthätig im Beweismaterial weiterzutreiben. Diese Theorie grade schlug aber so gut wie gar nicht ein, und einen weiteren positiven Anlauf hat er nicht mehr genommen. An der Neuarbeit im System wie sie Haeckel sofort glänzend aufnahm, hat er sich kaum noch nennenswert beteiligt. Und überhaupt erlahmte seine Kraft zu eigenen Fachuntersuchungen seit dem Ende der sechziger Jahre ersichtlich immer mehr. Nur die Persönlichkeit blieb bedeutend. Er half überall anregend mit, riet, kritisierte, präzisierete. Der populäre Vermittler hielt sich als Darsteller in einer gewissen Stärke bis zuletzt, es sei nur an das von Speich illustrierte schöne Prachtwerk „Die Säugetiere“ erinnert. Auch die Anthropologie dankte

ihm noch von Zeit zu Zeit kitzeln und sie eichte ihn allmählich wie ihren Altmeister, selber jung, wie sie als Wissenschaft war. Mit zunehmenden Jahren suchten ihn schwere körperliche Leiden heim. Aber sie brachen seinen Humor nicht. Bis zuletzt

blieb er der lebensfrohe und lebensstärkere Epikureer, der einst Brillat-Savarins Geschmacks-Philosophie übersetzt hatte und Zeit seines Lebens sicherlich der raffinierteste Kenner der Tafelfreuden in Europa gewesen ist.

Wilhelm Bütsche.

Samuel Thomas von Soemmering.

(Geb. am 25. Januar 1753 zu Thorn, gest. am 2. März 1830 zu Frankfurt a. M.)

(Heraus Bildnis No. 198.)

Wenn man Bücher des verschiedensten Inhaltes vom Anfang dieses Jahrhunderts durchsieht, so ersieht man, auf wie viel schief getrennten Gebieten der Name des Arztes Soemmering auftaucht.

Die Studenten der Anatomie benutzten die schönen Bildertafeln seiner Lehrbücher. Soemmering erscheint hier neben seinem Meister und Freunde Blumenbach als eine abschließende Gestalt für die anatomische Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Aber er war auch der Freund Goethes, der mit dem Dichter über den „Wilhelm Meister“ korrespondierte und dem Naturforscher Goethe Gipsabgüsse der versteinerten Vogeleidechsen der Jurazzeit zusandte. Hinter dem Anatomen erscheint jener vielseitig anregende Mainzer Kreis aus den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, dem Georg Forster, der Dichter Heinse, der Geschichtsschreiber Johannes von Müller angehörten und die beiden Humboldts nahe standen. Noch erschöpft das aber nicht die ganze Gestalt, ja es berührt noch gar nicht das, was ihn lange nach seinem Tode im hellen Epde des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal jung in seinem Nachruhm gemacht hat. Soemmering war auch noch der Genosse Fraunhofers vor München. Und als Physiker mit Erfindergenie hat er eingegriffen in die Geschichte des elektrischen Telegraphen, diese brennendste, aktuellste Geschichte in der Technik unseres Säkulums. Der Tod nahm ihn hinweg, als er sich eben anschickte, Astronom zu werden. Gegenüber einem Leben von solcher Kraft dürfte Gneise wohl bei der Todesanschrift zu Eckermann sagen, es sei ein Jammer, dass er „kaum elende 75 Jahre“ alt geworden sei!

Obwohl durch seine ganzen Forscherjahre mit Süddeutschland verknüpft, stammte er aus dem (damals noch polnischen) Thorn. Als Sohn des Stadtphysikus kam er sogleich in das medizinische Fach. Fast ebenso wichtig wurde ihm aber ein guter Zeichenunterricht, der ihn als beschreibendem Anatomen auf der Höhe seiner Bahn einen Rang vor vielen gab, der so viele kostbare Tafeln zu

medizinischen und physiologischen Lehrzwecken in die Welt geschickt, harte sogar das Kupferstechen sich als Meister angeeignet. Schon 1776 promovierte er als Arzt in Göttingen mit einer Schrift über das Gehirn, ein Forschungsfeld, dem er lange treu geblieben ist, wenn auch seine Studien nicht über die Schranken damaliger anatomischer und physiologischer Enge und gewisser philosophischer Wunderlichkeiten hinausgekommen sind. Noch im gleichen Jahre besuchte er London, wo er mit Georg Forster bekannt wurde. Sein Blick wendete sich über den engen deutschen Hörtsal bei Blumenbach hinaus und es legte sich der Universalgeist an, der aus ihm werden sollte.

Heimgekehrt, suchte der junge Doktor sich freilich erst sein praktisches Feld suchen. Forster verschaffte ihm eine Stellung als Anatomielehrer am Collegium Carolinum in Kassel. Seine ersten Facharbeiten (über den Bau des Orang Urans, über die Merkmale der Neger u. a.) setzten hier ein. Auch Goethe hat er sich hier zum Freunde fürs Leben gewonnen. 1784 stieg er dann als Professor an die heute längst verschollene Universität zu Mainz über. Dort erschien sein Hauptwerk, das Lehrbuch vom Bau des menschlichen Körpers, seit 1791. Er fand treffliche künstlerische Hilfe für seine Tafeln, verheiratete sich sehr glücklich und erlebte eine erste Epoche wachsenden Ruhmes, bis die politischen Wirren der Zeit, die wie eine Sturmflut grade über Mainz hereinbrachen, auch ihn jäh alles zerstreuten. Unter dauernd unhaltbaren Umständen musste er seine Professur schliesslich aufgeben. Resolut setzte er sich als privatisierender Arzt in Frankfurt am Main fest. Die Herausgabe seiner grossartigen Kupferwerke (menschliche Embryonen, die menschlichen Sinnesorgane u. a.) erlitt dabei keinerlei Stillstand. Als Praktiker trat er energisch für die Jennerische Kuhpocken-Impfung ein.

Sein Ruf als Charakter ersten Ranges in That und Wort, der mit jedem Jahre zunahm, verschaffte ihm endlich 1805 einen höchst ehrenvollen Ruf als Geheimrat und Mitglied der Akademie nach München.

wo er jetzt fünfzehn Jahre wirken sollte. Allerdings kam er aus der Anatomie hier allmählich heraus, teils durch die Ungunst der kassierten Mittel, die gerade für dieses Feld ihm in Bayern bewilligt wurden, teils wohl weil sein innerer Drang nach so viel enger Facharbeit an einer Ecke jetzt ins Weitere strebte. Auf einmal treibt er mit Eifer Physik.

Fraunhofers wundervolle Leistungen im Bau verbesserter Ferngläser fesselte ihn über alle Massen. Aber auch die neuen, überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität, die gerade mit dem neuen Jahrhundert einsetzen, reissen ihn fort. Die Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom ist gefunden worden. Elektrische Ströme lassen sich durch Drähte leiten. In einer glücklichen Eingebung sieht Sommering in diesen beiden Thatsachen einen Weg zur Verständigung über Dörfte, d. h. also über Entfernungen fort, die mit andern Mitteln nicht zu überbrücken wären. Er baut einen Apparat, der von einer Stelle zu einer andern durch Drähte die Wasserzersetzung überträgt und es in einer verwickelten Weise so ermöglicht, bestimmte Zeichen zu geben, die schliesslich

den Wert von Worten erhalten: er „telegraphirt“. Gewiss noch in einer unvollkommenen Weise. Gauss und Weber haben es später weit besser gemacht. Aber kein Zweifel, dass Sommering für den ganzen Begriff des elektrischen Telegraphen eine gewisse ideale Priorität hat. Schade nur, dass diese im Grunde fruchtbarste Entdeckung des sonst weltbekannten Mannes damals sich völlig unbeachtet verlor. Er selbst teilte sie seiner Münchener Akademie 1809 mit. Napoleon soll sie geprüft, aber grob verworfen haben. Gauss und Weber knüpften später keineswegs hier, sondern ganz original an. Seltsame Fügungen der Dinge! Sommering erlebte auch ohne Ahnung des kolossalen späteren Triumphs gerade dieser Idee ein reiches Alter. Nachdem er neben seinen physikalischen Studien auch noch sieben (nicht besonders hervorragende) pflanzenologische Abhandlungen veröffentlicht hatte, warf er sich ganz zuletzt, nach dem silberroten Frankfurt zurückgekehrt, auf die Beobachtung und Enträtselung der Sonnenflecken. Zu spät, denn seine Sonne, die so wunderbar hell und lauter geschienen, ging zur Rüste.

Wilhelm Butze.

Charles Wheatstone.

(Geb. 1802 zu Gloucester, gest. am 19. Oktober 1875 zu Paris.)

(Hilfsz. Biblio. No. 109.)

CHARLES WHEATSTONE gehörte zu den seltenen Männern, die es verstanden, ihr Können in den Dienst der Praxis zu stellen und dadurch zu wahren Wohlthätern des Menschengeschlechtes werden. In ähnlicher Weise und zum grössten Teil auf gleichem Gebiete wie unser Werner Siemens, hat er zu dem Ausbau der Elektrotechnik mitgewirkt, und es würde nicht falsch sein, ihn den englischen Siemens zu nennen, wenn er nicht selbst eine ganze Persönlichkeit darstellte.

Wheatstone hat seinen Weg im Gebiete der Praxis begonnen. Er beschäftigte sich zuerst mit dem Bau musikalischer Instrumente, und verflocht diese Arbeiten mit tiefen theoretischen Untersuchungen, die u. a. später von Helmholtz in seiner Theorie der Vokale weiter ausgebildet wurden.

Auch die Erfindung des Stereoskops, dass sich seit lange in jedermanns Hand befindet, sichert seinem Namen in der Geschichte der Physik einen dauernden Platz.

Wie homerät, gebührt ihm ein hoher Ruhm als Elektrotechniker. Er war der Erste, der auf die Möglichkeit hinwies, England und Frankreich durch Unterseekabel zu verbinden; es fehlte ihm nur die Gunstpercha, die Werner Siemens zuerst für die

Isolation der Kabel vorschlug, um seine Idee zu verwirklichen. In enger Verbindung steht er zur Entwicklung der Telegraphie. Er war es, der den ersten wirklich praktischen Nadeltelegraphen erbaute und in die Öffentlichkeit einfuhrte. Die Idee dazu hatte er allerdings den beiden deutschen Forschern Gauss und Weber entlehnt. Diese hatten zu ihrem Privatgebrauche in Göttingen ihre Arbeitsstätten miteinander durch einen elektrischen Telegraphen verbunden. Wheatstone wurde durch einen jungen Engländer Namens Cooke, der in Deutschland studiert hatte, von dieser Einrichtung unterrichtet. Er verbesserte sie, und nahm darauf mit Cooke das erste Patent. Später hat sich Wheatstone durch seine Schnelltelegraphen, mit welchen es gelang, eine sehr grosse Zahl von Worten in kurzer Zeit zu überführen, als genialer Telegraphentechniker auch weiter herabträgt.

Jedes Elementarlehrbuch der Physik nennt den englischen Gelehrten als Erfinder einer zweckmässigen elektrischen Messmethode (Wheatstone'sche Brücke), und als den Ersten, dem es gelang, wenigstens angenähert, die Geschwindigkeit der Elektrizität zu bestimmen.

Wheatstones Grössttat liegt in der Miterfindung

der Dynamomaschine, der Einrichtung, die wesentlich dazu beigetragen hat, das moderne Leben eigentümlich zu gestalten. Als ihr eigentlicher Erfinder gilt mit Recht, auf Grund des Gesetzes der Priorität, Werner Siemens.

Bereits im Dezember 1865 hatte er den Berliner Akademikern eine kleine Dynamomaschine im Original vorgeführt, und eine vorzügliche theoretische Erklärung ihrer Wirkung in den Akademieberichten veröffentlicht. Er veranlasste darauf seinen Bruder Wilhelm, im Februar des nächsten Jahres der Royal Society über diese Erfindung Bericht zu erstatten.

Am Tage der Sitzung kam Charles Wheatstone unmittelbar hinter Wilhelm Siemens zum Wort, und da er sich die innewohnende wunderbare Tatsache, dass Wheatstone auf Grund eigener Überlegung über eine gleiche Maschine berichten konnte, wie sein unmittelbarer Vorgänger.

Ehren und Würden sind Wheatstone viel zu teil geworden. Er wurde in den Ritterstand erhoben und wirkte als Präsident wissenschaftlicher Versammlungen und Kongresse im In- und Auslande. Am 10. Oktober 1875 starb er, fern von der Heimat, während einer Reise, zu Paris.

Frans Bendi.

James Clark Ross.

(Geb. am 15. April 1800 zu London, gest. am 3. April 1862 zu Aylesbury.)

(Hiersu Bildnis Nr. 209.)

Einer der kühnsten Seefahrer und zugleich einer der hervorragendsten Physiker des 19. Jahrhunderts James Clark Ross ward, als ein Neffe von Sir John Ross, der auf seiner arktischen Expedition zu Beginn der dreissiger Jahre den magnetischen Nordpol und die Halbinsel Boothia Felix gefunden hatte, und dann nach Verlust seines Schiffes in fast wunderbarer Weise nach England zurückgekehrt war, am 15. April 1800 zu London geboren. Fast noch im Knabenalter trat er in die Marine ein und diente unter seinem Onkel zuerst an Bord der „Briseis“, dem er dann zum „Acteon“ und im Jahre 1818 zur „Isabella“ folgte. Schon 1819 bis 1820 treffen wir den jungen Seemann an Bord der „Hekla“ in der Begleitung William Edward Parrys auf dessen Nordpold Expedition, und wieder nimmt er von 1821 bis 1823 auf der „Fury“ an der Nordpolfahrt teil. In seiner Abwesenheit am 26. Dezember 1822 erhält er den Lieutenantsrang; doch kaum in die Heimat zurückgekehrt, unternahm er 1824 bis 1825 mit Parry schon die dritte Nordpolfahrt auf der „Fury“, die er erst verliess, als das Schiff nicht mehr zu retten war. Die Eisprobleme des Nordens hatten seinen Wagemut gestählt, und es galt nun auf einer vierten Fahrt mit Parry den Pol selbst zu erreichen. 1827 führen sie auf der „Hekla“ wieder nordwärts bis zur Melville-Insel und auf Booten und Schlitten ward der bis 1874 höchste nördlich erreichte Punkt über Spitzbergen hinaus auf 82° 45' von den wagemutigen Forschern gewonnen. Nach der Rückkehr von jener Expedition zum Kommandeur der Marine ernannt, konnte James Clark Ross nach seinen Erfahrungen im Nordpolargebiet auf der von seinem Onkel 1829 unternommenen neuen Polarfahrt die Führung der „Victory“ übernehmen und sein Anteil an den im

hohen Norden an den Küsten von Boothia Felix und King Williams-Land ausgeführten Schliffenfahrten kann kaum hoch genug angeschlagen werden; war er doch dadurch an seines Onkels grosser Entdeckung des magnetischen Nordpols unseres Erdplaneten am 1. Juni 1831 aktiv mitbeteiligt. Als Fregatten-Kapitän seit 1834 treffen wir ihn dann an Bord der „Cove“ 1836 auf seiner Reise zur Baffin-Bay, um dort eingefrorenen Walfschiffen zu Hilfe zu eilen. Nicht nur die Kühnheit und Unerge des unerschrockenen Seemanns und Bewingens des Eises hatte sich in James Clark Ross entwickelt, seine physikalischen Kenntnisse gaben seinen Untersuchungen die Sicherheit des Erfolges und bestärkten so seinen mathematischen Kalkül. Daran finden wir den Seemann auch 1838 im Auftrage der Admiralität bei der magnetischen Landesvermessung des „Vereinigten Königreichs“ beschäftigt, einer Aufgabe, deren er sich mit so gutem Erfolge erledigte, dass ihm im April 1829 der ehrenvolle Auftrag wurde, die Expedition zu führen, deren Zweck die geographische Erforschung des Südpolargebiets und die Beobachtungen des Erdmagnetismus in jenen Regionen der Antarktis bilden sollten. Cook hatte einst den Traum von einem reichen Südländchen zerstört, von Bellinghausen, Ballew, Dumont d'Urville und Wilkes hatten in ihrem Streben, die Antarktis zu erreichen, Inseln entdeckt, die, in einem Meeressenge gelegen, auf einen Kontinent schliessen liessen, der in Folge der hohen und steilen Eiswände, die seinen Zugang sperrten, unerreichbar war. Mit den in Chatham bergestellten, für eine dreijährige Expedition ausgerüsteten Schiffen „Erebus“ und „Terror“ verliess Ross am 30. September 1839 die Rhede von Margate. Er beauftragte den „Erebus“, sein Begleiter

und Gefährte von allen arktischen Fahrten Parrys her, der 1845 als Genosse Franklin seinen Tod finden sollte, Francis Crozier, war der Kommandeur des „Terror“. Die Fahrt ging südwärts durch den Arktik. Auf Madeira, den Cap Verde, St. Helena wurden magnetische, mit allen Observatorien der Erde verbundene Terminalbeobachtungen angestellt; vom Kap der guten Hoffnung ward Kerguelen am 15. Mai 1840 erreicht, und hier, wie auf Hobart in Tasmanien, wabhin man am 16. August gelangte, errichtete Ross ein Observatorium. Er beschloss, unter dem 170° östl. Länge, östlich dem Kurse eines Dumont d'Urville und Wilkes südwärts zu steuern, dorthin, wo Balleny das Meer zwei Jahre vorher unter 69° südl. Breite verhältnismäßig eisfrei gefunden hatte. Am 28. Dezember kam unter $63^{\circ} 20'$ südl. Breite und 171° östl. Länge der erste Eisberg in Sicht, dem alle folgenden in ihrer tafelförmigen und den in nördlichen Gebieten gesehenen gegenüber eintrümpfigen Gestalt glichen. Am Neujahrstage 1841 war das schwere Packeis über 65° südl. Breite und $171^{\circ} 30'$ östl. Länge erreicht. Beim Hindurchsternern durch das vorgelagerte lockere Treibeis wurde zuerst der Polarkreis überschritten, den es dann im Laufe der Fahrt noch zweimal zu passieren gelang. Nach dem Durchbrechen des Packeises im Schneesturm befand man sich auf $70^{\circ} 23'$ südlicher Breite und $173^{\circ} 30'$ östlicher Länge im offenen Wasser. Die Inklinationssadel deutete hier an: der magnetische Pol müsse weiter südwärts liegen, als Gauss ihn berechnet hatte; es galt nunmehr, sich dem Pole zu nähern. Südost-Nordwest streichend, tauchte hier vor den Reisenden die Mount Sabine genannte Gebirgskette des antarktischen Kontinents auf, von deren Höhe Gletscher weit ins Meer herabstürzten, sowie eine Halbinsel mit einem, Kap Adare genannten, scharfen Vorsprunge. Die magnetische Inklination, d. h. der Winkel, den eine senkrecht schwingende Magnetsadel mit dem Horizonte bildet, war am 10. Januar auf 87° gestiegen, und der magnetische Pol musste demnach unter 76° südlicher Breite und $145^{\circ} 20'$ östlicher Länge liegen. Am 13. Januar konnte man eine der dort entdeckten vulkanischen Inseln, Possession - Island, unter $71^{\circ} 56'$ südlicher Breite und $171^{\circ} 7'$ östlicher Länge betreten. Das merkwürdigste Schauspiel bot sich den Reisenden, als sie am 28. Januar zwei Vulkane auf der von ihnen wegen des Eises nicht zu erreichenden Küste wahrnahmen, den „Krebus“, 3750 m hoch und den „Terror“, östlich davon in der Höhe von 3200 m berechnet. Eine bis zu 60 m hohe, auf ihrer Oberflache horizontal flache Eismauer lagerte vor dem Terror - Vulkan. Hier war ein Vordringen südwärts unmöglich, obgleich durch Eiszapfen die Andeutung vorhanden war, dass selbst

hier ein Auftauen stattfinden müsste. Mit Not entging die Expedition der Gefahr, vom Eise umschlossen zu werden. — Ross hoffte nun von Westen her sich dem magnetischen Südpole zu nähern und fand, dass die Vulkane auf dem von ihm Viktoria-Land genannten Festlande, nicht auf einer Insel lagen. Ein weiteres Vordringen durch das Packeis erschien in dem herannahenden, antarktischen Winter kaum möglich, doch suchte Ross, so weit möglich, die Nordküste des Viktoria-Landes zu erkunden. Es gelang ihm auch nicht, von Westen her sich dem magnetischen Pole zu nähern, und nach günstiger Nordfahrt, während der die Nächte durch prächtvolle Sudlichter erhellt waren, liefen die Schiffe am 6. April in Hobart ein. In Sidney und New-Seeland ward der antarktische Winter mit Beobachtungen und Studien zugebracht und dann im folgenden Sommer ein zweiter Vorstoß gewagt, der bis $78^{\circ} 10'$ südlicher Breite und $161^{\circ} 27'$ westlicher Länge zu dem bis heute als südlichsten bekannten Punkte der Erde führte. Auch Gesteinsschutt ward beobachtet. Nach einer zweiten Ueberwinterung auf den Falkland-Inseln liess das Eis auch bei einem dritten Vorstosse die Annäherung an den magnetischen Pol nicht zu, von dem man noch 255 km entfernt war. Als die Expedition am 2. September 1843 in vorzüglichem Zustande in Folkestone einlief, hatte sie von 152 Mann einen einzigen im Seesturm verloren, ohne dass irgend ein Krankeitsfall auf den höchst gefährlichen Fahrten eingetreten war. Botanik, Zoologie, Witterungslehre, Geologie und die Lehre vom Erdmagnetismus sind durch Ross wesentlich bereichert worden, und sein Reisewerk giebt Kunde von dem Erreichten. Die goldene Medaille der Londoner und Pariser geographischen Gesellschaft, sowie die Ritterswürde waren äussere Zeichen der Anerkennung für den kühnen und beharrlichen Mann, dem vor Franklin als der ersten Autorität der Polarforschung 1845 die Führung der Expedition übertragen werden sollte, auf der jener Forscher zu Grunde gieng. Noch einmal zog Sir James hinauf in die Nordpolarregion; galt es doch Sir John Franklin, wenn möglich, zu retten. 1848/49 gieng er auf dem „Enterprise“ hinauf bis zur Nordostecke von Northsomerset, durchforschte bis zu $73^{\circ} 38'$ nördlicher Breite dessen Nord- und Westküste, um ohne den Gesuchten gefunden zu haben in die Heimat zurückzukehren. Am 3. April 1862 entriess ihn zu Aylesbury der Tod den Seinen. Ein ungemein scharfsinniger, weitsichtiger Mann von seltener Unsicht und Thatkraft war Sir James von dem edlen Streben besetzt, der Erforschung der Wahrheit und der Erweiterung menschlichen Wissens und damit menschlicher Herrschaft über die Natur zu dienen.

Georg Stammer.

Friedrich Christoph Schlosser.

(Geb. am 17. November 1756 zu Jever; gest. am 23. September 1861 zu Heidelberg.)

(Hierzu Bildnis No. 201.)

FRIEDRICH CHRISTOPH SCHLOSSER ist ohne Zweifel derjenige unter den deutschen Historikern, welcher bis auf die letzten Jahrzehnte den tiefgreifendsten und nachhaltigsten Einfluss auf die Nation ausgeübt hat, obwohl er den Anschauungen und Leidenschaften des Tages oft schroff entgegentrat und niemals darauf ausgegangen ist, seine Zeitgenossen in einer bestimmten Richtung zu beeinflussen.

Aufgewachsen in einem Laude der Bauern, das aber damals gleichzeitig ein Sammelplatz der an die Engländer verkauften deutschen Truppen war, schon in früher Jugend durch eine unglaublich ausgedehnte Lektüre mit einer Fülle der verschiedenartigsten Kenntnisse ausgerüstet, bezog er 1794 die Universität Göttingen, dem Namen nach um Theologie zu studieren, während er in Wirklichkeit seine Studien über alle Gebiete der Geistes- wie der Naturwissenschaften schweifend liess. Doch liess ihn keiner der Göttinger Gelehrten als Schüler in Anspruch nehmen, und entgegen wenigen von ihnen wirkliche Achtung bewahrt. Es folgte ein ungestörtes Hauslehrerleben, das ihn die Kreise der internationalen vornehmen Welt kennen lehrte. 1800 kam er als Hauslehrer nach Frankfurt a. M., wo er mit Ausnahme einer kurzen Zeit, während derer er als Gymnasiallehrer in seiner Heimat wirkte, die folgenden ereignisreichen Jahre verlebte, seit 1812 als Professor der Geschichte und Philosophie am Lyceum. In den vertrauten Freundschaftsverhältnissen, in welche er hier mit bedeutenden Männern und Frauen trat, vollzog sich nach seinem eigenen Bericht eine vollständige Umwandlung seines Gemüths. Hier zeigte sich ihm der Adel der menschlichen Seele, den er nur noch in der Dichtung zu finden gewohnt hatte, im burschen Verkehr, und er gewann neuen Mut „für den Kampf mit der Gemeinheit“. Gleichzeitig hatte er die trefflichste Gelegenheit, sich die politischen und sozialen Zustände jener weltgeschichtlich so wichtigen Epoche klar zu machen und sich im Verkehr mit höheren französischen Offizieren und deutschen Staatsmännern das Verständnis der Zeitideen in ungewöhnlichem Grade zu eröffnen. Daneben trieb Schlosser gelehrte Studien der verschiedensten Art in einem Umfang, vor welchem dem heutigen Geschlechte geradezu schaudern könnte. In Frankfurt ist er auch zuerst als Schriftsteller aufgetreten, und zwar mit Monographien zur Kirchengeschichte, von welchen die Geschichte der bildersümmenden Kaiser die bedeutendste ist. Im Jahre 1817 ward er als Professor

der Geschichte nach Heidelberg berufen, und er ist dieser Universität bis aus Ende treu geblieben.

Schlossers schriftstellerische Thätigkeit war, auch wenn er einzelne Gegenstände behandelte, im Grunde immer auf die Universalgeschichte gerichtet. Bereits in Frankfurt hatte er als Grundriss für seine Vorlesungen eine kurz gefasste, aber aus den Quellen belegte „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung“ begonnen, die er in Heidelberg allmählich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts fortsetzte. Den vergriffenen ersten Teil des in den späteren Bänden immer ausführlicher gewordenen Werks arbeitete er dann zu der achtbändigen „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur“ um, einem Werke, das nicht nur in der Geschichte der Wissenschaft immer als eine höchst bedeutende, durchaus originale Leistung dastehen wird, sondern noch heute jedem unentbehrlich ist, der eine tiefere Auffassung vom Alterthum gewinnen will.

Ganz in Heidelberg konzipiert ist die Geschichte des 18. Jahrhunderts, ohne Frage Schlossers bedeutendstes Werk. Auch sie ist aus einem Compendium hervorgegangen, und erst später zu einer ausführlichen Darstellung umgearbeitet. Niemand hat den Geist dieser für die europäische Menschheit so wichtigen Epoche nach allen Richtungen treuer und schärfer erfasst als Schlosser; er selbst erscheint als eine Art Nächstgänger dieser Periode, seine ganze Bildung wurzelt in ihr. Zum Zwecke von Studien zu diesen Werke nahm er wiederholt längeren Aufenthalt in Paris, nicht nur um Bibliotheken und Archive zu benutzen, sondern namentlich auch, um im Verkehr mit Männern, die den Ereignissen nahegestanden und an der Politik des Tages theilnahmen, eine lebendige Anschauung der Dinge und Menschen zu gewinnen. Ähnliche Dienste leisteten ihm die engen Beziehungen, in welche er zu der Grossherzogin Stephanie von Baden und anderen Mitgliedern der Familie Napoleons trat, Beziehungen, die freilich ursprünglich nicht zu diesem Zwecke angeknüpft wurden. Schlossers populäres Werk, die Weltgeschichte, die noch heute immer neue Auflagen erlebt, ist aus einer von Freundschaad unternommenen Verkürzung und Uebersarbeitung seiner anderen historischen Werke entstanden; er selbst hat dann zur Ergänzung noch die Geschichte des 15. bis 17. Jahrhunderts hinzugefügt.

Schlossers Geschichtsschreibung hat in doppelter Beziehung Epoche gemacht. Linnal dadurch, dass

er zuerst Kultur und Literatur in die Betrachtung hineinzieht und in untrennbare Verbindung mit der politischen Geschichte brachte, ihren Zusammenhang und ihre gegenseitige Verbindung nachwies, dann durch die Art seiner in Schiller und Kant wurzelnden universalhistorischen Auffassung und durch das Bestreben, durch die Geschichte praktisch auf die Zeit einzuwirken. Stark von den Romantikern beeinflusst, von einem religiösen, obwohl nicht weniger als kirchlichen Grundzug, sogar mit einem gewissen Hange zur Mystik, der ihn z. B. zu ertragreichen Studien über Dante führte, brach er doch mit seinen dieser Richtung angehörenden Freunden, als er zu bemerken glaubte, dass ihre Bestrebungen für das Leben verderblich würden. Er ist ein durchaus demokratischer Historiker, obwohl er keiner Partei angehörte und nie im öffentlichen Leben hervortrat, einen so feinen Sinn er suchte für seine Bewegungen hatte. Auf sogenannte Objektivität hat er niemals Anspruch erhoben; in der Wertbeurteilung sieht er einen wesentlichen Teil seiner Aufgabe. Der Massstab, den er anlegt, ist zunächst ein moralischer, und überall tritt er für die Idee der Freiheit ein gegenüber dem Despotismus, von

welcher Seite er auch komme. Macht, Erfolg, Ruhm, büsserer Glanz blenden ihn niemals. Sein Urteil tritt schroff und rücksichtslos zu Tage, häufig in Widersprüche mit der gängbaren Meinung; seine Wirkung auf die Zeitgenossen beruht vor allem darauf, dass es das Urteil eines starken und in sich gefestigten Charakters war und dabei getragen von vollständigster Sachkunde und gründlichster Kenntnis der Welt und der Menschen. Er kennt aber als Historiker noch einen anderen Massstab: ebenso hoch wie die Moral stellt ihm die Kraft, die sich mit Bewusstsein in den Dienst der Ideen der Zeit stellt.

Solchen Eigenschaften gegenüber schiedete es der Wirkung seiner Schriften kaum, dass sein Stil keineswegs musterhaft ist und dass ihm trotz seiner unermesslichen Gelehrsamkeit gelegentlich aus Flüchtigkeit grobe Irrtümer selbst hinsichtlich der Thatsachen untergelaufen sind.

Als Dozent war Schlosser einer der wirkungsreichsten Universitätslehrer, die Deutschland gesehen hat. Seinem Vortrag mangelten freilich alle büsseren Vorzüge, aber er zog Charaktere an und bildete Charaktere.

Franz Rühl.

Georg Gottfried Gervinus.

(Geb. am 20. Mai 1805 zu Darmstadt, gest. am 28. März 1873 zu Heidelberg.)

(Hierzu Bildnis No. 102.)

GEORG GOTTFRIED GERVINUS stammt aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie. Anfänglich für einen praktischen Beruf bestimmt, setzte er es durch, die Universität beziehen zu dürfen, und ward hier von Schlosser für das Studium der Geschichte gewonnen. Er ist der grösste seiner Schüler geworden und hat Zeit seines Lebens dem Meister mit fast schwärmerischer Verehrung angehangen. Seine Geschichtsschreibung hat Schlossers praktisch-politische und moralische Tendenz, aber Gervinus übertrifft seinen Lehrer sowohl hinsichtlich der kritischen Sichtung und Würdigung der Quellen, als auch namentlich an Gestaltungskraft und Kunst der Darstellung.

Gervinus habilitierte sich in Heidelberg, wo er zuerst mit einer epochemachenden Schrift über die florentinische Historiographie hervortrat, um dann das erste seiner beiden Hauptwerke, die Geschichte der deutschen Dichtung, zu beginnen. Es war nicht gerade eine besondere Vorliebe für den Gegenstand, die ihn dazu führte, allein es schien ihm der Augenblick gekommen, wo eine grosse Epoche unserer

Dichtung ihren Ende nahe und wo infolgedessen das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung am dringendsten wäre. Das Werk, welches 5 Auflagen erlebte und unendlich viel gelesen wurde, bleibt trotz mancher Schwächen eine der grössten Geistesleistungen unseres Jahrhunderts. Gervinus hat die Literaturgeschichte als Wissenschaft sozusagen erst geschaffen, er hat sie auf das Innigste mit allen Bewegungen in Staat und Kultur in Verbindung gesetzt und sie von dem leeren Aesthetisieren erlöst. Er zuerst hat die Massen der deutschen Literatur gruppiert und geordnet, das Verständnis für ihren Zusammenhang und ihren Gegensatz eröffnet und vor allem den Deutschen vor Augen gestellt, wie Grosse und Herrliches sie geleistet. Aber zum Schluss rief er, jetzt zunächst von der Poesie abzulassen und sich der politischen Wirksamkeit zuzuwenden, damit auch auf diesem Gebiete die Nation die Stellung erlange, welche ihr ihrem Geist und ihrem Gemüthe nach zukomme.

Seit 1832 Professor in Göttingen, ward Gervinus durch den frivolen Verfassungsbruch Ernst Augusts

aus seinen Studien herausgerissen. Er war einer der 7 Professoren, welchen der Protest gegen den ihnen angemessenen Eidbruch ihre Stellung kostete. Die Katastrophe trieb ihn in die praktische Politik; er entfaltete von Heidelberg aus, wo er Honorarprofessor wurde, neben den Arbeiten zur Fortsetzung seiner Dichtungsgeschichte eine umfangreiche und tief eingreifende publizistische Tätigkeit. Er war einer der Hauptvorsämpfer der nationalen und zugleich freisinnigen Partei, welche aus Deutschland einen Bundesstaat schaffen und Preussen an seine Spitze stellen wollte, wobei er freilich auch an Preussen ganz bestimmte Forderungen im liberalen Sinne stellte. Als Abgeordneter im Frankfurter Parlament übte er seinen Tendenzen und seinen persönlichen Beziehungen nach zum rechten Centrum gehörend, allein er vermisste hier die Kraft und das staatsmännische Geschick. Die sich daraus ergebenden Missergebnisse veranlassen ihn frühzeitig zum Austritt aus der Versammlung. Für den Zusammenbruch der nationalen Hoffnungen suchte er Trost in Studien über Shakespeare, den er in einem grossen Werke (1849) als ein sittliches Ideal und den vollendeten Dramatiker hinstellte. Dann aber begann er ein grosses Geschichtswerk, das unmittelbar in die Zeit eingreifen sollte, die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Die abgesondert erschienene Einleitung, ein geschichtsphilosophischer Versuch, der mit einer republikanisch-demokratischen Perspektive endigte, zog ihm einen Hochverratsprozess zu, der in erster Instanz mit seiner Verurteilung zu mehrmonatlicher Festungshaft endigte, nachher aber im Sande verfiel. Man hat ihm seitdem nicht wieder erlaubt, Vorlesungen zu halten. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts reicht in 8 Bänden nur bis 1851. Vieles von dem Stoff dieser Geschichte war noch unbekannt, die Archive waren so gut wie gänzlich verschlossen, aber Gervinus durfte dem entgegenhalten, dass in diesen Zeiten sich die Dinge der Hauptsache nach in der Öffentlichkeit abgespielt haben, und dass hier die Bewegungen der Massen wichtiger seien als das

Treiben der Diplomaten. In der That ist es ihm gelungen, den spröden Stoff von hohen Gesichtspunkten aus zu gruppieren und zu gestalten, den Faden der politischen und geistigen Entwicklung zu deutlicher Anschauung zu bringen, und der Bau, den er aufgeführt, bleibt bestehen, auch wenn zahllose Einzelheiten sich infolge unserer seitdem erweiterten Kenntniss als unzulässig herausgestellt haben. Die Weitläufigkeit der Behandlung entfremdete dem Buche jedoch im Laufe der Zeit einen Teil des Leserkreises, auf den es berechnet war, da auch viele Dinge, z. B. die Vorgänge in Südamerika, ausführlich erörtert sind, welche dem allgemeinen Interesse fern lagen. Die Schreibart an sich ist überall klar und schön und neben reichster sachlicher Belehrung darf man sich an einer grossen Reihe glänzender und in der Regel durchaus zutreffender Charakterschilderungen der handelnden Personen erfreuen. Gervinus liess das Werk unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 liegen. Er hat freilich niemals, wie man ihm nachgesagt hat, Bismarck das Schicksal Polignacs prophezeit, aber der plötzliche Umschlag der politischen Stimmung, auch in den ihm nächststehenden Kreisen, im Sommer 1866, den er nicht mitmachen konnte, liess ihn die Lust an dem Werke verlieren. Nachdem er ein Werk über Händel veröffentlicht, dessen Musik er erfolgreich in Deutschland einzubürgern bemüht war, wandte er sich vielmehr zu einer Neubearbeitung seiner Geschichte der deutschen Dichtung. Der erste Band, den allein er vollendet hat, erschien im Winter 1870/71 mit einer gehärschten Vorrede, in der er, bei aller Freude über die glänzenden Erfolge der deutschen Waffen, ein hartes Urtheil über deutsche Politik und deutsche Zustände und die schwersten Befürchtungen für die Zukunft unserer Nation zum Ausdruck brachte. Während der bitteren Polemik, die sich darüber entspann, raffte ihn am 18. März 1871 der Tod dahin. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, wie weit diese Befürchtungen sich bewahrheitet haben, wie weit sie durch die Ereignisse als unbegründet erwiesen worden sind.

Franz Rühl.

Gottfried Semper.

Geb. am 29. September 1803 zu Hamburg, gest. am 13. Mai 1879 zu Rom.
(Hierzu Bildnis No. 293.)

Wenn in Deutschland etwa seit der Mitte unseres Jahrhunderts die Renaissance der herrschende Baustil geworden ist, so gebührt Semper das grösste Verdienst an dieser Wändlung des allgemeinen Geschmacks. Die Begeisterung für die Renaissance-

bauten hatte er schon in jungen Jahren gefasst, als er im Jahre 1830 auf einer längeren Studienreise nach dem Süden die monumentalen Palastbauten in Genua, Verona, Venedig und Florenz kennen gelernt und eifrig studiert hatte. Aus

diesen Schöpfungen der Brunellesco, Sansovino, Sammicheli gewonnener die Ueberzeugung, an der er sein Leben lang fest hielt, „dass die antike, speziell die römische Architektur vermöge ihrer Universalität zwar die unverrückbare Grundlage alles architektonischen Schaffens im Abendlande sei und bleiben müsse, dass aber zugleich die italienische Renaissance eine zeitgemässe und harmonische Fortentwicklung der antiken Bauprinzipien darstelle und daher für uns den nächsten Ausgangspunkt bilde, um, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der antiken Vorbilder, den geeignetsten architektonischen Ausdruck für die modernen Bedürfnisse im Civilbau zu finden“. Gleichzeitg beschäftigte er sich schon damals auf das Eifrigste mit Studien über die Polychromie der griechischen und römischen Baukunst und wusste dieser seiner Entdeckung trotz der heftigen Polemik, die namentlich Kugler gegen ihn erbob, im Laufe der Zeit zur allgemeinen Anerkennung durch die Wissenschaft zu verhelfen. Vor allem aber war er bemüht, den Zusammenhang aller Künste zu ergründen. Zu diesem Zwecke zog er die Betrachtung der Kleinkünste in den Bereich seiner Arbeiten und trug auf diese Weise wesentlich zur Wiederbelebung der kunstgewerblichen Bestrebungen bei. Seine Ansichten verfocht er unermüdet durch Wort und Schrift, zuerst als Direktor der Kgl. Bauakademie in Dresden, dann, nachdem er sich in Dresden durch seine Beteiligung am Dresdener Aufstande im Jahre 1849 unmöglich gemacht hatte, in London, wo ihm eine Professur für Architektur, plastische Dekoration und Metalltechnik an der neubegründeten und hauptsächlich nach seinen Vorschlägen eingerichteten Zeichen- und Architektenschule in Marlborough House übertragen wurde, und schliesslich seit dem Jahre 1855 als Professor der Baukunst an dem eben ins Leben gerufenen Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Nachdem er schon früher in zahlreichen kleineren Schriften und Abhandlungen seine neuen Entdeckungen und Theorien dargelegt hatte, fasste er das Resultat seiner Beobachtungen in einem in den Jahren 1851—1863 erschienenen epochemachenden Werk zusammen, dem er den Titel: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Aesthetik“ gab. Es umfasst nur zwei Bände, war aber ursprünglich auf drei berechnet, da Semper beabsichtigte, noch einen dritten Band hinzuzufügen, der die „Vergleichende Baulehre“ enthalten sollte. Doch wir sind wenigstens einigermaßen über den Gedankengang, den Semper in seinem dritten Bande zu verfolgen gedachte, unterrichtet, da er ihn in seiner letzten Schrift: „Ueber Baustile“ im Jahre 1869 in grossen Zügen angedeutet hat. Indessen hat Semper nicht bloss als Theoretiker

geradezu bahnbrechend gewirkt: er hat vielmehr auch als praktischer Baumeister durch eine lange Reihe hervorragender Schöpfungen die Phantasie seiner jüngeren Zeitgenossen gewaltig angeregt. Der erste grössere Bau, der ihm übertragen wurde, war die im Jahre 1840 vollendete Synagoge in Dresden, die bei aller Einfachheit der Ausführung doch einen hohen Grad von Monumentalität besitzt und im Innern, für das er auch alle Kunstgeräthschaften entwarf, durch reiche orientalische Pracht ausgezeichnet ist. Dann schuf er in dem in den Formen der italienischen Frührenaissance ausgeführten Dresdener Hoftheater, das leider im Jahre 1869 ein Raub der Flammen wurde, einen Musterbau, der seinen Namen in ganz Europa bekannt machte. In dem während der Jahre 1845 bis 1848 errichteten Oppenheimschen Palais an der Bürgerwiese in Dresden zeigt er, wie sehr er in den Geist der besten Hochrenaissance eingedrungen war, während er in der Anlage des Dresdener Museums, dessen Vollendung er selbst nicht mehr übersehen konnte, in meisterhafter Weise die schwierige Aufgabe löste, den Mittelbau an die Arkaden des Zwingers harmonisch anzugliedern. Als er später in Zürich wieder sesshaft geworden war, erbaute er das Schulgebäude des dortigen Eidgenössischen Polytechnikums und die Sternwarte auf dem Zürichberg. In Winterthur rührte das im Geiste klassischen Griechentums und geluteterter Renaissance aufgeführte Rathaus von ihm her. Die grossartigste und umfassendste Thätigkeit schenkte sich ihm jedoch zu eröffnen, als er im Oktober 1871 durch den Kaiser Franz Joseph nach Wien berufen wurde, um gemeinsam mit dem Baron von Haseuauer an der Errichtung der beiden Hofmuseen mitzuwirken. Leider aber wurde die Nötigung, mit einem anderen Künstler zusammenzuarbeiten, für Semper eine Quelle fortgesetzter Konflikte, die seine unerschöpflich scheinende Kraft aufzureihen drohten. In allen wesentlichen Stücken rühren die beiden Gebäude, so wie sie heute dastehen, von Semper her, der auch die Projekte für den Umbau der kaiserlichen Hofburg entwarf und in dem neuen Hofburgtheater das Ideal eines Theaterbaues verwirklichte, das ihm vorgeschwebt hatte, als er das nicht zur Ausführung gelangte Modell für das Münchener Wagnertheater entwarf, und das auch seinen Plänen für das neue Dresdener Hoftheater zu Grunde liegt.

Um sich von seiner überanstrengenden Thätigkeit zu erholen, zog sich Semper seit dem Winter 1876 von seinen Wiener Verpflichtungen mehr und mehr zurück. Seinen Tod fand er am 15. Mai 1879 in Rom, wo er auf dem protestantischen Friedhof bei der Cestius-Pyramide bestattet wurde.

H. A. Lier.

Karl Friedrich Eichhorn.

(Geb. am 30. November 1781 zu Jena, gest. am 4. Juli 1854 zu Köln a. Rh.)

(Hitzig: Bildnis No. 104.)

In die vorderste Reihe der deutschen Männer, denen die Neugründung wichtiger Zweige der Geisteswissenschaften zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zu danken ist, gehört der Vater und Schöpfer der deutschen Rechtsgeschichte. Als Sohn des bekannten Orientalisten am 30. November 1781 zu Jena geboren, siedelte Karl Friedrich Eichhorn mit seinem an die Göttinger Hochschule berufenen Vater 1788 dorthin über. Göttingen ist denn auch geistig die Heimat des lebhaften, geistig ungemein angeregten und früh sitzlich reifen, hochbegabten, edlen Forschers geworden. Hier reifte er zum Jüngling heran, widmete sich unter Leitung der berühmten Juristen Pütter, Hugo und Runde dem Studium der Rechtswissenschaft, ohne seine allseitige Ausbildung, wie sie die Göttinger Tradition bedingte, zu vernachlässigen. Eine kräftige, heitere Persönlichkeit, ein gewandter Reiter und Fechter, beachtete er nach erlangter Doktorwürde 1801 sich der akademischen Laufbahn für die publizistischen Pächter zu widmen und besuchte deshalb, wie damals üblich, das Reichskammergericht zu Wetzlar, den Reichstag in Regensburg, der in jenen Tagen kaum noch lebensfähig, fast bedeutungslos geworden war, sowie das Wiener Hofgericht, um überall einen praktischen Einblick in die Geschäfte zu thun. Schon 1803 konnte der junge Dozent in Göttingen mit Vorlesungen über den „Rechtsprozess“, die „Geschichte des deutschen Rechts“ und das „Deutsche Staatsrecht“ seine akademische Laufbahn beginnen, stieg die Berufung nach Frankfurt a. O. 1805 ward für Eichhorn und seine wissenschaftliche Lebensarbeit entscheidend. Hier erwuchs sein Lebenswerk, die „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“. Hier fand er in jenen bösen Tagen für Preussen, als thätiger Patriot das Verhältnis zum Preussischen Staate, das durch seine Teilnahme am Befreiungskriege 1813 zum Ausdruck kam. Ein Freimaurer und Mitglied des „Tugendbundes“, als Stadtverordneter, Mitglied der jungen Selbstverwaltung gründete sich Eichhorn in Frankfurt seinen Hausstand, indem er die Tochter des von ihm hochgeschätzten Jenenser Geschichtsforschers Heinrich als Gattin heirathete. Mit dem ersten Bande seiner Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1808 hatte er sich in die erste Reihe der Rechtsforscher gestellt und 1811 ward er zum ordentlichen Professor neben Savigny, dem Freunde und Genossen seiner wissenschaftlichen Richtung, an die junge Berliner Hochschule berufen. „Deutsches Privatrecht“,

„Deutsche Rechtsgeschichte“, „Zivilprozess“ bildeten hier die Hauptfächer seiner Lebthätigkeit, und eben war der zweite Teil der „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte“ von ihm vollendet, als auf des Königs Ruf er die Feder mit dem Schwerte, die Lehrkanzel mit dem Feldlager vertauschte. Als Freiwilliger trat der Gelehrte, der Weib und Kind zurückliess, ins Heer und focht als Rittmeister der Kürassiere beim Bülowschen Korps bei Grossbeeren, Denawitz und Leipzig. Er zog 1814 in Paris ein und kehrte, geschmückt mit dem Eisernen Kreuze, heim zu den Seinen. Die Freude, Deutschlands Befreiung mit erzungen zu haben, war die tiefste Empfindung dieses herrlichen Mannes, in dessen Charakter die Vaterlandsliebe einen besonders hervorragenden Zug gebildet hat. Die Rechtsordnung, das war ihm ein Erlebnis geworden, konnte diesem heidenhaften Forscher nicht als ein Produkt der Willkür erscheinen, sie konnte nur in einer bestimmten Volksindividualität leben und sich entwickeln, keineswegs konnten gleiche Normen für alle Völker sich finden lassen. Die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“, die er mit Savigny begründete, ward das Organ der historischen Rechtsschule. Neben Hugo und Niebuhr kamen hier schon bald die aufstrebenden Talente Jacob Grimm und Mittermaier zum Worte. Eichhorn entwickelte sein Programm über das geschichtliche Studium des deutschen Rechts und führte im Winter 1816/17 dem Kronprinzen in dieses Fach ein. Allein die von seinem Amtsgenossen Schmälz ausgehende Denunziation des „Tugendbundes“ empörte und kränkte ihn so tief, dass er Berlin zu verlassen sich entschloss und einem Rufe nach Göttingen folgte. Dort hat er von 1817 bis 1829 mit dem höchsten Lehrverdienste gewirkt und die Zeit seines grössten wissenschaftlichen Schaffens erlebt. Er vollendete seine Rechtsgeschichte 1823 und schrieb eine „Einführung in das deutsche Privatrecht“. Allein schon 1824 bis 1825 musste er in Nizza für seine schwankende Gesundheit Heilung suchen und er verliess 1829 die Göttinger Hochschule, um seinem geschwächten Körper in der Ruhe des Landlebens Erholung zu gönnen. In der Bewirtschung des von ihm bei Tübingen erworbenen Ammerhofs und in der Ausarbeitung der Grundzüge eines ersten wissenschaftlichen evangelischen und katholischen Kirchenrechts theilte Eichhorn seine Zeit, bis er 1833 von neuem als Professor und als Geheimer Legationsrat ins Auswärtige Ministerium nach

Berlin berufen ward. Als Mitglied des Staatsrats, der Gesetzgebungskommission und des Obertribunals hat Eichhorn bis 1847 bedeutenden Einfluss auf Preussens Gesetzgebung geübt. Die „Wechselordnung“ und namentlich zahlreiche Fragen aus dem deutschen Privatfürstenrecht sind seiner Bearbeitung unterworfen worden. Seine Schaffenskraft konnte sich nicht mehr zu früherer Höhe erheben, und mit äusserer Ehre, u. a. dem Orden Pour le mérite, geschmückt, war er ein kranker Mann geworden. Als Akademiker beschäftigte sich Eichhorn mit rein gelehrten Studien, während er sonst in seltsam weiten den Blick auf die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart gerichtet hielt und das historische Studium des deutschen Rechts nicht nur zum besseren Verständnis der heutigen Institute als eine Art Antiquität oder gelehrte Liebhaberei betrieben wissen wollte, sondern seine Durchforschung nach jeder Richtung hin darum forderte, um den eigentümlich fortwirkenden Geist des deutschen Rechts aus der Geschichte zu erkennen. Er verlebte die letzten Lebensjahre bei seinem Sohne, dem Appellationsrat Otto Eichhorn in Köln, wo er auch am 4. Juli 1854 gestorben ist. Dies glänzend aufsteigende, dann plötzlich ermatende und in langem Siechtum hingeschleppte Leben kann nur durch den Gedanken die Wehmut bannen, dass ihm die er-

folgreiche Durchführung eines neuen, fruchtbaren wissenschaftlichen Gedankens gelungen. Gegenüber den Hypothesen, die das ohne Methode vor ihm behandelte deutsche Privatrecht und dessen Geschichte beherrschten, fasste Eichhorn sich den Mut, den ganzen Entwicklungsgang der deutschen Rechtsgeschichte historisch zu betrachten und mit intuitiver Kraft darzustellen. Er selbst kannte die Mängel seines Werkes am besten und hat stets zur tieferen Erforschung aufgefordert. Quellennässig, in vollster Objektivität, leidenschaftlos und gerecht in seiner etwas herben Sprache ist sein Werk zugleich eine nationale That und alle Germanisten sind seine Schüler. Die historische Methode wurde ihm auch nutzbar in der Theorie des deutschen Privatrechts, dessen charakteristische Gedanken er aus den patriarchalen Rechten durch Vergleichung herauszuschälen suchte, indem er alles „Naturrecht“ verwarf. Das unferne politische Leben der deutschen Bundesstaaten hinderte Eichhorn, der ein konservativer Mann im Sinne Steins war, an der Darstellung des Bundesstaatsrechts. War er auch ein Gegner der modernen Verfassungen und forderte er strengste Schonung wohlverworbener Rechte bei jeder Reform, so erkannte er dennoch, obschon er sich zuletzt vom öffentlichen Leben gänzlich zurückzog, dass Deutschlands Zukunft allein auf Preussens Macht zu gründen sei.

Georg Stamper.

Ernst Curtius.

(Geb. am 2. September 1814 zu Lübeck, gest. am 11. Juli 1896 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 265.)

Wenn vor noch wenigen Jahren ein Fremder zu einer bestimmten Wochenstunde durch die Räume des Berliner Museums schritt, so blieb er wohl gebannt stehen vor einem seltenen Anblick. Inmitten einer Schaar lernbegieriger Jünglinge stand dort ein Greis im Silberhaar mit scharfen, durchgeistigten Zügen, wie ein Seher das grosse, hellblaue Auge aufwärts richtend und mit begeisterter Stimme von dem redend, wovon sein ganzes Herz erfüllt war, von der ewigen Schönheit der Antike, von den herrlichen Meisselwerken griechischer Künstler, von der ganzen inneren Kraft des wunderbaren Volkes der Griechen. Es war Ernst Curtius. Bald drei Jahre sind nun seit seinem Tode verflossen; noch immer aber ist ihm die deutsche Wissenschaft, für die er so unendlich viel geleistet hat, die Dankeschuld einer würdigen Biographie schuldig geblieben. Und doch ist dieses Leben wie selten eines einer umfassenden Darstellung würdig;

nicht nur wegen der weitumfassenden Bedeutung des Mannes als Gelehrten, sondern vor allem, weil in Curtius ein Mensch erstand, dem es wie wenigen beschieden ward sich auszuleben, völlig, bis in die letzten Forderungen seines Seins, der aber auch andererseits die höchste Aufgabe eines Sterblichen sich gestellt hatte, das Hinströben nach Geschlossenheit, nach vollkommener Harmonie des ganzen inneren und äusseren Lebens. Man hat Curtius einen „antiken Menschen“ genannt, und es ist richtig, ihm war die Antike, die griechische insbesondere, heiliger Boden; was dort erstanden war in einer wunderbar glänzenden Kulturentwicklung, schien ihm Leben von unserm Leben; auf einer „ewigen Entdeckungsfahrt nach dem innersten Wesen der Griechen begriffen, deren Land ihm als die geistige Urheimat aller europäischen Völker vorschwebte“ (Herman Grimm), hatte er selbst wie kaum ein anderer „den Schwung der Begeisterung

und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude⁴, wie sie jenem Volke eigen war, in sich aufgenommen. Aber neben jenem Hellenentum, wie es nach seiner Ansicht am reinsten sich in Plato offenbarte, war es das Christentum, dem sein ganzes Herz gehörte, das Christentum, in dem er die Vollendung des Griechentums erblickte, „die Erfüllung griechischen Geisteslebens und Hoffens⁵. Mehr als die Verkünder der olympischen Waffenruhe bedenkten ihm jene Gottesboten, die hinaus-zogen, um einen höheren Frieden zu verkünden, einen Frieden, den er selbst in dem innigsten persönlichen Verhältnis zu seinem Gönne fand. Diese Einheitlichkeit seiner Lebensauffassung, die Verschmelzung griechischen Geistes und religiöser Überzeugung, bildeten denn auch die Grundbedingung zu der Einseitigkeit seiner wissenschaftlichen Auffassung. Auch hier suchte er stets den gottgewollten Zusammenhang: die Erhebung der Wissenschaft zur Weisheit durch die Wahrheit, der Nachweis, dass „alles wahrhaft Menschliche in der Offenbarung, in der Geschichte der Völker seine Erfüllung findet⁶; schien ihm die würdigste Aufgabe vor allem der „wahren Philologie, welche Niebuhr eine Vermittlerin der Ewigkeit nannte⁷. Sein ganzes geistiges Streben war von diesem Gedanken beherrscht; immer waren es die grossen, fruchtbaren Zusammenhänge, denen er auch in der Behandlung von Einzelproblemen nachging; nie verlor er sich in die „Befriedigung eines leeren Scharfsinns⁸. Die Erfassung des Griechentums als Gesamtheit in dem Sinne C. Otfried Möllers blieb bis in seine letzten Tage der Mittelpunkt seines geistigen Thuns; mit einem wunderbar glücklichen Selbstvertrauen, das seiner ganzen Lebensauffassung entsprang, sah er in sich den besten Interpreten und Verteidiger dieser Idee; unbeirrt durch fremden Widerspruch schritt er seine Bahn. Und mit dem gleichen tiefstlichen Optimismus, mit dem er an sich selber glaubte, glaube er auch an sein Vaterland. Herrliche Worte fand sein beredter Mund, wenn er von dem deutschen Volke redete, von dem „grossen sittlichen Zug, der durch die Idealität deutscher Geistesbildung hindurchgeht⁹; von seinem „lebendigen Gewissen, dem die ewigen Gesetze des sittlichen Lebens bei jedem Schritte vor Augen stehen¹⁰; wenn er die Quelle der Siegeskraft pries, die Liebe zur Wahrheit, die uns von den Schlachtfeldern Frankreichs die deutsche Einigkeit heimbrachte.

Von einer eingehenderen Schilderung seines Lebensganges und seiner wissenschaftlichen Leistungen müssen wir an dieser Stelle absehen. Nur das Eine sei gesagt, was sich einem unwillkürlich bei der Betrachtung aufdrängt: es war ein unendlich glückliches Leben, das Ernst Curtius beschieden ward. Es ist

als ob ein himmelgesandter Dämon diesen Mann geleitete, kaum eine Stunde des Lebens von ihm weichend bis in seine letzten Jahre, wo auch ihm das Leid nicht erspart blieb, wenn es ihn auch nicht überwand. Einem hochangesehenen Hause entstammend, in dem der Geist eines feinsinnigen, wissenschaftlich hervorragenden und tiefreligiösen Vaters waltete, in den Kinderjahren schon in der „hochgeheilten Vaterstadt“ Lübeck in lebendiger Beziehung zu einer grossen Vergangenheit, erkannte Ernst Curtius früh seine Lebensaufgabe; die Wege wiesen ihm drei der hervorragendsten Lehrer, Fr. Gottlieb Welcker, der begeisterte Prophet des Griechentums, C. Otfried Müller, der seinem Herzen noch näher kam, und August Böckh, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Und noch waren seine Studien nicht zu völligen Abschlüsse gediehen, da gewährte ihm, in der empfindlichsten Zeit der Jugend, ein „freundliches Geschick“ jene Wanderjahre auf dem Boden Griechenlands, deren Nachwirkung in seinem ganzen ferneren Leben und Schaffen zu verspüren ist. In die Heimat zurückgekehrt, ward ihm bald als Erzieher eines hochbegabten Fürstensohnes, des preussischen Prinzen Friedrich Wilhelm, die glücklichste Aufgabe zu teil, die einem Menschenbildner werden kann. Dass er ihr nachkam mit der ganzen Festigkeit seines Charakters und dem glänzenden Schwung seiner Begabung, beweist die hohe Anerkennung, die ihm von den Eltern des Prinzen zu teil ward, zeigt vor allem das innige Verhältnis, das ihn mit diesem selbst allzeit verband, und das noch einmal zum ergreifenden Ausdruck kam bei dem Tode des unglücklichen Fürsten. — Im Anfang der fünfziger Jahre wandte sich dann Curtius, schon hoch angesehen — zunächst in Berlin, bald als Ordinarius in Göttingen und nach Ed. Geheards und Böckhs Tod 1857 wieder in Berlin —, seinem eigentlichen akademischen Lehrberufe zu, auch hier in jeder Weise vom Glücke getragener wie wenige, aber bei aller Fülle der Anerkennungen und Ehren, die ihm wurden, nie sich selbst vergessend und seinen Beruf als Gelehrter und Mensch. Ueber vierzig Jahre einer unendlich fruchtbaren und segensreichen Thätigkeit waren ihm noch vergönnt. Von wissenschaftlichen Werken sei als erstes das über den „Peloponnes“ genannt (1857/58), das, auf der Grundlage der Karl Ritterschen Auffassung sich aufbauend, in seiner lichtvollen Darstellung wohl kaum von einem späteren Werke übertroffen worden ist. Später wandte sich Curtius in seinen Studien zur griechischen Landeskunde mehr der Stadt Athen und der attischen Landschaft zu; nach zwei Kartenwerken (1868 und 1878) erhielten diese ihren Abschluss in der „Stadtgeschichte von Athen“ (1891). — Seine wissenschaftliche Hauptarbeit,

die „Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneas“, war die Frucht des Göttinger Aufenthalts (Bd. I: 1857; Bd. III: 1867). Wieviel auch — und teilweise nicht ohne Berechtigung — die historische Kritik an diesen Werken aussetzen mag, als Gesamtbild gefasst, als Erzeugnis nicht nur der gelehrten Forschung, sondern vor allem der dichterischen Intuition stellt die „Griechische Geschichte“ eine glänzende That dar, die Curtius weit über die deutschen Lande hinaus berühmt machte. Neben diesen Hauptwerken erschienen eine reiche Fülle kleinerer und grösserer Abhandlungen und vor allem jene glänzenden Reden („Altertum und Gegenwart“), wozu er, meist als der bestreueste Vertreter der Akademie, den reichen Gedanken seines Geistes und Herzens kunstvollendeten Ausdruck gab. Erwähnung

verdient daneben auch seine Thätigkeit für das „Athenische Institut“, das 1874 endlich gegründet werden konnte, Erwähnung vor allem seine Verdienste um die Ausgrabungen in Olympia. Die Sehnsucht, der er in jenen berühmten Vorträgen in der Berliner Singakademie am 10. Januar 1873 so ergreifenden Ausdruck gab, sie sollte durch das neuerstandene Deutsche Reich gestillt werden. Im Herbst 1875 begannen die Ausgrabungen, und als man am 19. April 1885 bei einer glänzenden Festversammlung in Olympia inmitten der aufgefundenen Reste die von Schaper geschaffene Büste von Curtius enthüllte, da that man es in der Ueberzeugung, dass Er es sei, dem das Hauptverdienst gebühre, dem „letzten Olympioniken“, dem grossen Gelehrten, dem grösseren Menschen.

Paul Anke.

Friedrich Spielhagen.

(Geb. am 24. Februar 1829 zu Magdeburg.)

(Hierzu Bildnis No. 26.)

Durch seine theoretischen Schriften hat uns Friedrich Spielhagen gelehrt, worin das Geheimnis der epischen Kunst liegt und warum der Roman als legitimer Erbe des alten Volksepos ein dem Drama ebenbürtiges Kunstwerk ist — Behauptungen, die er wahr machen konnte, weil er mit seinem kunstphilosophischen Wesen eine echte Dichternatur vereinigt, der vielgebildete und viel-erfahrene Künstler mit dem weitausschauenden Blick und der gestaltungsmächtigen Phantasie. Obwohl er sich auf vielen Gebieten der Literatur bewährt hat, als Lyriker und Dramatiker, als Essayist und Biograph, als Uebersetzer und Kritiker, — seine Romane und Novellen und seine ästhetischen Studien über das Wesen der epischen Poesie sind es gewesen, die ihn weit über die Grenzen Deutschlands berühmt gemacht haben und die ihm die Unsterblichkeit sichern.

Was man von unserem Theodor Fontane gesagt, trifft auch bei ihm zu, dass sich in seinem Innern germanisches Gemüth mit romanischer Eleganz harmonisch gepaart haben, da sein Vater — der königliche Baurat Spielhagen — aus einer mährischen Fürsternfamilie und seine Mutter, eine geb. Robran, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammten.

Am 24. Februar 1829 wurde Friedrich Spielhagen in Magdeburg geboren, das er aber schon als ein sechsjähriges Knäblein mit seinen Eltern und Geschwistern verliess, weil der Vater nach Stralsund versetzt war. Und hier an der Küste des blauen

Meeres, dessen rhythmisches Brausen und grollender Sturmgesang ein Echo in fast allen Werken des Dichters gefunden haben, hat er seine Jugendspiele gespielt und seine ersten Dichterträume geträumt, auf dem Gymnasium die Grundlage für seine klassische Bildung empfangen und last not least die Typen seiner Meisterwerke kennen und studieren gelernt.

Im Herbst 1847 bezog er die Universität, erst Berlin, dann Bonn, dann wieder Berlin und endlich Greifswald, wo er wie Faust mit eusigen Fleiss und heissen Bemühen Philosophie, Jurisprudenz und Medizin studierte, ohne Befriedigung zu finden, weil seine Seele nach anderer Speise lechzte. Für sich allein studierte er Homer und Cervantes, Goethe und Humboldt, Spinoza und Schopenhauer, die alte und neue Literatur meistens in ihren Originalen, besuchte Museen und landschaftliche Schönheiten und begann in das Wesen seiner Zeit einzudringen, die er mit einem so phänomenalen Verständnis erfasst hat. In das Prokrustesbett der Examina hat er sich nicht zwingen lassen, und so versuchte er sich pfllichtbewusst, doch ohne Befriedigung in den verschiedensten Berufen zu bethätigen. In Pommern war er Hauslehrer, Dozent in Leipzig, Schauspieler in Magdeburg, in Erfurt Offizier und Redakteur in Hannover, bis er mit seinen „Problematischen Naturen“ „den letzten Versuch“ wagte. Nun konnte er, ähnlich wie Byron, eines Morgens erwachen und sich beröhmt finden. Mit diesem einen Werke, das typisch

für ihn ist insofern, als es modernes Zeitbewusstsein in eine klassische Form gebracht, hat er sich seine Position in der Geschichte der deutschen Literatur errungen.

Nachdem er sich inzwischen verheiratet, siedelte er 1862 nach Berlin über, wo er eine zweite Heimat gefunden und wo er noch heute lebt als ein Führer und eine Zierde unserer zeitgenössischen Dichtung.

Durch den Adel seiner souveränen Natur hat er sich die Liebe und Achtung bei Feind und Freund erworben, der kämpfende Dichter, welcher so viele Pfeile für seine Ideale in feindliche Läger verschossen. Trotz aller Stürme und Hindernisse ist er sich selber treu geblieben, jung im Herzen, gerecht gegen Andersdenkende. Nicht wie Freytag ist er verstümmt, als die junge Dichtergeneration an Allen rüttelte, nicht wie Heyse ist er gegen sie zu Felde gezogen mit spitzen Waffen, er hat sie zu begreifen gesucht — er, dessen dichterisches Schaffen als eine Versöhnung von Idealismus und Realismus angesehen werden kann. Mit einer scharfen Beobachtungsgabe und einer gewaltigen Phantasie hat er seine Zeit studiert und uns in typischen Gestalten Spiel und Widerspiel

der treibenden Kräfte unserer Zeit schauen lassen. Durch eine gewaltige Zahl von Romanen und Novellen hat er sein Jahrhundert von den Freiheitskriegen (Noblesse oblige), über die Revolution von 1848 und den Krieg von 1870, über Sozialismus und Grundertum bis in unsere Tage in einen dichterischen Rahmen gefasst. Ebenbürtig neben seinen berühmten und vielgelesenen Hauptwerken, von denen hier die „Problematischen Naturen“ und „Die Sturmflut“, „In Reih und Glied“ und „Hämmer und Ambos“ genannt werden mögen, stehen die letzten Schöpfungen des Siebzigjährigen, „Faustinus“ und „Die Herrin“, die uns zeigen, dass der Meister noch jung und stark dasteht mit mächtigen Knochen auf der fest gegründeten dauernden Erde.

Wenn auch seine Werke, deren hinreissende Sprache und grandiose Naturmalerei für den Dichter so charakteristisch sind, nicht alle gleichen Wert haben, so kann auch hier Arthur Schopenhauers Wort citirt werden: „Zum Massstabe eines Genies soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen oder die Schwächen seiner Werke nehmen, um es dann danach tiefzustellen, sondern bloss sein Vortreffliches“.

Hans Henning.

Frédéric François Chopin.

(Geb. am 1. März 1809 zu Żelazowa Wola bei Warschau, gest. am 17. Oktober 1849 zu Paris.)

(Literar. Bildnis Nr. 207.)

Von den grossen Tonbildnern unseres Jahrhunderts hat sich keiner so ausschliesslich der Klaviermusik zugewandt wie Chopin. Seine Kompositionen sind, mit Ausnahme der siebzehn polnischen Lieder, Klavierwerke, oder doch Werke mit Klavier. Dass er in dieser Beschränkung so Grosses, so durchaus Eigenartiges geleistet hat, charakterisiert ihn; an scharfer Förmung der musikalischen Persönlichkeit steht Chopin den bedeutendsten Meistern nicht nach. Sein Auftreten war epochemachend in der Klavierliteratur wie in der Geschichte des Klavierspiels. Wie er an Stelle der klassischen Formen den freien Erguss der Phantasie setzte und seine Gebilde mit dem Inhalte eines romantischen Musikempfindens erfüllte, so führte er auch der Technik revolutionäre Elemente zu und wurde dadurch Vorbildlich für Liszt und das moderne Klavierspiel überhaupt. Neben dem Phantastischen aber war es das unendlich Verfeinerte, das fast krankhaft Sensible seiner Musik, das einen neuen, unwiderstehlichen Reiz ausübte. Das Melancholische, Trübselige, Entrückte ist seine Domäne, aber auch das Leidenschaftliche

und Glitzernde. Der äussere Tonreiz spielt eine wichtige Rolle in seinen Werken; die Ausdrucksweise bleibt stets anmutig und vornehm, auch wo sie das im besten Sinne Seltsamste streift. In Deutschland wirkte Chopin zunächst auf Robert Schumann, der ihn durch begeisterte Kritiken bei uns eingeführt hat, und dessen Gattin Clara eine hingebende Interpretin seiner Werke wurde. Deutlicher noch und nachhaltiger zeigt sich sein Einfluss in der modernen Musik der slavischen Völker, besonders der Russen.

Chopin stammte väterlicherseits aus einer französischen Familie; die Mutter war eine Polin. In den meisten seiner Kompositionen, nicht nur in den Tänzen und Liedern, ist das polnisch-nationale Element von wesentlicher Bedeutung. Aus den Weisen und Rhythmen seines Volkes entnahm er den Stil und das Kolorit seiner eigenen Melodik, und auch da, wo er ganz selbständig ist, bleibt zum mindesten die Stimmung national getrieben. Merkwürdig in der künstlerischen Entwicklung Chopins ist ferner die Frühreife, die fertige Abgeschlossen-

Leit, mit der schon der Jüngling in die Welt trat. Als er 1828 nach Paris kam, brachte Chopin bereits einen grossen Teil seiner Kompositionen mit, darunter die beiden Klavierkonzerte. Von einer eigentlichen Fortbildung ist kaum noch die Rede; er blieb in den letzten Werken derselbe wie in den ersten, als Komponist wie als Pianist eine ausgesprochene Individualität.

Den ersten Unterricht hat Chopin in seiner Vaterstadt von einem böhmischen Musiker, Namens Zwiny, erhalten; dann wurde der Direktor des Warschauer Konservatoriums, Joseph Elsner, sein Lehrer. Schon von neun Jahren trat er öffentlich auf und erregte Aufsehen durch sein Klavierspiel und seine Kompositionen. Das Interesse des kunstsinnigen Fürsten Anton Radziwill sorgte für die wissenschaftliche und musikalische Ausbildung des genial veranlagten Knaben. In Paris, wohin sich Chopin als dem damaligen Ziele aller Virtuosen wandte, fand er eine bleibende Heimstätte, wenn er sich auch den Boden langsam erobern musste. Seine vornehme, sensible Natur scheute vor der Berührung mit der Öffentlichkeit und den Mitteln, in ihr zu glänzen, zurück; selbst das Spielen in Konzerten widerstrebte ihm. Aber allmählich bildete sich ein auserwählter Kreis um ihn. Männer wie Liszt, Berlioz, Heine, Balzac, Meyerbeer wurden seine Freunde, und die glänzendsten Salons öffneten ihm ihre Pforten.

Als Lehrer des Klavierspiels gesucht, mit voller Seele seinen eigenen Schafften hingegeben, konnte Chopin sich eines von Jahr zu Jahr wachsenden Ruhmes erfreuen. Da legten sich finstere Schatten auf seinen Pfad und verdunkelten

sein Gemüt. Ein unheilbares Lungenleiden entwickelte sich um so rascher, als seine zarte Konstitution den doppelten Anstrengungen einer überreizten künstlerischen Thätigkeit und eines aufreibenden gesellschaftlichen Lebens nicht gewachsen war. Dazu kam seine rasende Liebe zu jener Frau, die bedeutsam in sein Dasein getreten war: zu der Dichterin George Sand; eine Leidenschaft, die ihn vollends verzehrte. Ein längerer Aufenthalt auf Majorca vermochte das Uebel nur aufzuhalten. Als

eine scheinbare Besserung ihn zu einer Konzert-Reise nach England und Schottland verleitet hatte, kehrte Chopin im Herbst 1849 völlig gebrochen nach Paris zurück und verschied dort am 17. Oktober wie ein Licht, das verlischt. Er fand sein Grab zwischen Cherubini und Bellini, und zu seiner Totenfeier führte man Mozarts Requiem auf, das er über alles geliebt hatte.

Ein halbes Jahrhundert ist hingegangen, und Chopins Name strahlt in ungetrübttem Glanze. Der bevorzugte Liebling aller Klaviervirtuosen, die in seinen Werken gern ihre Technik und ihre Vortragsgabe zeigen, hat er sich an der Macht über das Gemüt des Hörers nichts eingebüsst. Die Beschäftigung mit Chopin ist freilich nicht ohne Gefahren; sein Stil ist nicht frei von Manieren und seine zuweilen überbützte Phantasie kann Unselbständige leicht vom Wege des Gesunden und Natürlichen ablenken.

Vielleicht liegt aber gerade darin die eigentliche Bedeutung dieses Meisters, der dem nervösen modernen Musikempfinden, wenigstens nach einer Seite hin, den vollendetsten und feinfühligsten Ausdruck gegeben hat.

Leopold Schmidt.



Frédéric François Chopin.
Zeichnung von George Sand.

Sarah Siddons.

(Geb. am 5. Juli 1755 zu Brecon in Wales, gest. am 8. Juni 1831.)

(Hierzu Bildnis No. 208.)

SARAH SIDDONS, die berühmteste englische Schauspielerin, wurde am 5. Juli 1755 zu Brecon in Wales als das älteste von zwölf Kindern des Schauspielers Roger Kemble geboren. Wie ihre beiden Brüder Charles und John Phil. Kemble wurde sie von Jugend auf für die Bühne bestimmt und ihre Erziehung deshalb schon von früh ab für ihren späteren Beruf berechnet. Sie war noch ein Kind, als sie bei Gelegenheit einer Benefizvorstellung ihres Vaters zum erstenmal die Bretter betrat, die die Welt bedeuten. Sie deklamierte damals die Fabel „von den Irben und Laufbütschen“ und erntete damit grossen Beifall. Als sie das Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, zeichnete sie sich bereits als Darstellerin in verschiedenen Opern aus, namentlich aber pflegte sie als Singsängerin zur Ausfüllung der Pausen in den Zwischenakten verwendeter zu werden. Da ihre Eltern ihrer ehelichen Verbindung mit dem Schauspieler Siddons Hindernisse in den Weg legten, verliess sie die Bühne und vermählte sich am 26. November 1773 mit Siddons. Als es sich aber herausstellte, dass ihr Gemahl für sich allein nicht im stande war, für sie beide den Lebensunterhalt zu verdienen, entschloss sie sich, zu dem Theater zurückzukehren. Gemeinsam mit ihrem Mann liess sie sich für die Truppe von Chamberlain und Crump zu Bath anwerben, mit der sie mehrere Jahre lang in England umherzog, ohne auf einen guten Zweig kommen zu können. Selbst als sich David Garrick

ihrer annahm und ihr das Drurylane-Theater in London erschien, wollte sich ihr Geschick noch immer nicht zum Besseren wenden. Sie hatte nur wenig Erfolg und musste sich wieder auf die Wauderschaft begeben. Erst ihr zweites Debut am Drurylane-Theater am 10. Oktober 1782 führte die erwünschte Aenderung herbei. Sie gefiel in der Rolle der Isabella in „Fatal Marriage“ so sehr, dass das Publikum sie bei jeder Wiederholung mit Beifall überschüttete. Seit dieser Zeit wurde sie der Liebling der Londoner Theaterfreunde. Die beiden grossen dortigen Theater, Drurylane und Coventgarden, wetteiferten mit einander um ihren Besitz; es stand allgemein fest, dass sie die erste Schauspielerin Englands sei. Ihre besten Rollen waren die Lady Macbeth und die Katharina in Shakespeares „Heinrich VIII“.

Zum Teil beruhen ihre grossen Erfolge auf ihrer ungewöhnlichen körperlichen Schönheit. Sie besass einen majestätischen Wuchs, eine edle Haltung, ein sprechendes Auge. Alle ihre Bewegungen zeigten Grazie, ihre Bildung war vortrefflich, ihre Phantasie blühend und mächtig. Sir Josias Reynolds, einer ihrer wärmsten Verehrer, hat sie daher als tragische Muse gemalt. Sie war auch für die bildende Kunst begabt und widmete sich in ihren Mussestunden der Bildhauerei. In den letzten Jahren von der Bühne zurückgezogen lebend, starb sie am 8. Juni 1831.

H. A. Liez.

Karl Lachmann.

(Geb. am 4. März 1793 zu Braunshweig, gest. am 13. März 1851 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 209.)

KARL LACHMANN entstammte wie so viele deutsche Denker und Dichter einem protestantischen Pfarrhause. Unter der Zucht eines vornehmlich auf das Praktische und Nützliche gerichteten Vaters, dessen strenges Wesen auch auf den Sohn übergegangen zu sein scheint, machte der Knabe rasche Fortschritte, sodass er nach Absolvierung des Gymnasiums der Vaterstadt, des Katharinenums zu Braunshweig, schon mit sechzehn Jahren die Universität beziehen konnte. Nachdem er zuerst in Leipzig ein Semester Theologie studiert hatte, wandte er sich in Göttingen immer ausschliesslicher

der Philologie zu, zunächst der Altertumswissenschaft, hier von Ludolph Dissen besonders angeregt, bald auch mit italienischen und englischen und vornehmlich bei Georg Friedrich Bernecke mit germanistischen Studien beschäftigt.

Die Frucht der letzten Göttinger Jahre bildete die Ausgabe des Propertius (erschienen 1816); sie lag druckfertig, als im Frühjahr 1815 die Landung Napoleons in Frankreich auch Lachmann unter die Waffen rief. Nach seiner Rückkehr fand er Anstellung am Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin und habilitierte sich im Frühjahr 1816 daselbst

mit jener berühmten Schrift: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not“. Doch schon im Sommer desselben Jahres erhielt er eine Berufung als Oberlehrer an das Fridericianum zu Königsberg, woch letztere Stellung er zwei Jahre später mit einer ausserordentlichen Universitätsprofessur vertauschte. 1815 dann auf seinen Wunsch nach Berlin versetzt, hat er an dieser Universität (1827 zum ordentlichen Professor, 1830 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt) noch beinahe ein Menschenalter als Lehrer und Schriftsteller in segensreichster, nachhaltigster Weise gewirkt.

Zwei Wissenschaften sind es, die Karl Lachmann für sich in Anspruch nehmen, die in ihm mit Stolz einen ihrer Baumeister und Begründer sehen: die klassische und die germanische Philologie. Nicht in dem grossen, weitumfassenden Sinne, in dem ein August Böckh, in dem die Gebrüder Grimm ihre wissenschaftliche Aufgabe ergriffen, ergriff Lachmann die seine; nicht die Gewinnung eines umfassenden Kulturbildes schien ihm Hauptziel, in bewusster Beschränkung zog er engere Grenzen und sah in der Textbehandlung den Mittelpunkt und die lebenspendende Kraft der philologischen Wissenschaft. Aber in dieser Beschränkung zeigte er sich dann auch bald als der schier allen überlegene Meister; die Methode, die er auf diesen Gebieten an den Werken der klassischen Literatur zuerst ausbildete und dann auf die der deutschen übertrug, ja hier erst eigentlich begründete, gehört zu den unbestrittenen Grundlagen unserer Wissenschaft und wird in ihrer Schärfe und Klarheit vorbildlich bleiben für alle Zeit. Verehren wir in Gottfried Hermann den genialen Meister einer künstlerischen, divinatorischen Kritik, die sich vor allem aufbaute auf der vollkommensten Sprachbeherrschung und der eingehendsten Kenntnis des in Frage kommenden Schriftstellers, so sehen wir in Lachmann den Begründer der „unerschütterlichen Theorie der urkundlichen, der diplomatisch-historischen Kritik“, die ihr Fundament in der Festsetzung der Ueberlieferung findet. Ueber sein kritisches Geschick hat er sich am klarsten ausgesprochen im Vorwort zur Ausgabe des Neuen Testaments. Danach strebt der *recensio*, der Feststellung der ursprünglichen Gestalt des Werkes und der Ueberlieferung, als der Grundlage aller kritischen Thätigkeit, die „höhere Kritik“ der *interpretatio* gegenüber, die sich erst auf den Resultaten jener aufbauen darf und durch die *emendatio* (die Verbesserung der Verderbnis) und die *originalis detectio* (die Aufdeckung des Ursprungs eines Schriftwerkes) charakterisiert ist. Vor allem jene erstere, die *recensio*, eine Art wissenschaftlicher Technik, die man auch als objektive Kritik bezeichnen kann, wurde von Lachmann mit einer wunderbaren, ein-

dringenden Genauigkeit und mit nie erlösendem Fleisse ausgeübt, aber auch auf dem mehr subjektiven Gebiete der *emendatio* verdanken wir ihm unendlich Vieles, wie oft wie auch im Laufe der Zeit zu andern Resultaten gekommen sind. Wie schon erwähnt, ist diese kritische Thätigkeit Lachmanns als Herausgebers von Schriftwerken den verschiedensten Gebieten der klassischen und germanischen Philologie zu gute gekommen. Neben seinen Ausgaben griechischer (Fabeln des Babrios, Ausg. des Genesios, des neuen Testaments) und lateinischer Autoren (es seien nur die der römischen Elegiker, Propertius [1816 und 1829], Catullus, Tibullus; des Lucretius, Lucilius und des Fabeldichters Avianus erwähnt, daneben die Texte römischer Feldmesser, Grammatiker, römischer Rechtsquellen), die bei aller knappen und prägnanten Fassung fast in jeder Zeile dem Kundigen einen ungeheuren Fortschritt der Methode verraten und an Bedeutung unmittelbar neben die Ausgaben Immanuel Bekkers auf dem Gebiete der griechischen Literatur zu stellen sind, ist da vor allem die lange Reihe der glänzenden Editionen altdenischer Dichter zu nennen, für die fast die gesamten Vorbedingungen und Grundlagen in Textkritik, Metrik und Grammatik von Lachmann völlig neu zu schaffen und zu gestalten waren: der Nibelunge Not mit der Klage (zuerst 1826), Hartmanns Iwein, die Gedichte Walthers, Wolframs von Eichenbach, Ulrichs von Lichtenstein und viele andere.

Lachmanns vorzugsweise kritischem Interesse entsprangen nun aber auch jene Arbeiten, die mehr noch als die besprochenen trefflichen Ausgaben seinen Namen bekannt machen sollten und in ihrer nachhaltigen Wirkung auch heute noch dem Streite der Parteien nicht entzogen sind. Wie meinea seine Untersuchungen über Entstehung und Composition der grossen Epen der Ilias und des Nibelungenliedes, die rege Wechselwirkung zwischen klassischen und germanischen Studien in Lachmanns wissenschaftlicher Thätigkeit trat in ihnen am klarsten und bedeutungsvollsten zu Tage, hier aber vielleicht nicht ohne einen gewissen Nachteil für das erörterte Problem. In seiner Habilitationsschrift von 1816: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not“ greift Lachmann ausdrücklich auf die Fr. A. Wolfschen Untersuchungen zurück, versucht die dort gewonnenen Resultate auch auf das deutsche Epos zu übertragen und zu beweisen, dass auch „unser sogenanntes Nibelungenlied, oder bestimmet die Gestalt desselben, in der wir es, aus dem Anlange des 13. Jahrhunderts uns überliefert, lesen, aus einer jetzt noch erkennbaren Zusammenstellung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei.“ Derselbe Grundgedanke, dem er in einer Reihe

von Ausgaben des Nibelungenliedes weiteren scharfen Ausdruck gab, zieht sich auch durch die ungefähr zwanzig Jahre später (1837 und 1843) der Berliner Akademie vorgetragenen Betrachtungen über die Ilias; auch diese ist danach „nichts anderes als ein Aggregat von einzelnen Liedern, beziehentlich Fortsetzungen und Nachdichtungen solcher, die erst zur Zeit des Pisistratus durch Füllstücke zu einem den trügerischen Schein der Einheit darbietenden Ganzen verbunden worden seien.“ Mag in dieser schroffen Einsichtigkeit die „Liedertheorie“ auch heute kaum mehr einen Vertreter finden, mögen überhaupt immer mehr und mit Recht ihr gegenüber die vielen einheitlichen Momente in den grossen Epen betont werden, das Verdienst Lachmanns, dessen Untersuchungen den Beginn eines langen und heftigen wissenschaftlichen Kampfes bedeuten, bleibt dadurch ungeachtet, und wie seine kritischen Editionen bildet auch dies sein Arbeiten auf dem Gebiete der „höheren Kritik“ einen Meilenstein in der Ent-

wicklungsgeschichte der philologischen Wissenschaft. Lachmann als Persönlichkeit hat uns Wilhelm Scherer, der neben Moritz Haupt wohl der bedeutendste und konsequenteste Schüler Lachmanns genannt werden muss, treffend geschildert, indem er vor allem hinweist auf die „grosstarige Geschlossenheit“ dieses Mannes, die „Einheit des moralischen und intellektuellen Menschen“ in ihm, die „seinen Leistungen eine vollendete Sauberkeit, seinem Beispiele eine hohe erziehende Kraft“ verlieh. Dass mit dem sittlichen Adel seiner ganzen Gesinnung und seiner unbeugsamen Wahrheitsliebe sich vielfach eine gewisse Schärfe verband, die schonungslos, wie sie oft zu Tage trat, so manchen verletzte, erklärt sich wohl vor allem daraus, dass seine kritische Begabung und seine strenge, ohne Halbwissen und jeder Willkür völlig abholden Methode ihm auch zum Lebensprinzip geworden waren und ihn dort, wo nur Fehler der Auffassung und Forschung vorhanden waren, sirtliche Mängel vermuten liessen.

Paul Askel.

Wilhelm Roscher.

(Geb. am 21. Oktober 1817 zu Hannover, gest. am 4. Juni 1894 zu Leipzig.)

(Herrn Bildnis No. 210.)

ROSCHER, der Begründer der geschichtlich-physiologischen Schule auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre, verneint die Berechtigung eines allgemein gültigen Wirtschaftsideal, das für alle Zeiten und Völker Anwendung finden könnte. In seiner an treffenden Vergleichen reichen Sprache weist er darauf hin, dass das Gängelband des Kindes wie die Kette des Greises für den Mann in der Vollkraft seiner Jahre die ärgsten Fesseln sein würden. Er verzichtet deshalb von vornherein in der Theorie auf die Ausarbeitung solcher Wirtschaftsideal. Vielmehr betrachtet er als die Aufgabe der Nationalökonomik die Schilderung der wirtschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes, der Gesetze und Anstalten, die zur Befriedigung dieser Bedürfnisse bestimmt sind, des grösseren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben; mit anderen Worten: die Aufgabe der Nationalökonomik ist die Anatomie und Physiologie der Volkswirtschaft.

Rein wissenschaftlich hat bei Lösung dieser Aufgabe die höhere Kulturstufe keinen Vorrang vor der niederen, die Gegenwart keinen vor der Vergangenheit. Der Vorwurf, dass die so geartete geschichtliche oder physiologische Nationalökonomik wohl gelehrt, nicht aber praktisch sein könne, ist abzuzweigen. Die Wissenschaft von der Volkswirtschaft

ist keine Sammlung von Rezepten; sie selbst will nicht praktisch sein, wohl aber Praktiker heranzubilden.

Die Volkswirtschaftslehre wird die wirtschaftlichen Erscheinungen nach Roscher nur dann völlig verstehen können, wenn sie Recht und Sitt, Kunst und Wissenschaft, Glaube und Sitte nicht unberücksichtigt lässt; die Volkswirtschaftspflege wird sich, will sie wahres Gedeihen befördern, nicht nur die Volkswirtschaft, sondern das Ganze des Volkstums vor Augen halten müssen.

Roscher hat durch seine Schriften wie durch mehr als fünfzigjährige Lehrthätigkeit einen weitreichenden Einfluss auf Wissenschaft und Praxis ausgeübt. Eine politische Rolle hat er nicht gespielt, trotzdem er nicht etwa abgeneigt oder noch weniger ungeeignet gewesen wäre, Reformvorschläge zu machen. Er mochte vielmehr, gerade in tiefbewegter Zeit, wo der gute Bürger oft verpflichtet sei, Partei zu nehmen, müsse es allen redlichen Parteimännern erwünscht sein, im Gewoge der Tagesmeinungen an der Wissenschaft und ihren berufenen Lehrern einen festen Halt zu besitzen. Im übrigen führte er ein stilles Gelehrtenleben. Am 21. Oktober 1817 wurde er zu Hannover geboren. In den Jahren 1835 bis 1839 besuchte er die Hochschulen zu Göttingen und Berlin und habilitierte sich 1840 zu Göttingen, wo er

1843 zum ausserordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Im Jahre 1848 folgte er einem Ruf nach Leipzig. Hier lebte und lehrte er bis zu seinem am 4. Juni 1894 erfolgten Tode. Der geübte Lehrsatz der Universität reichte in den letzten Jahrzehnten der akademischen Wirksamkeit des hochverehrten Lehrers nur selten hin, die Scharen seiner Schüler zu fassen. So oft er auch glänzendste Anerbietungen von aussen erhielt, zogerte er niemals mit der Ablehnung. Das Leben in der alten Universitäts-, Mess- und Handelsstadt mit ihrem thätkräftigen und selbstbewussten Bürgertum behagte ihm. Die Stadt wusste ihrem berühmten Mitbürger für seine Anhänglichkeit aufrichtigen Dank. Anlässlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums 1888 verlieh sie ihm den Ehrenbürgerbrief.

Roscher war ein Meister des Wortes und der Schrift. Seine Werke zeigen ihn als einen vielseitigen und dabei gründlichen Kenner der staatswissenschaftlichen und historischen Disziplinen. Innerer ist er klar, geistvoll, anregend. Sein Hauptwerk ist das fünfbandige „System der Volkswirtschaft“, das nach der Absicht des Verfassers „ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende“ sein sollte und in der That das gelebte volkswirtschaftliche Werk in deutscher Sprache geworden ist. Der erste Band, der 1854 zu Stuttgart erschien und in vierzig Jahren 21 Auflagen erlebte, enthält die „Grundlagen der Nationalökonomie“, Band 2 (1859, 12. Aufl. 1888) „Ackerbau und Forstwirtschaft“, Band 3 (1881, 6. Aufl. 1892) „Handel und Gewerbebeis“, Band 4 (1886, 4. Aufl. 1894) „Finanzwissenschaft“, Band 5 (1894) „Armenpflege und Armenpolitik“. Dieses Werk kann zugleich als eine Literaturgeschichte der Nationalökonomik angesehen werden, denn die staunenswerthe Fülle der Zitate dient nicht nur als Beleg für auffällende, wenig bekannte Thatsachen, sondern verfolgt meist den Zweck, von jeder wichtigen Lehre den ersten Keim, die Hauptentwickelungsstufen und Gegensätze, endlich den bis zur Gegenwart erreichten Höhepunkt nachzuweisen. Damit ist gleichzeitig der Aspekt gegeben, von hier aus selbständig weiter zu forschen.

Das zweite Hauptwerk Roschers ist die im Auftrage der Münchener Akademie der Wissenschaften verfasste und 1874 veröffentlichte „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland“, ein bahnbrechendes Werk wegen der geringfügigen Vorarbeiten, die bis auf Roschers hochverdienstliches Buch auf diesem Felde zu verzeichnen waren. Dass der Historiker der Volkswirtschaftslehre in Deutschland

sich mit dem weitschichtigen Thema schon lange vorher vertraut gemacht hatte, beweist die kleinere Schrift: „Die deutsche Nationalökonomik an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Leipzig 1865).

Ein klassisches Buch ist „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung“, das 1856 in Leipzig erschien und 1885, ein Jahr nachdem das neue Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte getreten war, zum drittenmale aufgelegt wurde und schon in seiner ersten Gestalt von dem weiten Blick des universellen Nationalökonomem gezeugt hatte.

Schon Roschers Doktor-Dissertation aus dem Jahre 1838, „De historicis doctrinis apud sophistas majores vestigiis“, zeigt den feinsinnigen Forscher auf dem Felde thätig, das er bis in das höchste Alter mit grossem Erfolge kultivierte. Die 1892 erschienene „Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie“ zieht die Summe von Roschers halbhundertjährigen Studia der politischen und sozialen Ideen aller Zeiten. Wie in Herodot der Vater der Geschichte verehrt wird, so feiert Roscher Thukydides als Begründer des Wissens vom Staate; er weist auf den unerschöpflichen Reichthum der „Politik“ des Aristoteles hin, nennt Machiavelli den Ahnherrn der neueren wissenschaftlichen Historik, sieht in Bodinus das Mittelglied zwischen Aristoteles und Montesquieu, in Locke den Vorläufer Rousseaus, schätzt den Verfasser der Juniusbriefe als den bedeutendsten Pamphletisten aller Literaturen ein, erkennt in Burke den Ausgangspunkt der neuen organischen Staatslehre, in Fichte den Begründer der sozialen Idee in Deutschland und gesteht gern zu, dass selbst von den wenigstens in der Kritik sehr beachtenswerten Sozialisten die Staatswissenschaft viel zu lernen vermag. Nach dem Ableben des der Wissenschaft immer noch zu früh entrisenen grossen Gelehrten erschienen noch „Geistliche Gedanken eines Nationalökonomens“ (Dresden 1894), die ein Abglanz waren der tiefinnerlichen Religiosität, die das Leben dieses hervorragenden Mannes verklärte hatte.

Roscher war frei von jeder Ueberhebung; er fühlte aufrichtige Hochachtung vor genialen Praktikern, die instinktmässig den rechten Weg finden, er sah in Ricardo und Malthus, trotzdem er sie vielfach widerlegte, immer noch Forscher allerersten Ranges, er stand keinen Augenblick an, fast vergessenen Vorgängern das Recht der Priorität willig einzuräumen, selbst dann, wenn er gewisse Thatsachen durchaus selbständig entdeckt zu haben sich bewusst war.

Karl Wilke.

Joseph Fraunhofer.

(Geb. am 6. März 1787 zu Straubing in Bayern, gest. am 7. Juni 1826 in München.)

(Hierzu Bildnis S. 287.)

Im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts wird in Holland das Fernrohr erfunden, man weiß nicht genau, von wem. Am 7. Januar 1610 richtet Galilei ein solches Fernrohr in Italien gegen den gestirnten Himmel, — der Geburtsstag einer neuen Astronomie. Rund hundertfünfzig Jahre wird jetzt an dem Bau dieses Fernrohrs herumgebessert, zunächst mit grossem Erfolg. In den Tagen Newtons gerät man aber mit dem Fortschritt vor eine Mauer. Man weiss nicht zu vermeiden, dass die beiderseitig konvexe Glaslinse des Objektivglases im Rohre das Licht nicht nur in der zur Vergrösserung erwünschten Weise bricht, sondern auch höchst störend in Farben zerstreut. Erst 1757 löst Dollond in England das Problem, indem er das Objektivglas aus einer konvexen Crownglasslinse und einer konkaven Flintglasslinse zusammensetzt und damit die Farbenentwicklung kummt. Der Erfolg ist durchschlagend, aber die Methode bildet zugleich wie ein Monopol in Dollonds Familie, und man gewöhnt sich für die folgenden fünfzig Jahre, alle Ferngläser mit Flintglasslinse aus England zu beziehen als „Dollonds“. Erst das ansteigende neunzehnte Jahrhundert ändert auch das. Bayern wird auf einmal die Quelle der besten Flintglasslinsen. Aber es wird gleichzeitig die Werkstatt der besten astronomischen Instrumente überhaupt, nicht nur der technisch besten nach der gängbaren Methode, sondern überraschend in der Methode selbst verbesserter Instrumente. Die Arbeit nicht bloss einer Fabrik ersten Ranges macht sich geltend, sondern es erscheint dahinter der originale Blick eines grossen erfindenden Physikers, der bessere Werkzeuge schafft auf Grund erhöhter theoretischer Einsicht in die Naturgesetze. Dieser geniale Werkmeister und Physiker zugleich ist der Deutsche Joseph Fraunhofer.

Fraunhofers Leben hat zufällige Züge gemein mit dem von Paraday. Bloss der Schicksalsfaden im ganzen ist sehr viel kürzer. Auch hier die nachsteute Nar an der Wiege. Das Kind eines armen Glasers und mit zwölf Jahren schon Waise. Als Lehrling eines Spiegelmachers hört er zum ersten

Mal, dass es eine Wissenschaft „Geometrie“ giebt. Die ersten mathematischen Formeln, die er vernimmt, reissen ihn fort wie eine Liebschaft. Da auf einmal ein furchtliches Ereignis. Das Haus in München, in dem er arbeitet, stürzt über ihn zusammen. Erst nach stundenlanger Arbeit zieht man den Totgeglaubten unverseht hervor. Diese Tragödie wird aber sein Glück. Der König schenkt dem Geretteten sechzehn Dukaten. Dieses winzige Kapital wird der Grundstein seiner autodidaktischen Bildung in den nächsten Jahren. Es ermöglicht ihm, die erste zielgerichtete Lektüre, die ersten physikalischen

Experimente. Er war vierzehn Jahre alt, als er verschnitten wurde. Mit zwanzig Jahren ist er durch rastlose Arbeit so weit, dass man ihn in einer Fabrik gebrauchen kann, wo verzeigteres Glas als Fensterglas gesucht wird. Ein paar Jahre vorher (1804) hatte ein angesehenener bayerischer Finanzbesitzer, den die politische Ungunst der Zeiten zeitweilig aus dem Staatsdienst getrieben hatte, Urtschneider, in München und Blaubeuren ein geossartiges mechanisches Institut errichtet, das unter anderem auch Ferngläser bauen sollte. Man gewanw einen alten Franzosen, der die Methode der Flintglas-Fabrikation übermitteln sollte. Der junge Fraunhofer wurde ihm als junge lernende Kraft beigegeben. In sehr kurzer Zeit wussten Urtschneider und seine Leute, dass der neue Lehrling berufen sei, ihrer aller Lehrmeister zu sein. Der ganze wirkliche Wehruf des optischen Teils von Urtschneiders Institut knüpfte sich factan an den Namen Fraunhofer.

Fraunhofer entwickelte sich zu dem typischen „Mechaniker“ einer neuen Zeit, die kein Grosse und Kleine der Dinge kennt, sondern weiss, dass schliesslich jedes Neue, ja jedes ganz korrekte Schraubchen an einem Instrument die ganze Beherrschung der wissenschaftlichen Physik und Astronomie erfordern und selber eine schlechtweg wissenschaftliche „That“ ist. Von der mechanischen Herstellung der Flintglas-Objektive, die noch wie eine Art Geschäftsgeheimnis ihm überliefert wurde, ging er über zur grundlegenden wissenschaftlichen Frage der Ab-



Joseph Fraunhofer.
Nach einer Zeichnung von Vogel.

lenkung der Lichtstrahlen und damit der Theorie des Lichtes überhaupt. In ausgezeichneten Abhandlungen gab er eine neue Methode zur Beobachtung der Beugungserscheinungen des Lichts, die unerwartet genaue Messungen zuließ. Und indem er dabei gewisse dunkle Linien des Sonnenspektrums verwertete, löste er ein physikalisches Problem allerersten Ranges: er ermöglichte nämlich ein exaktes Messen der Länge der Lichtwellen. Gleichzeitig war aber die Entdeckung jener dunklen Linien im Sonnenspektrum an sich wieder eine astronomische That weit über alles hinaus, was er selbst noch damals ahnte. Diese Linien, nach ihm die „Fraunhofer'schen Linien“ benannt, haben nämlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erst ihre wichtige Erklärung durch die Entdeckung der sogenannten „Spektralanalyse“ erhalten. Heute lesen wir von ihnen wie von einem Buche die chemische Zusammensetzung der Sonne ab. Das Fernrohr selbst ging aus Fraunhofers Händen als ein ganz neues Hilfsmittel des astronomischen Sehens hervor. Das sogenannte „Heliummeter“ ist recht eigentlich erst

sein Werk, also grade das Fernrohr, das für die feinen Messungen des neunzehnten Jahrhunderts unschätzbar werden sollte. Das erste Musterinstrument der Art aus seiner Werkstatt kam in die Hände Bessels und ist die Waffe gewesen, mit der dieser grosse Beobachter seine glänzenden Siege erfochten hat. Tragisch genug allerdings, dass Fraunhofer selbst nicht einmal die Vollendung dieses schönsten Probestücks erlebte. In der Blüte seiner geistigen Entfaltung raffte ihn die Schwindsucht dahin, nicht zu früh für seinen bereits unantastbar gesicherten Welttruh, zweifeln aber traurig früh für seine Hoffnungen und Pläne. Die Vermutung ist in diesem Falle mehr als eine Phrase, dass gerade er noch der herulene Mann gewesen wäre, die entscheidenden Entdeckungen der Spektralanalyse selber zu machen. Schon fesselte ihn das Spektrum der verschieden farbigen Fixsterne, und er war durchaus den klaren Wege nach, um die ganze Problemkette zu ergreifen. So blieb alles fast fünfzig Jahre liegen, bis Bunsen und Kirchhoff wieder an die Sache da concentrirten, wo Fraunhofer sie verlassen hatte.

Wilhelm Bötsche.

Carl August Steinheil.

(Geb. am 12. Oktober 1801 zu Rappoltswiller, gest. am 18. September 1870 zu München.)

(Hierzu Bildnis No. 112.)

CARL AUGUST STEINHEIL war ein Mann, der in seltener Weise mit der Gründlichkeit und Schärfe des Gelehrten den beweglichen Geist, den sicheren Blick und die Beherrschung der Technik verband, und dessen erfindungsreicher Sinn, immer mit gleichem Erfolge, bald bei den minutiösen Einzelheiten astronomischer oder geodätischer Messung verweilte, bald den vaterländischen Gewerbfleiss durch Rat und eigenes Eingreifen zu fördern, bald endlich im Dienste seiner rasch voranschreitenden Zeit dem Blitzestug menschlicher Gedanken über die Erde die Wege zu ziehen verstand.⁶⁶

Diese Worte seines vertrauten Freundes, des Professors v. Seidel, würdigen trefflich die Wirksamkeit des berühmten Mannes. Nur selten beschenkt die Natur dasselbe Menschenkind mit theoretischen Talenten und der Gabe, sie zum Wohl der Allgemeinheit verwerten zu können. Geboren ist Carl August Steinheil am 12. Oktober 1801 zu Rappoltswiller im Elsass. Er war ein Zwillingkind und ein schwächlicher Knabe und konnte nicht in der gebrauchlichen Weise seine Erziehung erbalten. Vielleicht hat gerade die Ausbildung nach eigenem Gustav seine originale Auffassung von den Erschei-

nungen dieser Welt beeinflusst. Er widmete sich zuerst in Erlangen juristischen Studien. Bald aber führte ihn seine Begeisterung für mathematisches Wissen zu den Pflüssen von Gauss nach Göttingen, und später nach Königsberg zu Bessel. Nach Vollendung seiner akademischen Ausbildung zog er sich auf das väterliche Gut Perleschack bei München zurück. Er errichtete hier eine Privatsternwarte und wandte sich physikalischen Untersuchungen zu, die seinen Ruf als Optiker begründeten. Von seinen Erfindungen um jene Zeit wollen wir nur den Prismenkreis, das Prismenphotometer, ganz vorzüglich aber das Spaltometer und den Füllspiegel nennen. Mit diesen letzteren war es zuerst möglich, die mathematisch genauen Krümmungen der Glaslinsen, aus welchen sich die Fernrohre und Mikroskope aufbauen, einwurfsfrei zu bestimmen. Darin lag überhaupt die Stärke Steinheils, dass er die feinsten Methoden der Wissenschaft beherrschte und sie mit der Kunst des Mechanikers in sich vereinigte. Bereits im Jahre 1827 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften zu München zum ausserordentlichen Mitgliede gewählt; sieben Jahre später erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede und Professor der Mathematik an der Universität.

Damals wurde die Eisenbahn allüberall in den Kulturländern eingeführt, und Physiker und Techniker bemühten sich um die Konstruktion neuer Apparate im Interesse des gewaltigen Verkehrsmittels. Auch Steinheil machte u. a. auf die Wichtigkeit des elektrischen Signaldienstes aufmerksam, der durch die Erfindung des elektrischen Telegraphen ermöglicht war. Auf diesem Gebiete entwickelte Steinheil eine stundenwerte Thätigkeit. Er verbesserte u. a. den Morseischen Schreibtelegraphen für Eisenbahnzwecke und machte die Entdeckung der sogenannten Erdleitung (1838), die seinem Namen Weltrauf verlieh. Bis dahin musste man, um zwischen zwei Orten telegraphieren zu können, den elektrischen Strom in einem Drahte hin- und in einem zweiten Drahte zurückzuführen. Steinheil fand, dass ein Draht für die Verständigung genügt, wenn die Enden mit Metallplatten verknüpft werden, die man in die Erde versenkt. Dass der Telegraph sich so bald die Welt eroberte, war wesentlich eine Folge dieser Entdeckung.

Im Jahre 1849 folgte Steinheil einem Rufe der österreichischen Regierung als Sektionsrat im kaiserlichen Handelsministerium, um die Organisation des Telegraphenwesens in Oesterreich zu übernehmen. Er hat dort in etwa zwei Jahren mehr als 1000 Meilen Telegraphenlinien in das Leben gerufen. Eine gleiche Thätigkeit entwickelte er darauf in der Schweiz.

Auf den Wunsch seines Gönners, des Königs Max II. von Bayern, kehrte 1852 der vielumworbene Mann wieder nach München zurück, und zwar als

Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen und als wissenschaftlicher Beirat des Staatsministeriums.

München hatte durch die Arbeiten Fraunhofers auf optischem Gebiete bedeutendes Ansehen erlangt. Um diesen Ruf der bayerischen Hauptstadt zu erhalten, begründete Steinheil 1855 eine „optisch- astronomische Werkstätte“ zu Schwabing bei München. Früher war der Bau grosser wissenschaftlicher Instrumente für physikalische und astronomische Zwecke eine Domäne des Auslandes, besonders der Engländer und Franzosen, gewesen. Durch die Wirksamkeit in Steinheils Werkstätte wurde der Ruhm der deutschen Feinmechanik auch in der Fremde fest begründet, und die Sternwarten fern und nah bezogen von hier ihre Apparate. Viele neue Instrumente sind in Steinheils Werkstätte zuerst konstruiert worden, so z. B. der grosse Spektralapparat, mit dem Georg Kirchhoff die weltberühmten Untersuchungen über das Spektrum der Sonne und der Elemente anstellte. Die Zahl der Erfindungen und Untersuchungen des deutschen Gelehrten ist sehr gross; und wo er auch war, sei es im Auslande bei wissenschaftlichen Konferenzen oder als Beirat innerhalb seines Vaterlandes, wirkte er belehrend und befruchtend.

Fast siebenzig Jahr alt, traf Steinheil das Unglück zu erblinden. Er starb wenige Monate später, am 12. September 1870 zu München.

Auf Steinheils letzter Ruhestätte erhebt sich ein einfaches Denkmal mit der Aufschrift:
„Dedit alac cogitavit.“

Franz Benkt.

Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

(Geb. am 13. April 1778 zu Etampes, gest. am 19. Juni 1844 zu Paris.)

(Hilera Bildnis No. 573.)

Das letzte Abendrot der Sonne Goethes leuchtet über den Kampf zweier Naturforscher. Ein Besucher findet den einmüchtigführigen Dichter in Aufregung. Die ersten Nachrichten von der ausbrechenden Julirevolution sind nach Weimar gelangt, genug, um alle Köpfe zu erhitzen. Aber das ist es nicht, was Goethe bewegt. Er redet begeistert von dem Zwist, der in der Pariser Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire entbrannt sei. Es handelte sich bei diesem Zwist um die Stellung des Fach-Naturforschers gegenüber der Gestalt der Tiere. Cuvier vertrat den Standpunkt, dass diese Gestalt als etwas Festes so hingensamten werden müsse, wie sie vor Augen stehe. Der Naturforscher habe sie nach Kräften in jedem Einzelfalle zu beschreiben, aber

damit sei auch seine Aufgabe schlechterdings erschöpft. Geoffroy Saint-Hilaire dagegen focht für das Recht der Tierkennigen, auch philosophisch über die Dinge nachzudenken, allgemeine Schlüsse zu ziehen, ja jenseits der fachwissenschaftlichen Beschreibung zu einer wahren „Philosophie der Zoologie“ überzugehen. Man sieht, es war ein Prinzipienstreit. Keiner hat das schärfer begriffen als Goethe, der eminenten Denker auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Er hat dem Konflikt zwei ausgezeichnete Abhandlungen gewidmet, von denen die letzte und beste beinahe das letzte überhaupt ist, was er geschrieben hat. Goethe wusste aber auch innerscharf, was hinter diesem Prinzipienstreit noch eigentlich individuell stand. In dem Kampfe der beiden Pariser

Naturforscher warf in Wahrheit der Darwinismus seinen Schatzen voraus. Cuvier wollte dem Tierkundigen das Recht philosophischer Verknüpfung schmälern, weil er im Herzen davon ausging, dass die Tierwelt starr crachaffen sei und dass alles Denken vor dieser Mauer ein nutzloses Beginnen werde. Geoffroy Saint-Hilaire aber träumte, unklar noch, schon von einer Beweglichkeit der Formen im Banne der äusseren Umstände, von einer Veränderung, einer Verwandlung der Tierarten. In tiefem Nebel noch, war er sich doch im dunklen Drange des rechten Weges schon bewusst, den Darwin so hell gefunden hat. Und der alte Goethe verstand ihn auch da, — er, den wir heute selber als einen der grössten Vorläufer Darwins feiern.

Diese Perspektive giebt dem Leben Geoffroys einen Lichtblick, einen frühlingsartig zarten Glanz, der sein Bild aus der Menge der zeitgenössischen Fachzoologen hoch heraushebt. Nur einer steht neben ihm unter jenen und sogar über ihm: Lamarck. Von dem wusste er aber wenig, und Goethe gar nichts. Lamarck, ebenfalls in Paris, ist Darwin noch ganz wesentlich näher gekommen. Geoffroy stand aber ganz anders als dieser bescheidene und unglückliche Gelehrte in der Sonne des Tages. Die Welt rechnete ihm unmitteibar neben Cuvier. Lange kamen beide wie ein Doppelstern vereint geleuchtet. Ihr Konflikt wurde dann ungeheuer wirksam. Und wenn auch Cuvier damals im Anfang der dreissiger Jahre scheinbar den Sieg davontrug, so ist doch die Rechnung erst in den sechziger Jahren durch Darwin richtig gemacht worden. Erienne Geoffroy — der Vorname ist wichtig, da auch der Sohn Isidore (1805 bis 1867) als Zoologe bedeutend wurde — stammte aus alter vornehmer Familie, die Rang und Geldeinkünfte besass, aber kein Geld. Nach brüchlicher Methode — man steht in der Zeit vor der Revolution — sollte er Priester werden, wo ihm reiche Protektion gewiss war. Aber die Liebe zur Naturforschung durchbrach das. Daubenton, der alte Mitarbeiter Buffons, liess ihn hier in den Sattel. 1792, schon inmitten der Revolutionsstürme, wird er am Jardin des Plantes in Paris angestellt. Der Rang giebt ihm erst die Kraft. Er soll die wahrrieste Sammlung der Säugetiere und Vögel neu ordnen und vervollständigen. Erst bei dieser Arbeit selbst vollendet er seine eigene zoologische Bildung. Wenig später wird ihm ein junger Assistent empfohlen, mit dem er sich alsbald aufs engste anfreundet. Es ist Cuvier, sein Altersgegner. Goethe

hat in seiner Charakteristik beider wunderbar den Gang der Dinge gekennzeichnet, der hier waltete. Buffon, der grosse Begründer des Jardin des Plantes (diese Sammlung umfasst bekanntlich nicht bloss Pflanzen, sondern alle Naturobjekte) hatte der verallgemeinernden Betrachtung in der Tierkunde, also dem, was Geoffroy später „zoologische Philosophie“ nannte, als Vorkämpfer Bahn gebrochen. Daubenton, der an einem Teil der Buffonschen Naturgeschichte wirksam outgearbeitet hat, war umgekehrt der Typus des trockensten, nüchternsten Spezialisten. Daubenton zieht sich aber Geoffroy heran, der wieder auf Buffonsche Verallgemeinerungen lenkt. Und Geoffroy abermals führt Cuvier ein, der am Ende seiner Bahn das Dogma vom starren Spezialisismus ohne jede denkende Umfassung auf den Schild erhebt. Den jungen Bund der Anipoden durchbrach freilich damals zunächst nur das verwickelte Drama politischer Fügungen. Bonaparte ging 1798 nach Aegypten und nahm Geoffroy mit. Unter tausend Gefahren heimste der junge Zoologe ein reiches Material ein, als Tierforscher wie als Archäologe bei jener seltsamen Expedition bis zum Schluss thätig. Schon hier zeigte sich sein verständliches, unerschütterlich gerechtes Gemüt in schöner Blüte. Es sollte sich nach mehr bei einer folgenden verantwortungreichen Mission in dem von Napoleon unterjochten Portugal bewähren. Endlich kann er sich dann in Ruhe seiner Professur und seiner Studien in Paris erfreuen, in geringer Masse nur noch unter wechselnden Regierungen in die aktive Politik verwickelt. Eine Reihe ausgezeichnete zoologische Spezialarbeiten entstehen, die ihm in der Geschichte der Tierforschung, enger besonders der Naturgeschichte der Säugetiere, den ehrenvollsten Platz sichern, ohne dass er doch mit Cuvier hier verglichen werden darf. Dagegen erhebt er sich philosophisch in der ungedeuteten Weise weit über Cuvier. Und Cuviers herrisches Temperament, das auch im Negativen herrschen will, lehnt sich nun folgerichtig gegen den treuen Genossen auf: es erfolgt der grasse Konflikt. Indem die Wagen aufs Höchste schwellen, stirbt aber Cuvier schon. Mit gerechter Milde beurteilt der Ueberlebende das Ganze und erfreut sich noch eines friedlichen Alters. Darwins That hat er nicht mehr erlebt. Aber es bleibt ihm der Ruhm eines jener klürenden Geister, die weniger für ein einziges Problem, als für Gedankenfreiheit innerhalb der allenthalben problematischen Naturforschung überhaupt ehrlich und mit spätem, doch dauerndem Erfolge gekämpft haben.

Wilhelm Bätzche.

Joseph Louis Gay-Lussac.

(Geb. am 6. Dezember 1778 zu St. Léonard; gest. am 9. Mai 1850 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 214.)

Am 16. September 1804 erlaubte sich über Paris ein Luftballon. Er trug ein künstliches Gerüst der Menschheit, den Physiker Gay-Lussac inmitten der Instrumente seiner Wissenschaft. Von seltenem Glück begünstigt, erreichte die Fahrt die schwindelnde Höhe von 7016 Metern. Die schwierigsten Entdeckungstouren in wilde Länder ferner Zonen kamen damals nicht gegen die Kühnheit dieses Wagnisses von wenigen Stunden auf. In den Tagen des Aristoteles hätte man noch den Unterschied eines übernatürlichen Wesens von dem kleinen, an der Scholle hängenden Menschen in solcher Fähigkeit, die Luft zu bezwingen und über Wolken empor zu steigen, gesucht. Seit zwanzig Jahren, seit Montgolfier und Charles, war das jetzt ein überwundener Standpunkt. Aber der ganze Begriff „Luft“ war auch nicht mehr derselbe wie bei Aristoteles. Die Welt war nicht mehr ein Gebilde der vier Urformen des Seins: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Die Erde löste sich unter den Händen der Chemie in eine ganze Fülle einzelner Elemente auf. Das Wasser zerfiel in zwei solcher Elemente, die sich chemisch verbunden hatten. Und das eine dieser Wasserelemente, der Sauerstoff, bildete zugleich in Gestalt eines Hauptbestandteil auch der Luft. Diese Luft war ein loses Gemisch mehrerer Gase. Die Wärme aber hatte ihre Hand in all den drei Zuständen des erdigen Festen, des wasserartig Flüssigen, des luftförmig Gasigen: das feste Element, erhitzt, ging in das flüssige über und, obermals erhitzt, in das gasförmige. Freilich waren auch diese Anschauungen, als der junge Pariser Physiker sich in die freieste Luft emporwagte, noch jung, zum Teil so jung wie sein Ballon selber. Und er selbst sollte in einem arbeitsreichen Leben Stoff genug finden, gerade nach dieser Seite noch energisch mitzuhelfen. Gay-Lussac selbst ist es in der Folge erst gewesen, der das Rätsel der chemischen Entstehung des vermeintlichen Grundelementes Wasser noch ein entscheidendes Stück weiter aufklärte, indem er das konstante Verhältnis entdeckte, nach dem sich die beiden wahren Elemente Sauerstoff und Wasserstoff zur Wasserbildung vereinigen. Diese Entdeckung wurde von ausserordentlicher Bedeutung für die damals eben aufgestellte chemische Atomtheorie, und es schlossen sich durch Gays eigene Arbeiten sowie die anderer die weittragendsten Folgen für die ganze neuere Entwicklung der Chemie daran. Ins Reich der „Luft“ aber drang derselbe grosse Forscher nicht bloss als treuer Pionier seiner Wissenschaft auf lebensgefährlicher Ballonfahrt ein:

er suchte sie auch theoretisch zu bezwingen, indem er nach den Gesetzen suchte, die bei der Ausdehnung erwärmter Gase in Betracht kommen. In der Linie solcher Studien vermischen sich unvermeidlich Physik und Chemie. So kann unsso Gay-Lussac, dessen wichtigstes Gasgesetz eine Epoche in der Geschichte der Physik bedeutet, mit ebenso gutem Recht unter die grössten Chemiker des Jahrhunderts rechnen. Von Luft und Wasser zur „Erde“ zurückgekehrt, hat er sogar ungefähr ein Jahrzehnt seines reifsten Lebens fast ausschliesslich der praktischsten, für technologische Zwecke unmittelbar verwerteten Chemie gewidmet. Salpeter, Pottasche, Barux, Chlor, Jod — alle diese wichtigen chemischen Hilfsmittel des grossen Kulturhaushalts — sind von ihm in grundlegender Weise durchforscht worden.

Gay-Lussac. — Gay ist der eigentliche Name, Lussac bloss eine Herkunftsbezeichnung nach einem kleinen Gute der Familie — genau so von früh an den Vorzügen einer folgerichtigeren, einem einzigen Ziel gerichteten Entwicklung. Schon der Schüler der Polytechnischen Schule zu Paris entdeckt in seiner glücklichen Befähigung für mathematische und physikalische Aufgaben der grosse und einflussreiche Chemiker Berthollet. Mit vierundzwanzig Jahren wird Gay selbst an der Schule angestellt. Das Problem taucht auf, wie sich die Magnetnadel in höheren Luftschichten verhalte. Die Regierung giebt dem jungen Manne einen Ballon zu eigenen Experimenten. Zuerst steigt er mit Biot darin auf, dann allein zu der erwähnten kolossalen Höhe. Das wissenschaftliche Ergebnis war für eine ganze Reihe von Problemen wichtig und machte den Ballonfahrer überall bekannt. Alexander von Humboldt, damals selber noch in den frischesten Jahren, lernt ihn bei Berthollet kennen und schliesst mit ihm eine intime Kameradschaft, ähnlich wie mit Arago. In Humboldts Beisein gelangt jetzt — übrigens nicht von Humboldt angeregt, sondern bloss bestätigt — jene folgenreiche Entdeckung, dass sich je zwei Raunteile Wasserstoff mit einem Raunteil Sauerstoff zu „Wasser“ verbinden.

Dann gehen die Freunde zusammen auf Reisen. Zunächst 1805 nach Rom zu Wilhelm von Humboldt, dann mit Buch nach Neapel, wo der Versuch eingehend studiert wird. Einen ganzen Winter bietet Alexander in Berlin Gastfreundschaft. Nach Paris heimgekehrt, setzt Gay seine magnetischen Studien fort und baut seine grosse Lehre von den Gasen aus. Seit 1809 geht er ins praktische Feld der Chemie

über. Napoleon hat der Polytechnischen Schule plötzlich die reichsten Mittel zu umfassenden technologischen Studien gewährt. Gay-Lussac und Thenard sollen das ausnutzen. Es beginnt eine gemeinsame Arbeit von durchschlagendem Erfolg, an der der Staat allmählich ebenso viel Interesse hat wie die Wissenschaft. Zum Professor der Physik an der Pariser Sorbonne ernannt (er hat abwechselnd bald Physik-, bald Chemie-Professuren innegehabt) wurde Gay nach und nach die massgebende Autorität für alle Fragen der Chemie im öffentlichen Leben Frankreichs. Er erfand die subtilsten Messapparate für praktische Nachweise, wie das Alkoholometer und Chlorometer, er reformierte die Metallprüfungen in den Münzwerkstätten von Boden einer vervollkommenen Chemie aus und war überall „dabei“, wo nur irgend das erfindende Genie des Chemikers den Bedürfnissen des gesteigerten Kulturlebens hilfreich sein konnte. Als Lehrer, als Redakteur der besten Fachzeitschrift stand er nebenher

immer noch glitzend seinen Mann. Auch die Physik verdankte ihm immer wieder einzelne neue Beiträge, so beispielsweise ein für Reisezwecke verbessertes Barometer. Als echter Franzose einer stürmischen Zeit musste er natürlich auch seine politischen Schärmtüzel durchfechten, ohne dass er sich doch nach dieser Seite so tief eingelassen hätte wie sein Kollege Arago. Im ganzen war sein Leben alles eher als sturmbewegt. Was ihn traf, kam aus seiner Wissenschaft heraus. Schon 1808 bei seinen Experimenten über Pottasche ist er einmal beinahe in die Luft geflogen und kämpfte Monate lang mit der Gefahr des Erblindens. Auch sein Tod war wenigstens indirekt die Folge einer Verletzung durch eine Explosion. Er starb im Moment, da die elektrische Telegraphie in Gang kam. Eine hübsche Legende legt dem Raslosen dabei das Abschiedswort in den Mund: „Schade, jetzt zu sterben, das scheint ja gerade lustig zu werden!“

Wilhelm Biltz.

Louis Nikolas Vauquelin.

(Geb. am 16. Mai 1763 zu Saint-André d'Hébertot, gest. am 14. November 1829 ebenda.)

[Hiesige Büllets No. 215.]

Unter den grossen Chemikern an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts steht Vauquelin am verborgensten, unscheinbarsten Ort. Gleich seinem deutschen Zeitgenossen Klaproth, dem er in mehr als einem Zuge ähnelt, bezeichnet er den Anfang einer frischen und rührigen Epoche der Chemie so ausschliesslich durch stille Innenarbeit, dass seine Gestalt in weiteren Kreise beinahe verschollen ist. Und doch ist sein Kopf nicht zu missen bei den Bildnissen der besten Männer eines Jahrhunderts, dessen eiserne Grundlage immer und immer nur wieder die Arbeit war. Das Wort von den Königen, die bauen, und den Kärnern, die dabei zu thun haben, trifft im innersten Heiligthum der Wissenschaft nicht mehr zu. Wer einmal in dieses Heiligthum der wirklich mitschaffenden und neuschaffenden Forschung eingetreten ist, der bleibt ein König, auch wenn er im schlichten Gewande Zeit seines Lebens nur Kärnerdienste gethan zu haben scheint.

Cuvier hat gelegentlich von Vauquelin gesagt, es habe nie einen zweiten Menschen gegeben, der so ausschliesslich wie er sein ganzes Leben hindurch Chemiker und nur allein Chemiker gewesen sei. Das Wörtchen „Chemiker“ ist dabei wohl einigermaßen so gedacht, wie es der Laie gern nimmt: ein Mann, der Tag aus Tag ein in seinem Labora-

torium sitzt und Stoffe nach bestimmter Methode in ihre Grundelemente auflöst, ohne viel dabei nachzudenken. In der Epoche Vauquelins verkörperte aber gerade diese methodische Auflösung, diese „Analyse“, das intensivste Denken. Der ganze Ruf Vauquelins liegt auf dem Gebiet der sorgfältigen und für die Verhältnisse von damals „neuen“ Analyse seit Alters bekannter Mineralstoffe. Die Frische, die Jugend der Dinge bewahrte sich dann entsprechend in der relativen Leichtigkeit und raschen Folge, mit der diese Analyse bei ihm und einigen Zeitgenossen auf ganz neue und ungeahnte Grundstoffe innerhalb der chemisch zergliederten alten Mineralien führte. Eines Tages analysierte Vauquelin das schöne Rutbelerz, das hier und da auf der Erde, in Südamerika, auf den Philippinen, im Ural vorkommt. Und er fand darin einen völlig neuen, höchst merkwürdigen Grundstoff, der als freies Metall auf unserm Planeten gar nicht anzutreffen ist, also auch bis dahin niemals beobachtet werden konnte: das Chrom (1797). Chrom tritt auch in einem unserer schönsten Edelsteine auf: dem grünen Smaragd. Der Smaragd gehört aber zu der Gruppe der sogenannten Berylle. Indem Vauquelin sich (im gleichen Jahre) mit der schärfsten Analyse der Beryllkrystalle abmüht, geriet er auf die Beryllerde als einen wesentlichen

Bestandteil des Smaragds und seiner Verwandten. Er stand damit dicht vor der Entdeckung eines zweiten wichtigen Geheimnisses, das in der Beryll-erde als „Beryllium“ steckt. Wöhler hat aber erst dreissig Jahre später das Tüpfelchen auf das i gesetzt und das neue Element selber klar als solches herausgebracht. In der Linie solcher Dinge, denen sich kleinere anfügen, bewegte sich Vauquelin rastlos und rastlos fruchtbare Thätigkeit in der That sein Leben lang, ihr diente jede Arbeitsminute dieses Lebens in Cuviers Sina.

Vauquelin, der Sohn eines armen Bauern, hatte sich in seiner Jugend durchbissen müssen wie Faraday. Von einem unwissenden Apotheker wegen Alotriestreiben (tänzlich ernstem Fleiss zur Chemie) aus der Lehre geworfen, liegt er in Paris verhungert auf der Strasse. Milddätige Herzen nehmen sich seiner an und wie Faraday zu Davy, so kommt er durch den Zufall zu Fourcroy, dem offiziellen Chemie-Professor am Jardin des Plantes. Und der Professor erzieht den armen Schiffbrüchigen sich erst zum Assistenten, dann zum Freunde, schliesslich zum Kollegen und Mitarbeiter in viel-

jährigem Bund. Schon 1791 wird Vauquelin Mitglied der Akademie; 1794 Professor der Chemie. 1804 wird er zu Brongniarts Stelle am Jardin des Plantes angestellt und 1811 tritt er Fourcroys eigenes Erbe an. Neben Fourcroy selbst hat besonders noch der Mineralog Haüy eng mit ihm zusammen gearbeitet. In den späteren Jahren wurde seine Gesundheit schlecht. Der Tod raffte ihn plötzlich an seinem Heimatsort dahin. Der Ruhm seiner Entdeckungen, wie jener grössten des Chroms, haltet besonders an Studien über die Analyse anorganischer Stoffe. Doch hat er auch bereits lebhaft angefangen, in die organische Chemie hineinzuwirken. Nach dieser Seite ist vielleicht das Förderlichste, was er gegeben hat, sein Beitrag zur Chemie des Holzessigs, den er 1800 als verunreinigte, aber sonst echte Essigsäure aufzufassen lehrte. Der theoretische Ausbau dieser organischen Chemie sollte freilich noch gute Weile haben bis auf Liebig und Wöhler. Aber schon die ersten Pionierzüge mussten technisch sofort von höchster Bedeutung werden, wie es denn auch Chevreul aus der Lehre Vauquelins bald genug der ganzen Welt bewiesen hat.

Wilhelm Bötsche.

Michel Eugène Chevreul.

(Geb. am 31. August 1786 zu Angers, gest. am 9. April 1889 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 217.)

CHEVREUL nimmt unter den Männern und Frauen dieses Buches eine Sonderstellung ein. Er ist der Alterspräsident. Rund hundertunddrei Jahre ist er alt geworden und mindestens diese Leistung hat ihm keiner nachgemacht. Man kann die Zeit messen an dem Institut, an dem er selbst thätig war: dem Jardin des Plantes zu Paris. Als er geboren wurde, lehrte Buffon noch, der dieses grossartige Universalinstitut für Naturforschung in seiner wissenschaftlichen Gestalt begründet hat. Zweiundachtzig Jahre nach Buffons Tod belagerte die deutsche Armee Paris, und Chevreul machte von sich reden, als durch die Beschießung die Sammlungen des Jardin bedroht schienen. Die Geschichte verzeichnet als aussergewöhnliches Ereignis, dass Kaiser Wilhelm nach diesem Kriegswinter noch nahezu zwei Jahrzehnte regieren sollte; der uralte Chevreul hat aber auch noch den Kaiser um ein ganzes Jahr überlebt. Zuletzt war er eine Pariser Sehenswürdigkeit, — der „unsterbliche“ Akademiker. Da er sich in seinen Musesstunden mit der Geschichte der Mystik beschäftigt hatte, konnte sich die Legende

bilden, er habe heimlich für sich den Stein der Weisen entdeckt, der zu allen Schätzen ewiges Leben giebt. Aber die Stäubchen, die er wirklich selbst hinzugefunden zum grossen Stein der Weisen, der Forschung und Technik heisst, waren alles eher als mystisch. Stearin und Glycerin — nüchterne Worte und doch so gross in der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts — sind die Zeichen, unter denen sein Ruhm geht. Gold ist freilich noch von diesem realen Stückchen des „Steins der Weisen“ genug heraufgezubert worden.

Dieses lange Leben war das eines fleissigen Arbeiters, aber nicht das eines Kämpfers. Ganz langsam, ganz gleichmässig schritt er seine Bahn ab, ohne das leiseste nervöse Zittern. Wie die Ziffern einer klugen Rechnung hofften sich auf einer gewissen Höhe die Erfolge an und er lehrte sich dann noch mit Behagen lange genug aus, um sie bis zur Neige durchzukosten. Chevreul war der Sohn eines angesehenen Arztes in der Provinz, der ihn zur rechten Zeit nach Paris schickte, damit er werde, wofür er schon als Knabe unzweideutig bestimmt

schien; Chemiker. Vauquelin wurde sein Lehrer. Hier lernte er Methode und ihr verdankte er fortan alles. Es war eine gute Methode, und so kam der Erfolg. Vauquelin glänzte durch die neue methodische Analyse der anorganischen Stoffe. Chevreul machte sich an etwas damals noch viel Dunkleres: die Analyse von Stoffen aus dem Reich des Lebendigen. Er wählte sich das Fett — und damit war er auf der einen Hauptaufgabe seines eigenen Lebens. Das Problem führte sofort ins Herz bussers praktischer Dinge. Die Seifenfabrikation, seit langen Tagen praktisch betrieben, echelt zum erstenmal ihren Naturforscher. Und dieser Naturforscher holte aus dem alten Stoff plötzlich ganz neue Sonderteile von der höchsten Bedeutung heraus. Durch die chemische Analyse wechselte er ihn gleichsam um in neue kleinere Münze, die sich aber alsbald als selbständig wertvoll erwies. Aus dem einfachen Talg wurde das Stearin ausgelöst. Die Talgkerze wurde zur Stearinkerze. Dann zeigte sich bei der Seifenbereitung die noch viel brauchbarere Stearinstäure, die noch weit bessere Kerzen lieferte. 1825 nahm Chevreul mit Gay-Lussac zusammen das Patent für Frankreich. Immer mehr vervollkommen, wurde die Stearinkerze allmählich der Weltartikel, wie wir sie kennen.

Gerade die Stearinkerzen-Fabrikation sollte aber wieder zu einer unerwarteten Quelle für die Massenherstellung von Glycerin werden, dessen Auftreten bei der Seifenbildung Chevreul ebenfalls zuerst bemerkt hatte.

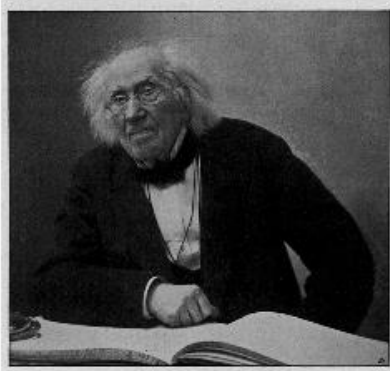
Der Ruf dieser scharfsinnigen Entdeckungen verbreitete sich schon in den zwanziger Jahren. Chevreul wurde daraufhin 1829 der Nachfolger Vauquelins am Jardin des Plantes und stieg zuse-

lich rasch die ganze Staffel der Ehren und Würden aufwärts, die einem Chemie-Professor von Welt-
 rühm in Paris erwarteten. Die Studien über das Fett bildeten in seiner Leistung dabei aber nur die eine Station. Die zweite, ebenso wichtige betraf ein Problem, das auch in die Chemie und auch ins Reich des Organischen ging, aber doch wieder ganz besonders lag. Chemie, Physik und Aesthetik mischten sich darin. Chevreul warf sich auf die Farbenlehre. Und zwar nicht so sehr auf den rein physikalischen Teil, als auf jenes schwierige Gebiet das unser Goethe einst mit mehr Erfolg bebaut hat

als jenen: die Lehre von den ästhetischen Wirkungen der Farben, die Farbenharmonie, die Lehre von den Farbenkontrasten und so weiter. Auch hier geriet der Naturforscher sofort ins Praktische, und es war Hoas seine Eigenart, dass er sich eben als Naturforscher hineinmischte. In der Seiden-Fabrikation und wo immer sonst technisch mit Farben und Farbkontrasten gearbeitet wurde, noch ganz abgesehen von

der höheren Kunst, konnte man seinen Rat, seine erklärende wissenschaftliche Theorie nur zu sehr gebrauchen. So ergab sich für Chevreul, den Chemiker der Fettsanalyse, plötzlich noch eine ganz neue Situation, die tasserlich darin gipfelt, dass er längere Zeit auch Direktor der Färberei in der königlichen Manufaktur der Gobelins gewesen ist. Es sieht wie ein Sprung aus vom Dreheten ins Feinste. Und doch lagen die Dinge im Gewebe der modernen Wissenschaft so eng beisammen, dass ein Geist, der gewiss kein springendes Genie, sondern ein beinah typischer Langsamgänger war, sie bequom beide umspannen konnte, — freilich im Rahmen dieser ungeheuren Lebensziffer.

Wilhelm Bölsche.



Michel Eugène Chevreul.
 Nach einer Photographie von Nadar.

Klaus Groth.

(Geb. am 24. April 1819 zu Heide.)

(Hierzu Bildn. No. 217.)

Die Geburtsstadt Klaus Groths ist der Hauptort der friesischen Landschaft Norderdithmarschen. In einer gesund-süchtigen, bäuerlich-bürgerlichen Familie wuchs der Knabe auf. Früh zeigte er den echt niederdeutschen Charakter: auf sich ruhend, verschlossen und zugleich mit dem lebhaftesten Gefühl jedem Eindruck seiner Umgebung offen; wissenschaftlich und zuh. ausdauernd bei jeder Arbeit, ein Ziel, das er sich einmal gesteckt, Jahre lang fest im Auge haltend.

Klaus Groth hat selber in Prosa und in Versen seine Kinderjahre in Heide und in dem nahebei auf der Geest gelegenen Tellingstedt so oft und so schön geschildert, dass sie jedem seiner Leser deutlich vor Augen stehen. Der Vater war stolz auf seine dithmarscher Mundart; sie klang aus seinem Munde besonders schön, er hielt auch bei den Kindern auf eine sorgfältige Aussprache. So entwickelte sich früh in dem begabten Knaben, ihm selber unbewusst, ein Gefühl von der Schönheit und künstlerischen Ausdruckstüchtigkeit seines heimischen Dialekts. Jedes der wenigen Bruchstücke plattdeutscher Lieder, die noch im Volke lebendig umfließen, blieb ihm in festem Gedächtnis; den ersten eigenen poetischen Versuch setzt er in sein dreizehntes Lebensjahr, und dem Siebzehnjährigen dann gelangen schon so hübsche Gedichte, dass rasch begelartete Freunde ihm rieten, sie in einem Wochenblatte bekannt zu geben. „Er aber“, so erzählt sein gelehrter Freund Karl Müllenhoff, „erklärte, erst wolle er etwas Ordentliches lernen, und diesen Vorsatz hat er so streng festgehalten, dass er in den nächsten zehn bis zwölf Jahren, unter den strengsten und vielseitigsten Studien sein Ziel unverrückt im Auge behaltend, auch nicht einen Vers geschrieben hat.“

Klaus Groth war 33 Jahre alt, als sein „Quickborn“ erschien. Während eines fast sechsjährigen Aufenthalts bei einem Freunde auf der Ostseeinsel Fehmarn sind die Gedichte der ersten Auflage entstanden.

Vom Jahre 1841 bis in den Sommer 1847 war der Dichter Mädchenschullehrer in seiner Vaterstadt gewesen. Unausgesetzte geistige Arbeit, zu der ein nicht zu stillender Wissensdurst ihn trieb, hatte seine Gesundheit dermassen zerrütet, dass er in dem nächsten Jahrzehnt wiederholt nervösen Abspannungen erlag, die ihn zu jeder Art geistiger Thätigkeit unfähig machten. Auch in Fehmarn setzte er seine Studien fort, wenn nur irgend seine Kräfte

die Ausrengung ertrugen. Er hat selber Mitteilungen darüber gemacht (in den „Lebenserinnerungen“), was er damals alles in sich aufgenommen, nicht nur von poetischen Wecken, auch von philosphischer, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Litteratur — es übersteigt weit eine gewöhnliche Menschenkraft. In den besten Stunden aber schuf er nun hier seine plattdeutschen Gedichte. Im November 1825 erschienen sie zum erstenmal. Im Januar schon war die Auflage vergriffen. Weit über die Grenzen ihres kleinen Heimatlandes hinaus, in ganz Deutschland hatten diese Gedichte rasch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Wer einige Jahre später in Tirol reiste, war überrascht, eine wie ausgedehnte Bekanntschaft mit dem Quickborn er hier antraf.

Ein halbes Jahrhundert beinahe liegt diese Zeit des schnell gewonnenen Ruhmes hinter uns, aber noch immer wie am ersten Tage trägt diese Sammlung von Gedichten der schönsten niederdeutschen Mundart den Stempel klassischer Vollendung. Jeder, der heute den Quickborn zur Hand nimmt, liest und wieder liest, wird immer von neuem Wohlklang der Sprache, Vollendung der Form, einen in seiner schlichten, oft typischen Wahrheit ergreifenden Inhalt bewundern.

Und nun bedenken wir, dass für einen Gewährten, wie er in diesem Dichter nach künstlerischem Ausdruck suchte, Sprache, Rhythmus, Vers erst in die strengste Zucht genommen, bisweilen so gut wie neu geschaffen werden mussten. Was er hierdurch geleistet, zunächst allein, später von Müllenhoff auf das Einsichtigste und unermüdetlich beraten und gefördert, ist an sich schon eine schöpferische That von bleibendem Wert. Ohne Zweifel hat Klaus Groth die Renaissance des Plattdeutschen in unserem Jahrhundert begründet, eine sprachliche Bewegung, die nach Belgien und Holland und über den Ocean nach Amerika ihre Kreise gezogen hat. Auf epischem Gebiet ist ihm bald Fritz Reuter mit noch mehr in die Breite gehenden Wirkungen an die Seite getreten, als Lyriker hat Klaus Groth keinen ebenbürtigen Nachfolger gehabt.

Das Einleitungsgedicht des Quickborn „Min Moderspraak“ weist deutlich auf die Tendenz des ganzen Weckes hin, auf die Gesinnung, aus der heraus es nachgefühlt sein will. Die Liebe zum Heimischen geht überall durch das ganze Buch, mit feiner unwiderstehlicher Kraft die besondere Schönheit eines jeden Gedichtes umwehend. Und immer

wieder, auch in seinen späteren Dichtungen, in Vers und Prosa, hat der Dichter Marsch und Geest, das Land und die Menschen geschildert, die Marschen weit am schönsten im „Heisterkrug“, der reichsten, innerlich bewegtesten seiner poetischen Idyllen.

Auch in seinen viel zu wenig gekannten Erzählungen in Prosa hat Klaus Groth den heimischen Boden sicherer, längst vertrauter Anschauungen nicht verlassen. Wie eindringlich hat doch dieser Dichter wieder gezeigt, dass man im Herzen, nicht bloss im Kopfe tragen muss, was in künstlerischer Form wirklich zu Leben kommen soll. Unvergesslich weiss er die Bilder seiner Heimat, besonders der Marsch mit ihrem tiefen Schweigen, ihrem grenzenlosen Horizont, mit den nach innen gekehrten, wortkargen Menschen der Erinnerung des Lesers einzuprägen. „Wer den Marschkimmel sehn hett mit sin Walken oder den warmen Westwind rütk hem, wenn he vunt Water kumt und över Land den Geruch von Bohn und Kiewer mit nahm hett, de kriegt dat Heiwech, wenn enen Ahnung darvon

kumt, un ähnlich geit em't mit de Lüüd, wenn he von de besten drapen hett: still; grot, swiagsam.“ Die Fabel dieser Erzählungen ist fast immer ganz einfach, „dat ole Leed van Lev un Tru“; nur in einigen fagt sich das Idyll einem grösseren historischen Hintergrund ein. Es ist auch hier das Ziel des Dichters, im schlichten Gewand seiner Heimat die elementaren Erscheinungen des Menschenlebens zu schildern, die immer neu sind und immer dieselben bleiben. Die „reine Gegenständlichkeit“, wie er selber sagt, die Wiedergabe der wesentlichen, vom Zufälligen gereinigten Natur, der stilisierte Realismus also, ist sichtlich das, was der Künstler Klaus Groth wie im Quickborn so in allen seinen Werken erstrebt hat. Ueberall bleibt er darum schlicht und wahr, und Wahrhaftigkeit, Wahrheitsliebe, die sich nicht scheut, herbe zu sein, bezeichnet das Wesen des Mannes selber. Er weiss, dass sein Werk ihn, den nun schon Achtzigjährigen, der aber noch immer nicht die Feder aus der Hand gelegt hat, auf lange Zeiten überdauern wird.

Max Cornicelius.

Theodor Storm.

(Geb. am 14. September 1817 zu Husum, gest. am 4. Juli 1888 zu Hulsenschen.)

(Herrn Böhm's No. 118.)

„Tiefer, schlagender und knapper“ —

Riefest Du so oft mir zu —

sagt Heinrich Seidel in der Widmung einer seiner schönen Gedichtsammlungen an Storm. — In dieser Mahnung des Meisters Storm an den Lernenden liegt, ebenfalls kurz und schlagend, die beste Charakteristik des Meisters selbst. — Weder in seinen Novellen, die seinen Ruhm begründet haben, noch in seiner — noch heute leider viel zu wenig gewürdigten Lyrik überschreitet Theodor Storm je die engen Grenzen des zum Verständnis, zum Nachschaffen fremder Phantasie Nötigen. — Ja, er legt sogar — und vor allem in seiner Lyrik — den grössten Wert darauf, dass dem Geniessenden der weiteste Spielraum für dieses Nachschaffen, oder besser Weiterspinnen bleibe, der Schwerpunkt seiner Kunst liegt in dem Anregen, in dem Zwingen zu solchem Weiterempfinden. Und er beherrscht diese Kunst des Masshaltens in so hohem Grade, dass der feiner Empfindende ohne weiteres zu dieser Höhe, zu der Höhe des Dichters selbst, emporgehoben wird.

In solcher Art überragt der Lyriker Storm so ziemlich alle, die seit Goethe in Deutschland gedichtet haben. Seine Gedichte sind Musik — nicht

immer in dem Sinne äusseren Wohlklangs, aber durch die höhere, ungleich wertvollere Eigenschaft der inneren Melodie, die unser innerstes Herz hört, so dass seine Saiten mit- und nachklingen. Mehr als das Ohr empfindet diese Musik die Seele.

Es ist die einfache Grösse und stille Schönheit der Natur seines engeren Heimatlandes, die in seiner Dichtung überall zum Ausdruck kommt. Mit offenem Sinn, mit inniger Schönheitssehnsucht hat er von Kindheit an alles um sich her zu betrachten und früh die Poesie des Naheliegenden zu verstehen gelernt. Früh hat er gelernt, im Alltäglichen das zu erkennen, was selbst den Werktag zum Festtag macht. Nie oder doch sehr selten wählt er das Ungewöhnliche, Zufällige zum Ausgangspunkt, zum Stoff seiner Erzählungen, und in seiner Novellistik wie in seiner Lyrik bestätigt er Geibels Wort:

„Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen, was allen gemein ist —
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und besonders erschuf.“

Denn — so seltsam es klingt — auch der Erzähler, der Epiker Storm ist doch sehr oft im tiefsten Grunde Lyriker. Er ist es, indem er auch

hier, wie wir es von seiner Versdichtung gesagt haben, den Leser zum lyrischen Dichter erhebt. — So ist „Immensae“ ein römischeres Lied der Erinnerung, so ist z. B. die kleine Novelle „Ein grünes Blatt“ nichts, als ein Stimmungsbild, so singt er uns in den „Zersetzten Kapiteln“ ein sehnsuchtsvolles Lied von der Heimat.

Und die Heimat war ihm Zeit seines Lebens alles, und er war ihr ähnlichster Sohn! Friedrich Vischer hat einmal gesagt, Voss hätte es leicht gehabt, seiner „Luise“ eine ähnliche Grösartigkeit zu verleihen, wie sie Goethe in „Hermann und Dorothea“ erreicht hat, wenn er seinem Gedicht durch das, was der Norddeutsche vor dem Süddeutschen voraus hat, durch das Meer, einen bedeutenden Hintergrund gegeben hätte, wie denn Goethes Gedicht sich von einem grossen geschichtlichen Ereignis abhebt.

Sturm hat sich diesen Vorzug des Norddeutschen zu Nutzen gemacht. Mehrfach hat er den machtvollen Zauber des Meeres geschildert, am gewaltigsten in der Erzählung, die sein letztes Werk war, und mit der er den höchsten Gipfel seiner Erzählungskunst erklommen hat, in dem „Schimmelreiter“. Aber wichtiger ist, dass im Gegensatz zu Voss, der das Leben mit den Augen des Philisters ansah, die heimatische Meeresluft, das Meer mit seiner Grossartigkeit so zu sagen die liebende Seele Storms ganz und gar erfüllte und erhellte. — Ob er das Leben früherer Tage schildert, wie in dem prächtigen „quis submersus“ oder in „Eckenhoff“, ob er Geschichten von heute erzählt, oder ob er uns Sonderlinge der „guten, alten Zeit“ vorführt — immer sind es die kernigen, tüchtigen, gesunden Menschen seiner holsteinischen, meerumrauschten Heimat, und oft genug, ja mit deutlichem Behagen, läst er, ein echter Friese, die Welt des Uebernatürlichen, des Gespensischen, Schaurigen in die einfachen Geschicke seiner Menschen eingreifen. — Die Heide, der Wald, das Meer, sie sind es, die mit ihrem Zauber sein Leben, seine Dichtung erfüllt haben. —

Hans Theodor Woldsen Storm wurde in Husum am 14. September 1817 als der Sohn des Advokaten Johann Casimir Storm geboren und widmete sich, nachdem er zuerst die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, dann das Gymnasium zu Lübeck besucht hatte, in Kiel, Berlin und wieder Kiel ebenfalls dem Studium der Rechtswissenschaft. Sein guter Stern hatte ihn schon in Lübeck mit bedeutenden Menschen in freundschaftliche Berührung

gebracht; er verkehrte dort viel mit dem um 2 Jahre älteren Emanuel Geibel und dem genial veranlagten, aber zerfahrenen Ferdinand Rösé, der den grössten Einfluss auf seine dichterische Entwicklung obse und sein erwachendes Talent durch ernste und tüchtige Kritik anspornete und kräftigte.

In Kiel trat er in freundschaftliche Beziehungen zu den beiden dort ebenfalls studierenden Brüdern Tycho und Theodor Mommsen und gab mit ihnen eine Sammlung von Gedichten, das „Liederbuch dreier Freunde“, heraus, aus dem er freilich nur wenig in die späteren „Gedichte“ aufgenommen hat.

Nach Vollendung seiner Studien liess er sich 1842 in Husum als Advokat nieder, wurde aber zehn Jahre später wegen seiner, besonders seit den Jahren 1848 und 1849, zur Schau getragenen preussischen oder vielmehr deutschen Gesinnung von der dänischen Regierung seines Amtes entsetzt. Inzwischen — 1847 — hatte er sich mit der schönen Constanze Esusach verheiratet. Nunmehr, 1853, ging er mit seiner Familie nach Preussen, wo er zuerst in Potsdam als Assessor beim Kreisgericht, später als Kreisrichter in Heiligenstadt (Provinz Sachsen) thätig war.

Während seiner Potsdamer Zeit trat er in lebhaften Verkehr mit Fontane, Heyse, Kögler, Rodenberg und anderen Mitgliedern der literarischen Vereinigung „Der Tunnel über der Spree“, der er selbst beirat. Indessen trotz all der Anregung, die ihm das Leben hier in der Fremde bot — er fühlte sich beständig als Fremder, und ein mächtiges Heimweh nach der friesischen Scholle, nach der „grauen Stadt am Meer“, verliess ihn nie. So begrüsste er mit doppelt inniger Freude die Wiedergewinnung seiner Heimatprovinz durch Preussen im Jahre 1864. Er ward von der provisorischen Regierung zum Landvogt des Amtes Husum berufen und nahm seinen Wohnsitz in der geliebten Vaterstadt, wo er dann seit 1867 als Amtsrichter wirkte.

1880 trat er als Amtsgerichtsrat in das Privatleben zurück und siedelte nun nach dem lieblicher gelegenen Hedenarschen über, wo er ein kleines Landhaus erworben hatte. Hier starb er am 4. Juli 1888. Unter seinen sehr zahlreichen Novellen ragen ausser den erwähnten besonders hervor: „Eine Meleerarbeit“, „Pole Poppenspüler“, „Carsten Curator“, „Fest auf Hadersternhus“, „Ein Doppelgänger“, „Es waren zwei Königskinder“ u. a. Sein Bestes aber hat er uns in dem kleinen Bändchen „Gedichte“ hinterlassen.

Paul Warncke.

Heinrich Laube.

(Geb. am 18. September 1806 zu Spratzen in Schlessien, gest. am 1. August 1884 zu Wien.)

(Hierzu Bildnis No. 219.)

Die Anfänge von Laubes öffentlicher schriftstellerischer Tätigkeit fallen in das Jahr 1832. Der junge Theologe, der in Halle und Breslau studiert und dann einige Zeit lang Hauslehrer gespielt hatte, entpuppte sich als ein radikal fortschrittlicher Geist, der, lebhaft und beweglich, wie er war, mit Eifer die neuen Ideen aufnahm, welche damals die revolutionäre Jugend erregten und bewegten: die Ideen von der Emanzipation des Fleisches, von der Ueberwindung des Christentums durch eine neue Religion, welche auch der Sämlichkeit ihr Recht einräumte, von einer freien Moral, die alles verspottete, was der Philister für heilig ansah. In der Politik schwor man auf Borne und seine demokratischen Ideale, und in der Kunst blickte man zu Heine als zu dem Babubrecher der neuen Literatur mit unbegrenzter Bewunderung empor. Die eigentlichsten und höchsten Aufgaben der Poesie sah man darin, dass sie der Gegenwart diene, das heisst als Kämpferin teilnehme am Streit der politischen und kirchlichen Tagesparteien. Das alte ästhetisch-philosophische Deutschland ward zum politischen Deutschland, die Journalistik nahm einen grossen Aufschwung, und da sollte auch der Poet Tagesschriftsteller werden und Leitartikel in Romanen, Dramen und Votzen schreiben. Wienburg fand den Namen für die kleine Gruppe dieser jungen revolutionären Geister, und als die Männer des „jungen Deutschlands“ leben sie in der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts fort.

Nach Karl Gutzkow war Heinrich Laube der Bedeutendste unter ihnen. Eine eigentlich künstlerisch-schöpferische Natur ist dieser freilich nie gewesen, sondern nur ein beweglicher Feuilletonist, ein verständig nüchterner Schriftsteller, der die Ideen der Zeit in sich aufnahm, aber selbständig keine zu erzeugen oder auch nur zu prägen wusste. Die revolutionären Gedanken seiner Jugend sind ihm denn auch nur angeflogen gewesen und bald hat er sie auch wieder abschütteln können. Als 1835 die Regierungen ernst machten und der bekannte Bundesratsbeschluss das „junge Deutschland“ in Acht und Bann that, da gehörte auch Laube zu denen, die „Pater peccavi“ sagten und mit Staat und Gesellschaft Frieden zu schliessen suchten. Mehr und mehr bekannte er sich zu sehr gemässigten liberalen Anschauungen, und als er 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt wurde, nahm der Revolutionär von ebendem, der zweimal wegen seiner Schriften eine längere Haft abgessen hatte, seinen

Platz bei der erbkaiserialichen Partei ein. In der Zeit von 1832 bis 1849 hat Laube eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet und ein leichtgeschriebenes Buch nach dem andern auf den Markt geworfen: Reisefeuilletons nach Heineschem Vorbild, literarische und dramaturgische Aufsätze, politische Schriften, eine Geschichte der deutschen Literatur und eine Reihe von Novellen und Romanen, die alle schon heute so gut wie vergessen sind. Auch der Roman „Das junge Europa“ (1833–1837), gewissermassen ein Programmroman der Ziele und der Ideen des „jungen Deutschlands“, wird nur noch von dem Literaturhistoriker gelesen, der über jene Zeit zu schreiben beabsichtigt. 1849 wurde Heinrich Laube nach Wien berufen, um die ktnaderische Leitung des arg in Verfall geratenen Burgtheaters zu übernehmen, und damit tritt ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben ein, damit fand er das eigentliche Feld, auf dem er seine fruchtbare Tätigkeit entfalten konnte. Man sieht wohl nicht mit Unrecht in ihm den einflussreichsten Dramaturgen und Bühnenleiter dieses Jahrhunderts, dem namentlich die deutsche Schauspielkunst viel verdankt. Er ward der Schöpfer eines klugen und geschmackvollen realistischen Stils, der seitdem unsere Bühnen beherrscht und der typische Ausdruck unserer Schauspielkunst geworden ist. Am vollkommensten deckt er sich mit dem geistigen Wesen des modernen Gesellschafts- und Sittendramas, das Laube und die andern Dramatiker von jungdeutscher Herkunft in Anlehnung an die Franzosen — an Scribe und seine Nachfolger, Feuillet, Dumas fils, Augier, Sardou — mit besonderem Eifer pflegten. Die Herrschaft, welche dieses französische Drama in neuerer Zeit auf der deutschen Bühne ausgeübt hat, ist wesentlich mit ein Werk Laubes gewesen. Als Dramaturg und Regisseur legte er vor allem Nachdruck auf die Kunst, zu sprechen, und auf das Zusammenspiel aller und bekämpfte nachdrücklich das eitle Virtuositentum. Er verstand sich nicht nur auf das Entdecken hervorragender schauspielerischer Talente, sondern wusste sie auch zu erziehen und richtig zu verwerten. Weniger einwandfrei ist seine literarische Leitung. Eine durch und durch nüchterne und praktische Natur, von Haus aus für das Durchschnittliche eingenommen, und ohne Verständnis für schärfer ausgeprägte künstlerische Eigenart und Genialität, hat Laube dem alltäglichen Geschmack und den Bedürfnissen des grossen Publikums vor allem Rechnung zu tragen gesucht. Unter seiner Führung

stand des Burgtheater allen anderen deutschen Bühnen weit voran, und bis heute sind dort die Laubeschen Traditionen mächtig geblieben. 1857 verdrängte ihn, nicht zum Heil des Burgtheaters, Friedrich Halm, der berühmte Dramatiker, von seinem Posten, und Laube leitete darauf 1859—1870 das Soubrette-Theater zu Leipzig und 1871—1873 das von ihm begründete Wiener Stadttheater, in dem er nach eifriger als sonst das französische Drama pflegte. Dessen Einfluss tritt auch in seinen eignen Bühnenwerken deutlich zum Vorschein. Mit einem Auge blickt er nach Schiller, mit dem anderen zu Schiller hinüber. Sowohl dem einen wie dem andern ahnte er nach und so trug er in die deutsche Geschichtstragödie einen Geist der Nüchternheit und familiärer Pölistrosität hinein, welcher zu ihrem künstlerischen Verfall wesentlich mit beitrug. Ein höherer dichterischer Wert kommt seinen dramatischen Erzeugnissen ebenso wenig zu, wie seinen Romanen; doch ihr effektvoller, theatralischer Aufbau verleiht den geschickten Bühnendramatiker; und sie sind ihrer Zeit viel gespielt worden. Einige von ihnen, namentlich die „Karisschiller“ (1847) und der „Graf Essex“ (1856), das moderne Gesellschaftsschauspiel „Böse

Zungen“ (1868) haben noch immer nicht ihre Anziehungskraft verloren, wenn sie auch schon stark veraltet wirken und allzulange wohl nicht mehr fortzuleben werden. Auch verschiedene Romane („Der deutsche Krieg“ 1863—66) und Novellen entstanden noch, besonders zahlreich in den Jahren kurz vor seinem Tode, als er die Theaterdirektorlasten nicht mehr zu schleppen brauchte. Von seinem dramaturgischen Wirken hat er in drei Werken, in seinen Schriften über „Das Burgtheater“ (1868), „Das norddeutsche Theater“ (1872) und „Das Wiener Stadttheater“ (1873) Rechenschaft abgelegt. Nicht als hervorragender Geist, als schöpferisches Talent, aber durch sein praktisches Wirken, durch sein willenskräftiges Wesen hat sich Laube mit einer ersten Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts erworben. Die Führerrolle, die er spielte, verdankte er seinen organisatorischen Fähigkeiten. Er war ein kluger Realpolitiker im Bereich der Geisteskultur, der immer nur das Unögliche zu erreichen suchte, und hat so als Dramaturg und Theaterleiter zuletzt doch mehr bewirkt, als der genialer angelegte Idealpolitiker Immermann.

Julius Hart.

Justinus Andreas Christian Kerner.

(Geb. am 18. September 1786 zu Ludwigsburg, gest. am 21. Februar 1862 zu Weinsberg.)

(Hierzu Bildnis No. 520.)

KERNER zeigte in seinem Wesen eine eigentümliche Mischung von kluger Versändigkeit und lebhafter Phantasie; ein entschieden melancholischer Zug, der ihn für die Nachtseiten der Natur besonders empfänglich machte, verband sich bei ihm mit einer ausgesprochenen humoristischen Ader, die auch bei seinen spiritistischen Studien gelegentlich ihr Spiel trieb. Seine wirkliche Bedeutung ruhte aber auf seiner poetischen Begabung und kam am meisten in seinen lyrischen Schöpfungen zur Geltung.

Kerners bürgerliches Leben verlief einfach und brachte ihm wenig Abwechslung. Nach verschiedenen vergeblichen Ansetzungen, sich eine Lebensstellung zu erringen, hatte er sich für den Beruf eines Arztes entschieden, den er bis zum Jahre 1851, in dem er in den Ruhestand trat, mit grosser Treue und Gewissenhaftigkeit ausübte. Seit dem Jahre 1819 lebte er in Weinsberg. Sein Haus, das er sich selbst erbaut hatte, gelangte bald zu grosser Berühmtheit. Bei seiner grenzenlosen Gastfreundschaft riss der Besuch nie ab. Wer immer konnte, pflegte

bei dem Weisen von Weinsberg vorzusprechen. Ausser so manchem Dichter und Dichtertreund zählte sein Haus auch einzelne gekrönte Häupter zu seinen Gästen, und selbst dem furchtigen Wanderburschen öffnete sich bereitwillig sein gastliches Thor. Den grössten Zulauf aber sah man in Weinsberg in jenen Jahren, da die Scheria von Prevorst im Kernerhause lebte. War es auch damals beim grossen Publikum als eine Art von Gespensterhaus gefürchtet und gelegentlich der Gegenstand des Spottes, so liessen sich doch die Gäste durch den Geisterspuk nicht abhalten, und selbst ein solcher Sceptiker wie David Friedrich Strauss weilte längere Zeit mit der Scheria unter einem Dache. Kerner selbst wurde durch die Unruhe, die ihm Freunde und Fremde in sein Haus brachten, nicht gestört. Er fand trotzdem die Zeit, seine Studien und seine schriftstellerische Thätigkeit fortzusetzen. Hatte er sich durch seine Entdeckung des Wurstgiftes einen bleibenden Verdienst um die medizinische Wissenschaft erworben, so kam es ihm bei seinen spiritistischen Experimenten und Beobachtungen über den

Somnambulismus nur auf die Feststellung der Thatsachen an. Was er gesehen zu haben glaubte, pflegte er sorgsam aufzuzeichnen, um es für die Forschung anderer aufzubewahren. Dass er dabei vielfachen Täuschungen ausgesetzt war und bei seinem kindlichen Glauben zu wenig kritisch vorging, darüber besteht kein Zweifel. Aber der Vorwurf, mit dem seine Zeitgenossen nicht zurückhielten, dass er absichtlich und bewusst habe täuschen wollen, ist längst von ihm genommen worden. Er stand unter dem Einfluss von Theorien des Tübinger Philosophen Eschenmayer und sollte dem Zug der Zeit, die vielfach zu Aberglaubens und Ueberglauben neigte, seinen Tribut. Dazu kam seine Hinneigung zu einer durchaus romantischen Phantastik, der wir häufig auch in seinen Dichtungen, namentlich in seinen Romanzen und Balladen, begegnen. Er war und blieb als Poet ein echter Romantiker. „Phantastischer Humor und geübte Mystik“, sagt Hermann Fischer von ihm, „liehevoll umfassen der Dinge und lächelndes Spielen mit denselben, Weltfucht und Weltliebe wohnen bei ihm hart neben einander; was ihn aber vor anderen Romantikern rühmlich auszeichnet, war ein warmes und bei aller Neigung zur Melancholie stets unverbitertes, bei allem satirischen Humor wohlwollendes Gemüth, in dem diese Gegensätze ihre Versöhnung fanden.“ Am deutlichsten ist diese wunderliche Mischung einander

entgegengesetzter Elemente in seinen im Jahre 1811 veröffentlichten „Reiseschatten“ zu verspüren. Kerner erzählt in ihnen die Erlebnisse seiner Wanderjahre und benutzte diese Gelegenheit, um allerhand Spuk- und Gespenstergeschichten, die ihm angeblich passiert sein sollen, mit aufzutischen. Trotzdem gehören diese „Reiseschatten“ nach Goedekes Urteil „zu den frischesten und schönsten Erzeugnissen unserer humoristischen Literatur“ und verdienen es nicht, dass sie Kerner selbst, nach dem er sie im Jahre 1832 hatte wieder drucken lassen, später zurücklegte. Das Märchen: „Die Heimatlosen“ neigt dagegen bei gleicher Phantastik durchaus der sentimentalen Gattung der Poesie zu. Das Beste, was Kerner geleistet hat, gehört dem Gebiete der Lyrik an. Der Grundcharakter seiner Lieder ist der des Trüben und Traurigen, aber dieser ihm eigene Ton ist echt und entspricht seiner innersten Natur, die von der Sehnsucht nach Tod und Grab erfüllt war. Mitunter aber bricht durch sie auch ungebrochene Jugendlust und muntere Schalkheit hindurch. In solchen Fällen trifft Kerner häufig den Ton des Volksliedes, dem er mit inniger Neigung zugethan war. Sein bekanntestes Gedicht ist sein Wanderlied: „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“ geworden. Es lebt noch heute im Gedächtnis des Volkes fort, weil es sich wie so viele von Kerners Liedern durch ungewöhnliche Singbarkeit auszeichnet.

H. A. Lier.

Carl Rottmann.

(Geb. am 11. Januar 1798 zu Handschuchsheim bei Heidelberg, gest. am 7. Juli 1850 zu München.)

(Hierzu Bildnis No. 251.)

ROTTMANN ist in dem Dorfe Handschuchsheim am Fuss des Heiligenberges bei Heidelberg geboren, wo der Vater kurpfälzischer Rentammann war, dessen aber heissig zeichnete, radirte und malte, wie er denn auch das Zeichnen an der Universitätslehre. Der Sohn kam mit all seinem ererbten Talent spät in die handwerkliche Lehre der Kunst und war 24 Jahre alt, als er die Münchener Akademie bezog. Da war es denn bezeichnend, dass weder das Atelier W. von Kobell's, der noch die wiederländische Uebersiedelung in unser Jahrhundert hinberretete, noch die slavistische Art, an der sich Rottmann kopierend in der Sammlung Boisserée in Heidelberg gelübt hatte, dauernden Eindruck bei ihm hinterliessen. Seine poetische Gemüthsart führte ihn an der Einzelbeobachtung der Naturdinge vorbei zu dem grossen Patios der Poussinlandschaft, die ihm durch Jos. Anton Koch erneuert entgegentrat.

Rottmann sollte berufen sein, die Landschaft, die in der Schule von Peter Cornelius geringgeschätzt wurde, ins Cornelianische zu übersetzen und dem herrschenden philosophischen Geist entsprechend, den Geist der Landschaft künstlerisch auszudrücken. Bilder, die er von seiner ersten italienischen Reise 1826 mitbrachte, erregten die Aufmerksamkeit König Ludwigs I., und so entstand aus fürstlichem Auftrag die Reihe der italienischen Landschaften von Trient bis Sizilien, die 1830—1833 als Fresken auf die Westwand der Hofgartenarkaden in München gemalt wurden. Es scheint von jeher den Ausländern mehr als den Söhnen Italiens gegeben zu sein, die charaktervollen Züge italienischer Landschaft festzuhalten; die vorübergehende Entfernung von diesem Land, die sehnsüchtige Erinnerung scheint einen starken Anteil an der absühlerenden Kraft zu haben, welche die wesentlichen Launen

verdichtet und zusammenfügt. Rottmanns italienische Landschaften behaupten in den Schilderungen Italiens einen hervorragenden Platz, und, so gedrängt ihre Farbe ist, es geht eine starke Anregung von ihrer konzentrierten, gedankenhaften Geschlossenheit aus.

Der zweite Zyklus, die griechischen Landschaften, ist gleichfalls auf Veranlassung des Königs entstanden, der Rottmann nach Griechenland schickte, um dort seinen Stoff zu sammeln. Diesen Bildern ist ein eigener Saal in der Neuen Pinakothek angewiesen worden, wodurch sie ohne Störung als eine Verherrlichung der Schöpferkraft griechischer Natur zur Wirkung kommen. Aber trotz dieser Inszenierung, und trotzdem Rottmann hier Effekte häufte, von denen er sich in dem ersten Zyklus zurückhält, ist künstlerisch das spätere Werk als das geringere zu bezeichnen. Im weiteren Publikum sind die griechischen Landschaften wohl berühmter geworden, und manches Stück hat der Künstler als Einzelwand in kleinerem Massstab wiederholt. Erfindungen wie die Ebene von Marathon im Gewitterschatten mit einem herrlichen dahinsprengenden Pferd, der Kopaissee mit dem blutroten Sonnenuntergang, die Insel Aegina und der Tempel des Zeus Panhelleno mit dem aus dem Meeresdunst aufsteigenden Himmelslicht können durch die starke symbolische Kraft, die ihnen ihr Dichter verliehen hat, die Wirkung nicht verfehlen. Aber in der künstlerischen Ausgestaltung wird mit Mitteln gearbeitet, die unserem an intimere Naturbeobachtung gewöhnten Auge als Uebertreibungen erscheinen. Die Kunstwirkung erhöht sich nicht in gleichem

Maße als man Register zieht. Die dichterisch erfinderische Kraft ist die stärkere Seite, und die Naturwahrheit ist in Farbe und atmosphärischer Beziehung zu kurz gekommen. Man muss nur Rottmanns Aquarellentwürfe ansehen, um das Ueberwiegen seiner Endabsicht auf Wirkung zu erkennen. Diese Blätter sind nicht Einzelstudien zur Hilfe des Gedächtnisses, mit grösserer Treue und Frische, sondern es sind fertige Kompositionen für die späteren Bilder; die Verwandlung aus der Studie in das Bild hat sich im Kopf des Poeten bereits vollzogen, ehe der Maler in Aktion tritt. Daher das Einzelne, Blume, Steine, immer schwach bleibt und darauf rechnet, im Gesamteindruck übersehen zu werden.

Rottmann bietet in seinen Landschaften aus dem Süden gewisse Vergleichungspunkte mit denen des Engländers Turner. Auch bei diesem ist die poetische Anlage stärker als die spezifische des bildenden Künstlers; auch bei diesem ist das Bild gützlich aus dem Gedächtnis gemalt und hat die Geschlossenheit einer freien modelllosen Schöpfung. Aber mir will scheinen, dass bei dem Engländer die Energie des Gesichtsinnes und des entsprechenden Gedächtnisses ungleich schärfer entwickelt war, und dass daher die Wiedergabe der atmosphärischen Erscheinungen durch Turner zu gleicher Zeit das malerisch empfindende Auge lebhaft anzieht, wie er die ganze Seele des Beschauers ergreift, während Rottmann den Maler weniger interessiert und mehr an die Empfindung des klassisch Gebildeten appelliert.

Carl Neumann.

Ludwig Spohr.

(Geb. am 5. April 1784 zu Braunschweig, gest. am 22. October 1859 zu Kassel.)

(Hörzu Bildnis No. 222.)

Zu den Begründern der musikalischen Romantik in Deutschland rechnet die Musikgeschichte neben Weber und Marschner als Dritten im Bunde Ludwig Spohr. Seine reiche und eigenartige schöpferische Begabung trug mit dazu bei, die Tonkunst aus dem trockenen Formalismus, in dem die den Klassikern folgende Epoche zu versinken drohte, in fruchtbare und blühende Gefilde hinführzuführen. Dieser Einfluss auf die Entwicklung der modernen Musik sichert ihm die Stellung eines grossen Meisters, wenn auch seine Werke selbst schneller und volltändiger der Vergessenheit anheimgefallen sind, als sie es erwarten liessen, und als sie es verdienen.

Ludwig Spohr wurde in Braunschweig (am 5. April 1784) geboren, verlebte aber seine Jugend in Seesen, wöhlte sein Vater, ein tüchtiger Arzt, als Medizinalrat versetzt worden war. Der Braunschweiger Konzertmeister Maucourt und später Franz Eck, der „beste Geiger seiner Zeit“, waren seine Lehrer im Violinspiel und wohl auch in der musikalischen Theorie, denn Spohr entwickelte sich als Komponist später selbständig, ohne bei andern Meistern in die Schule zu gehen. Im Jahre 1805 begleitete er Eck auf einer Kunstreise nach Petersburg und wurde darauf Kammermusiker im Hoforchester seiner Vaterstadt. Von 1805 ab bekleidete er den Posten eines Konzertmeisters in Gotha. Von

hier aus unternahm Spöhr häufig Konzertreisen, namentlich im Verein mit seiner ersten Gattin, der ausgezeichneten Harfenvirtuosin Dorette Scheidler, die er 1806 geheiratet hatte. Mit dem eigenen Schaffen als Komponist trat denn auch seine Dirigententätigkeit mehr in den Vordergrund. Spöhr lebte als Kapellmeister zuerst in Wien am Theater an der Wien (1812—1815), dann in Frankfurt a. M. (1817—1819) und von 1823 ab am Hoftheater in Kassel. Sein Ruf und seine segensreiche Wirksamkeit verliehen dem Musikleben der kleinen kurhessischen Residenz lange Jahre hindurch einen besonderen Glanz. 1847 erfolgte die Ernennung des Meisters zum Generalmusikdirektor. Zehn Jahre wartete er noch seines Amtes, dann musste er sich (1857) pensionieren lassen. Zugleich nötigte ihn ein schwerer Fall, bei dem er den linken Arm brach, sein Violinspiel aufzugeben. Zwei Jahre später, am 22. Oktober 1859, war der bis gegen das Ende ungewöhnlich robuste Greis im Kreise seiner Familie sanft entschlafen.

In Kassel, wo jetzt das Denkmal des Meisters steht, wusste man die Bedeutung des Mannes wohl zu würdigen, mit allseitiger Ausnahme des Landesherrn, der dem Künstler nicht wohlwollte und sich nicht scheute, ihn mehrfach zu kränken und zu schädigen. Die Vornehmheit und Liebeshuldigkeit seines Charakters bewahrten jedoch Spöhr, sich durch diese Anfechtungen verbittern zu lassen, und die Bewunderung der gesamten Mitwelt konnte ihn reichlich dafür entschädigen. Spöhr war einer der gefeiertsten Künstler seiner Zeit, den man in Wien selbst einem Beethoven an die Seite setzen durfte. Auch das Ausland nahm an den Huldigungen teil, und in England namentlich war er ein gern gesehener Gast. Seinen Einfluss auf die zeitgenössische Musik übte er in dreifacher Bethätigung aus: als Virtuose, als Komponist und als Dirigent und Lehrer. Der Geschichte gebührt Spöhr vornehmlich als schaffender Künstler an, und nur als solcher hat er für uns noch Interesse; zu seinen Lebzeiten aber war es sein wunderbares Violinspiel, das zunächst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Als Erhalter der Mannheimer Tradition, wie sie durch Stamitz und Canabich begründet war, und als Erbe der Technik Viottis und Rhodes wurde Spöhr das Oberhaupt einer Schule, der Schöpfer eines spezifisch deutschen Stiles, den wir heute noch durch Joseph Joachim und seine Jünger vertreten finden. Die Grösse seines Spieles beruhte vor allem in der Kunst der Kantilene und einer soliden, zwar vollendeten, aber nicht auf das Glänzende gerichteten Technik. Die Schönheit seines Tones, der Adel und die Empfindungstiefe seines Vortrages werden als einzig gerühmt. Eine

kleine Eigentümlichkeit mag, da sie den Menschen kennzeichnet, nicht unerwähnt bleiben. Spöhr pflegte niemals auswendig zu spielen, weil er dies für unkünstlerisch hielt und auch den Schein vermeiden wollte, als habe er ein Stück mechanisch einstudiert.

Die Kompositionen Spöhrs weisen unter sich eine grosse Familienähnlichkeit auf. Vollendete Klarheit der Formen, eine aristokratische Vornehmheit und ein süsser, elegischer, zuweilen exotisch angehauchter Stimmungsgehalt sind ihnen allen gemeinsam. Im Zusammenhang mit seinem romantischen Empfinden steht es wohl, dass Spöhr besonders als Harmoniker interessant, mitunter freilich maniert ist und in der Instrumentierung zu den feinsinnigsten Koloristen gehört. In letzterer Beziehung haben Andere viel von ihm gelernt. Seine Melodik ist reich und eigenartig, aber nicht immer bedeutend; Spöhr hat immer etwas Weiches, Feminines; seiner Erfindung, die manche Gebiete, wie z. B. das Doppelquartett, neu angebahnt hat, fehlt es an Kraft und Vielseitigkeit. Hatte Spöhr auch diese besessen, er wäre den grössten Tonmeistern ebenbürtig anzureihen. So aber ist seine Musik schnell verblühen. Nur die in ihrer Art einzigen Violinkonzerte haben sich recht lebendig erhalten; selten greift man zu einem seiner grossen symphonischen Werke, wie „Wölfe der Töne“, noch seltener zu seinen Oratorien. Die Opern Spöhrs, so viel herrliche Musik sie enthalten, erweisen sich leider als völlig undramatisch. Von ihnen wird nur hier und da noch die liebliche „Jessonda“ (1823) aufgeführt, während die bedeutendste, „Faust“ (1821), infolge ihres mangelhaften Textbuches ganz von der Bühne verschwunden ist.

Dass sich an einen Virtuosen von der Bedeutung Spöhrs viele lehrbegierige Kunstjünger anschlossen, ist begreiflich. Spöhr unterrichtete nicht nur viel, sondern auch gern; seinen zahlreichen Schülern widmete er sich mit Hingabe, stets bereit, durch das eigene Vorbild auf sie zu wirken. In der 1831 erschienenen „Violinschule“, einen für Unterrichtszwecke auch heute noch hochgeschätzten Werke, hat er seiner Lehrbegabung ein bleibendes Denkmal gesetzt. Als Dirigent ungemein anregend und gewissenhaft, hat Spöhr mit Vorliebe die Werke der Klassiker gepflegt; aber auch zeitgenössische Bestrebungen fanden bei ihm neidlose Förderung. Seine Ansichten verschlossen ihm zwar das Verständnis des späteren Beethoven und liessen ihn über Komponisten wie Lortzing geringschätzig urteilen; doch war Spöhr zum Beispiel einer der Ersten, die Wagners Grösse bereitwillig anerkannten. Sein edler, durchaus lauterer und lebenswerter Charakter spricht auch aus der leider nur bis zum Jahre 1838

reichenden Selbstbiographie. Die zussere Erscheinung des Meisters wird als imposant geschildert. Die strotzige Gestalt, auf der das mächtige Jupitershaupt mit den leuchtenden Augen sass, soll in der Haltung an Goethe erinnert haben, bei aller Würde aber von feiner Anmut umflossen gewesen sein.

Unsere Zeit verhält sich undankbar gegen den Schöpfer so mancher Meisterwerke. Vieles davon wird nur nicht geschätzt, weil es nicht bekannt ist. Eine Muslpflege, die nicht einseitig werden und das nicht allzuhäufige Gute überall erkennen und unparteiisch verbreiten will, sollte an dem Besten, was Spahr geschaffen, nicht achtlos vorübergehen.

Leopold Schmidt

Johann Friedrich Cotta.

(Geb. am 27. April 1764 zu Stuttgart, gest. am 29. Dezember 1832 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 233.)

In die Mitterzeit unserer klassischen Litteratur, zu den Anfängen des modernen deutschen politischen Zeitungswesens grossen Stils und in die, nach der Befreiung unseres Vaterlandes von Napoleonischen Joche in Süddeutschland sich erhebenden Verfassungskämpfe führt uns die Betrachtung des Lebensganges Johann Friedrich Cottas, der ein geschäftlicher selbständiger im edelsten Sinne des Wortes seinen Namen mit allen literarisch Bedeutsamen während des ersten Drittels unseres Jahrhunderts zu verknüpfen gewusst und in seinem Hause eine bis auf die Gegenwart fortwirkende, vornehmlich geschäftliche Tradition zu wahren verstanden hat.

Als Sohn des Besitzers der Hof- und Kanzleibuchdruckerei Christoph Friedrich Cotta am 27. April 1764 zu Stuttgart geboren, zeichnete sich der Knabe früh schon durch Wissbegier aus, ein Umstand, der seinen Vater dazu bewog, ihn nach dem Vorbilde eines Verwandten für das Studium der Theologie zu bestimmen. Cottas Vater, in seiner Jugend ein hotter Reiteroffizier Laudoas, gab, nach Erwerbung der Druckerei in Stuttgart, seit 1760 die „Hofzeitung“ und seit 1791 das „Oekonomie-Wochenblatt“ heraus. Der junge Cotta wandte sich indessen juristischen und mathematischen Studien seit 1782 in Tübingen zu und ward, nach Vollendung seiner Studien auch Advokat. Allein nicht auf dem Felde des Sachwalters sollte er seinen Namen Beschützung verschaffen. Es schwebten damals (1787) Verhandlungen wegen des Verkaufs der grossväterlichen Buchhandlung in Tübingen, die den Namen: „Johann Georg Cottsche Buchhandlung“ trug und geschäftlich herabgekommen war. Auf Wunsch des Vaters und selbst ein unternehmender, strebsamer Mann, beschloss Johann Friedrich das Geschäft zu erwerben und auf eine neue Höhe zu bringen. Auf den Rat des wohlwollenden, vornehmen Chefs der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, Reich, begann Cotta, von seinen Freunden unterstützt, das Geschäft, in dem er das Prinzip der Ehrlichkeit, des Fleisses und der Auswahl eines

guten Verlags zur Geltung zu bringen gedachte. Cotta suchte einen neuen Verlag sich zu erwerben und reiste Ostern 1788 zur Anknüpfung neuer Verbindungen zur Leipziger Buchhändlermesse, und als erstes Produkt seines Verlags muss der erste Band von Hofakers Principia juris romano-germanici gelten, das 1800 bis 1803 in drei Bänden und in neuer Auflage erschien. Allein schon 1794 konnte Cotta mit Friedrich Schiller den Plan für die „Horen“ besprechen, die an die Stelle der „Thalia“ treten sollten, sowie das Bedürfnis für eine allgemeine politische Zeitung, an der Schiller sich zu beteiligen ablehnte. Von 1795 ab erschienen die Horen unter des Dichters Leitung, der auch 1797 Cottas Bekanntschaft mit Goethe vermitteln konnte, dem die Mässigkeit, Klarheit und Energie des Tübinger Verlegers gefiel. Wenn nun auch die „Horen“ 1797 zu erscheinen aufhörten, so war durch die auf dem gegenseitigen Vertrauen füssende Verbindung des Verlegers und der Dichterkollegen der Same gestreut zu gesegneter Frucht für die nationale Litteratur wie für den Aufschwung des deutschen Buchhandels. Das Cottasche Unternehmen gewann durch die Verbreitung der Werke unserer Klassiker eine solche Ausdehnung, dass die Honorare diesen seinem Wachstum entsprechen mussten. Für Fr. Schillers Schriften hat die Cottasche Buchhandlung von 1796 bis 1864 308,364 fl. gezahlt, 24,100 fl. erhielt Schiller bis zu seinem Tode, während Goethe 270,037 fl. zu seinen Lebzeiten erhielt, und für seine Schriften bis 1864 von dem Verlage die Gesamtsumme von 504,907 fl. gezahlt worden ist. Herder, Wieland, A. W. Schlegel, Tieck, Jean Paul, Voss, Heinrich v. Kleist, Hölderlin, Matthäson, Hebel, Schenklendorf, Rückert, Uhland, Kernert, Schwab, Lennau und mehr noch sind durch Cotta dem deutschen Volke in ihren Schöpfungen bekannt geworden. Doch Cotta vergass über der Dichtung keineswegs die Wissenschaft. So hat er die Werke der Brüder Humboldt, der Philosophen

Fichte, Schelling, Hegel, Varnhagens, des Geschichtsschreibers Johannes v. Müller, und vieler anderer aus allen Wissensgebieten in seinen Verlag aufgenommen. Die große Karte Schwabens von Anmann und Bohneberger in 59 Blättern ist eine seiner größten Editionen gewesen. Von den zahlreichen Zeitschriften aus seinem Verlag seien nur Posselts Europäische Annalen (seit 1795), Haberlins Staatsarchiv (1801–1806) aus der früheren Zeit genannt, ferner das „Morgenblatt“ (1807–1808), „Dinglers Polytechnisches Journal“, das „Ausland“ unter zahlreichen sonstigen Zeitschriften. Nicht alle diese Zeitschriften brachten Gewinn, viele erforderten Opfer. Von den besonders zahlreichen politischen Blättern des Cotta'schen Verlags sind viele wieder aufgegeben worden. Doch ist die heutige Münchener Allgemeine Zeitung stets besonders beachtet und geschützt worden. Nach Schillers Ablehnung, die Redaktion der politischen Zeitung zu übernehmen, trat Cotta mit Posselt, einem gelehrten Geschichtsforscher und geschmackvollen, mässigen Stilisten in Verbindung, und am 1. Januar 1798 erschien mit Privileg des Herzogs Friedrich censurfrei das erste Blatt der „Neuesten Weltkunde“. Allein der österreichische und russische Gesandte forderten die Entziehung der Censurfreiheit, und auf Weigerung des Herzogs verfügte der Wiener Reichshofrat das Verbot der „Neuesten Weltkunde“ im September 1798, die jedoch bald wieder als „Allgemeine Zeitung“ in Stuttgart mit neuem herzoglichen Privileg, aber unter Censur erschien. Doch da die „Allgemeine Zeitung“ in dem Streite des Herzogs mit der Landschaft deren Standpunkt verfocht, traf sie im Oktober 1803 das Verbot von seiten des Landesherrn. Auf ein vom Kurfürsten von Bayern erlangtes Privileg konnte sie indessen im November 1803 als „Kaiserlich und Kurfürstlich privilegierte Allgemeine Zeitung“ in Ulm wieder erscheinen. Huber, der Freund Forsters und ein eifriger Parteigänger der „Ideen von 1789“, leitete sie bis zu seinem Tode (1804), und Stegmann folgte ihm. 1810 von der württembergischen Regierung aufs neue verboten, schlug die „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg ihre Werkstatt auf. Keineswegs hörten jedoch die Hemmnisse auf, die die Censur und Eingriffe selbst der auswärtigen Mächte in das zum Weltblatt gewordene Cotta'sche Organ bereiteten. 1811 hatte Cotta seinen Verlag nach Stuttgart verlegt, 1816 sein Tübinger Haus an Laupp verkauft und seit 1824 konnte er die „Allgemeine Zeitung“ mit der ersten in Bayern eingeführten Dampfmaschine herstellen. 1827 gründete der Unermüdliche eine Anstalt für lithographische Vervielfältigung und Kupferdruck nebst einem Buchhandlungsgeschäft auch in München. Cotta hat neben

seiner geschäftlichen vielangeregten Thätigkeit noch einen regen Briefwechsel mit gelehrten Männern seiner Zeit geführt, der von kulturhistorischem Interesse ist. Und dieser Mann, den die Kunstschätze Roms anzogen, hat auch Zeit gefunden, als Landwirt und Förderer der Industrie ein vorbildliches Beispiel zu geben. Ebenso suchte er mit Opfern die Dampfschiffahrt in Süddeutschland zu entwickeln; und welche Umsicht und Sorgfalt er besass, zeigen neben der Gründung einer Hypotheken- und Wechselbank in München die vielen Missionen, die er im Auftrage seiner Landesleute ausführte, von der Pariser Reise 1799, durch die er die Okkupation Württembergs durch französische Truppen hinderte bis zu seiner Thätigkeit für die Vorbereitung des „Zollvereins“. 1814 ist er beim Fürstentag in Wien für die Gewährung der Pressfreiheit und für die Abschaffung des Nachdrucks thätig, ein Streben, das er 1816 in Frankfurt a. M. fortsetzt. Und wie sollte dieser Mann in dem beginnenden württembergischen Verfassungskampfe nicht zu dem alten vertriebenen Landesrecht gegenüber der durch König Friedrich einseitig erlassenen Verfassung mit dem Grafen Waldeck und den Ständen gehalten haben! Doch mit realpolitischem Blick trat er für ein Kompromiss zwischen Regierung und Landständen in überzeugender Weise ein, ja selbst die Unpopularität hat er eine zeitlang für seine politische Parteinahme erfahren, als er den Wangenheim'schen Verfassungsentwurf von 1817 nicht mit der württembergischen Mehrheit des Landtags ablehnte. Und doch waren 1819 Cottas frühere Gegner ihm bei, als es galt, die vereinbarte Verfassung durchzuführen. Seit 1820 Mitglied des württembergischen Landtags als Ritterchaftsvertreter des Schwarzwaldkreises, war Cotta von 1824 bis 1831 Vizepräsident der Kammer. Cotta war von schwächlichem Körperbau, doch hinderte ihn dies nicht, wo er konnte, seinen Mitmenschen in der Not zu helfen, und seine Fürsorge für die „Sparkasse“ des Landes legt dafür Zeugnis ab. In Württemberg die Bestätigung alten Adels wie die bayerische Freiherrnwürde dienen als Zeichen der staatlichen Anerkennung für diesen klassischen und vornehmen deutschen Kaufmann.

Den bayerisch-württembergischen Zollverein vom Jahre 1828 zum Anschluss an den preussisch-bessischen Zollverein zu bringen, dazu hat Cottas diplomatisches Geschick nicht unerheblich beigetragen. Den Abschluss des deutschen Zollvereins, der ersten Grundlage deutscher Einheit im XIX. Jahrhundert hat der kluge, weltkundige Mann nicht mehr erlebt. Er starb am 29. Dezember 1833.

Georg Stomper.

Friedrich Arnold Brockhaus.

(Geb. am 4. Mai 1772 zu Dortmund, gest. am 20. August 1821 zu Leipzig.)
(Hieru. Klein's No. 224.)

W^{ie} Costa in Süddeutschland und Friedrich Perthes in bedrängter Zeit im Norden unseres Vaterlandes zur Hebung deutschen Geisteslebens beigetragen haben, so ist der Gründer der Firma Brockhaus, deren Name mit dem heute in der 15. (Jubiläums-) Ausgabe vorliegenden, ausgezeichneten Konversations-Lexikon verknüpft ist, im Centrum des deutschen Buchhandels, in Leipzig, als der Typus des modernen deutschen Verlegers anzusehen. Als Sohn eines Dortmunder Ratsheren und Kaufmanns, einer absteigenden, westfälischen Familie entsprossen, wurde Friedrich Arnold Brockhaus, ein Kind der „roten Erde“, am 4. Mai 1772 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erlernte 1788 bis 1793 in Düsseldorf die Handlung, von wo aus er nach Leipzig übersiedelte, um zwei Jahre hindurch im akademischen Studium die Lücken seiner Bildung, nach deren Ahrundung er strebte, zu ergänzen. Ein 1795 in Dortmund errichtetes Manufakturwarengeschäft gestaltete sich ergiebig und zog zu löhnlichen Beziehungen nach Holland bei, so dass es 1801 nach Arnheim und 1802 nach Amsterdam selbst übersiedelte. Bald gestalteten sich infolge der Kontinentalsperre jedoch die geschäftlichen Verhältnisse so ungünstig, dass Brockhaus die Handlung aufgab, und da er von jeher Interesse für die Literatur hegte und selbst auch während seines Leipziger Aufenthaltes einen Einblick in den Haupt-Industriezweig und die vornehmste kaufmännische Betätigung der alten Messstadt gewonnen hatte, errichtete er 1805 in Amsterdam zusammen mit dem Buchdrucker J. G. Rohloff ein Sortiments- und Verlagsgeschäft unter der Firma Rohloff & Co., das jedoch als „Kunst- und Industrie-Komptoir“ bald von ihm selbst übernommen ward. Jene Tage waren den Geschäften durchaus nicht günstig, und Brockhaus liess in Amsterdam seinen damaligen Geschäftsführer Boratraget mit dem Auftrage zurück, die Bestände seiner Buchhandlung zu veräußern, während er selbst 1810 sich nach Leipzig begab, um 1811 zunächst in Altenburg seine Amsterdamer Firma wieder aufzunehmen, die er dann 1814 in die heutige F. A. Brockhaus umwandelte. Dem Geschick des Unternehmers war hier das Geschäftsglück hold, und in diese Altenburger Frühzeit der Firma ist auch das Erscheinen des vornehmen in weiten Kreisen beliebten Taschenbuches „Urania“ (1810 bis 1848) zu datieren, dem die besten Autoren für einen literarisch geschmackvollen Leserkreis ihre Feder liehen. Die „bezauberte Rose“ von Ernst Schulze können wir in diesem Milieu, 1818 dort zuerst erschienen, in ihrer Wirkung auf die junge literarisch angeregte Welt jener Tage erst vollauf würdigen. Brockhaus besass von Natur ein lebhaftes Gefühl für das Edle und das Schöne, damit verbund er mit einem vorausschauenden Blick einen grossen Wurf in seinen Plänen, und zudem war ihm eine hervorstechende Neigung für grosse wissenschaftliche Unternehmungen eigen, die sich später für den deutschen Buchhandel wie für den deutschen Gelehrtenkreis als gleich fruchtbar erweisen sollte. Dieser Persönlichkeit musste der nationale geistige Aufschwung zu statten kommen, der nunmehr um die Zeit der Befreiungskriege einsetzte und den er mit dem Handbuch der deutschen Literatur (1813—14) von Ersch begleitete. Und welches Aufsehen mussten in jenen Tagen die von Brockhaus „auf Befehl“ des Fürsten von Schwarzenberg edierten „Deutschen Blätter“ (bis 1816 erschienen) erregen, die unmittelbar nach der Leipziger Schlacht die Presse verliessen! Sie sind eine reiche kulturgeschichtliche Quelle jener kämpferfüllten, eisernen Zeit. Die erste Auflage des „Konversations-Lexikons“ in 6 Bänden hatte Brockhaus 1808 in Leipzig erworben und seine von ihm selbst zum Teil hergestellte, oder redaktionell beaufsichtigte Umarbeitung des für die Zukunft seines Hauses so bedeutsamen Unternehmens, die 1812—1819 erschien, stellte ihn durch ihren bedeutenden Erfolg pekuniär derartig, dass er mit der Uebersiedelung seiner Firma nach Leipzig 1818 eine Druckerei verband und neben mehreren schnell sich folgenden Neuauflagen seines Konversationslexikons eine Reihe periodischer Unternehmungen grossen Stiles in Angriff nehmen konnte. Dahin gehört das „Literarische Konversationsblatt“, die heutigen „Blätter für literarische Unterhaltung“, neben Rammers Geschichte der Hohenstaufen (1823), Eberts Allgemeines Bibliographisches Lexikon und anderen heute noch geschätzten Werken. Seine durch eindringenden Blick geschärfte seltene Thatkraft liess ihn bisweilen nach aussen hin als schroff erscheinen und die literarischen Fehden, die er mit Widersachern, so mit Müllner, durchzuführen hatte, sind ebensowenig von seiner Person zu trennen, wie die auf seinen vielen Reisen, im lebhaften Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen ausgestreuten fruchtbaren Gedanken. Sein offener, scharfer Kampf gegen den damals in Deutschland so verbreiteten Nachdruck stellt ihn mit den Hervorstechendsten seiner Berufsgenossen in eine Linie. Es waren die bösen Tage der gehässigen Pressmass-

regelungen, die dem in seinen politischen Anschauungen freisinnigen Manne Verfolgung von seiten der Obrigkeit eintrugen, und 1821 hat ihm eine durch die preussische Regierung an seinem Verlage getriebene Recensur die letzten Tage seines Lebens verbittert. Friedrich Arnold Brockhaus ist am 20. August 1821, im Alter von noch nicht fünfzig Jahren, gestorben. Seine Söhne Friedrich und Heinrich haben dem väterlichen Geschäfte den Weit-

ruf geschaffen, namentlich ist Heinrich Brockhaus als Mensch, wie als Geschäftsmann zu den hervorragendsten Charakteren des deutschen Bürgertums in unserem Jahrhundert zu zählen. Wie die Brockhaus'sche Offizin eine Musteranstalt für die heute erreichte Höhe der Technik im Buchgewerbe und in den graphischen Künsten darstellt, so können wir im Brockhaus'schen Verlagsratelog ein Spiegelbild der deutschen Kulturentwicklung im 19. Jahrhundert erblicken.

Georg Stämper.

Friedrich Christoph Perthes.

(Geb. am 21. April 1772 zu Rudolstadt, gest. am 18. Mai 1843 zu Gotha.)

(Hierzu Bildnis No. 223.)

Unter jenen Männern, die in den Tagen napoleonischer Freundschaft mit der durchgreifenden Kraft und dem unbesiegbaren Muth ihrer Persönlichkeit ein Organisationsalent zur Rettung des deutschen Bürgertums verbänden, muss Friedrich Perthes, als einer der besten Patrioten und der deutschesten Geschäftsmänner einer, der Sympathie seiner Landsleute gewiss sein.

Geboren am 21. April 1772 zu Rudolstadt, lernte der Knabe, der sehr früh seinen Vater verloren hatte, bald die Noth des Lebens kennen. Im Hause seines Oheims genoss er den ersten Unterricht, doch kam der Rudolstädter Gymnasiast, mit geringem Sprachalent, aber einer überaus lebhaften Phantasie begabt, nicht gut voran, so dass er ein Trituner zu werden schien, bis ein Verwandter, der Obersleutnant Johann David Heubel, den kleinen schwächlichen Körper des Knaben durch die Bewegung in freier Luft zu stärken und die in ihm noch schlummernden Kräfte zu wecken verstand. Da er nicht studieren konnte und zum kaufmännischen Beruf keine Neigung hatte, so entschloss man sich, da der jüngste Bruder seines Vaters, Justus Perthes, in Gotha Verlagsbuchhändler war, den Knaben zu dem strengen, jähzorngigen, aber gutherzigen Leipziger Buchhändler Adam Friedrich Böhme in die Lehre zu geben, woselbst er 1787 bis 1793 sechs Jahre eine Lehre durchmachte. Perthes lernte hier vor allem die literarischen Bedürfnisse der verschiedenen Gegenden Deutschlands kennen, und suchte, zu sein, um Lehrer für ein Sprachenstudium zu nehmen, seinen Geist durch die Lektüre philosophischer Schriften zu bilden. 1793 trat er in die B. G. Hoffmann'sche Buchhandlung in Hamburg als Gehilfe ein und konnte Mitte 1796 mit Hilfe einiger Freunde, die sein Streben unterstützten, ohne eigene Mittel ein Sortimentsgeschäft unter eigenem Namen begrün-

den. Rühlig und tüchtig, wie er war, erwarb er sich bald, da er die Bedürfnisse des Buchhandels richtig erfasste, Kunden und literarische Freunde, zu denen Matthias Claudius, Friedrich Heinrich Jacobi, die großlich Stolberg'sche Familie und im Münsterlande der Kreis der Fürstin Gallizia gehörten. Er konnte sich 1797 mit Matthias Claudius' ältester Tochter verheirathen. Seit 1798 führte er allein sein Geschäft fort. Er plante schon damals eine Verbindung mit dem englischen Buchhandel, bei deren Einleitung ihm sein späterer Schwager, Johann Heinrich Besser, behilflich sein sollte, die indessen seinem Plan genau noch nicht zu stande kam. Perthes hatte sich in zehnjähriger Arbeit einen gewissen Wohlstand erworben, als die Besetzung Hamburgs durch die Franzosen im November 1806 jeden Verkehr mit England bei Todesstrafe verbot und den gesamten Handel der Hansestadt lähmte. Er unternahm es nun, in Verbindung mit den hervorragendsten Männern deutscher Wissenschaft im Frühjahr 1810 das „Vaterländische Museum“ als wissenschaftliche Zeitschrift herauszugeben, bestimmt die lebendige Verbindung aller deutsch und patriotisch gesonnenen Männer zu vermitteln. Doch dieser Zeitschrift wurde mit der Einverleibung Hamburgs in das französische Gebiet bald ein Ende bereitet, und wenn auch die französische Censur dem Sortimentsgeschäft hinderlich war, so verstand Perthes doch, ihre Schwächen zu seinem Vorteil zu nutzen, und als durch das Schicksal Napoleons in Ruessland die Fremdherrschaft ihr Ende erreicht zu haben schien, war es der mutige Mann, der mit Hilfe der durch ihn organisierten Hamburger Bürgerwehr und eines russischen Streifkorps die Franzosen im März 1813 aus Hamburg vertreiben half. Einer weiteren militärischen Organisation der Bürgerschaft als hanseatische Legion machte Davousts Einzug in Hamburg im Mai 1813 ein

jähres Ende, und die Flucht Perthes auf dänisches Gebiet nach Schleswig mit seiner Familie sowie der Verlust seines Besitzums, das der Plünderung preisgegeben ward, bildeten die nächsten Folgen von dessen patriotischer Haltung. In Mecklenburg, wohin er sich nach Ordnung seiner geschäftlichen Verhältnisse begab, bildete er mit gleichgesinnten Männern das „Hanseatische Direktorium“, dessen Zweck, die Befreiung Hamburgs, Perthes in höchstem Eifer betrieb, zugleich die Not der Hamburger, die Davousts Grausamkeiten geschaffen, durch Geldsenkungen mildernd. Nach überstandener Mühsal und Krankheit konnte Perthes Ende Mai 1814 die befreite Stadt von neuem betreten, in der sich sein Geschäft bald hob. Der Sorge für die Heilung der Kriegsschäden setzte er durch Gründung der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft die Sorge für das religiöse Bedürfnis seiner Mitbürger an die Seite. Er suchte in Genossenschaft mit den gesammten deutschen Buchhandel möglichst schnell das lokale literarische Bedürfnis der einzelnen deutschen Landschaften zu erkennen, dem Nachdruck entgegenzutreten und erzielte sein Reformprogramm 1816, das den Buchhandel als „Bedingung des Daseins für eine deutsche Literatur“ klar und scharf beleuchtete. Nach dem Tode seiner Frau siedelte Perthes 1822 nach Gotha über und gründete dort ein neues Verlagsgeschäft, da er das Hamburger Haus seinem Schwager überlassen hatte. In Gotha, woselbst zwei seiner Töchter lebten, beschränkte er

seinen Verlag auf historische und theologische Werke der wissenschaftlich-positiven Richtung. Er regte die Sammlung der in sehr wissenschaftlichem Geiste gehaltenen Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert an, die heute noch fortgesetzt wird, an die sich die deutsche Territorialgeschichte anschloss, sowie Darstellungen, wie Sartorius Ursprung der Hansa, Droysens Geschichte des Hellenismus, Harters Innocenz III., und Ranke's serbische Revolution. Sein Gothaer Verlagshaus ward bald an Gediegenheit und Umfang eines der bedeutendsten. Er hat die Gründung des „Börsevereins deutscher Buchhändler“, der seit 1825 die Vertretung des Standes bildet, angeregt. Ein literarischer Rechtszustand und ein sittlich hochstehender Buchhändlerstand waren die Ziele, die Perthes zum Heile seiner Berufsgenossen verfolgte. Im Jahre 1835 schloss er eine zweite Ehe und ward 1834 bei der Grundsteinlegung zur Buchhändlerbörse Leipzigs Ehrenbürger. Sein Sohn Andreas unterstützte den alternden Vater in seinem stets an Ausdehnung wachsenden Geschäft. Der niemals rastende und stets hoffnungsfreudige Mann ward in seinem 71. Lebensjahre, nach schmerzhaften Siechthum, am 18. Mai 1843 durch den Tod erlöst. Elf Kinder umstanden mit vielen Freunden sein Grab. Perthes' sehr protestantischer Charakter fand im sittlichen Handeln seinen besten Ausdruck, und die stets volle Hingabe seiner Person an sein Werk bildet den Schlüssel für seine Erfolge.

Georg Stamper.

Matthias Jakob Schleiden.

(Geb. am 8. April 1804 zu Hamburg, gest. am 25. Juni 1881 zu Frankfurt a. M.)

(Hierzu Bildnis No. 266.)

Die Botanik des achtzehnten Jahrhunderts wird bestimmt durch die That Linnés. Bis dahin war die Botanik ein Urwald, in den sich ein paar kleine, zufällige Kulturstreifen zogen. Linné schuf einen schönen, lichten Garten, mit einem Netz gerader Strassen und den nötigen Wegweisern. Es war eine Freude jetzt, sich in diesem heiteren Park zu ergehen. Die Liebe zur Pflanzenkunde wuchs auf einmal ins Unerwartete. Mit Linnés Plan bewaffnet, durchsuchten Reisende die entlegensten Teile des Gebiets. Und der Pflanzenbeschreibung floss ein Material von ungeheuerlichem Umfang in der Frist weniger Jahrzehnte zu. Eine einzige Pionierfahrt, wie die von Humboldt und Bonpland lieferte 3200 neue Arten. Kein Wunder, wenn das neunzehnte Jahrhundert einsetzte mit dem allgemeinen Glauben, dass die Beschreibung und Einordnung der

beständig neu zuwachsenden Pflanzenformen nach gewissen systematischen Schablonen die eigentliche und dauernde Aufgabe der botanischen Wissenschaft sei. Es war aber dann das neue Jahrhundert selbst in seinem Fortgange, das sich gegen diesen Standpunkt als einen zu engen erheben sollte. Im Anfang der vierziger Jahre war die Gegenströmung so stark geworden, dass ein Forscher seinen Spott über eine Zeit ausschütten konnte, in der „ein Mann, der 6000 Pflanzen mit Namen zu nennen wusste, schon deshalb ein Botaniker, einer, der 10 000 Pflanzen zu benennen wusste, ein grosser Botaniker genannt wurde“. Die Worte finden sich bei Matthias Jakob Schleiden. Schleidens grosses Buch: „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“, in zwei Teilen 1842 und 1843 erschienen, bezeichnet mit scharfem Schnitt den Anbruch der neuen Aera. Der

Grundgedanke ist jetzt auf einmal: Linné's und der andern reinen Systematiker gewaltige Ordnungsthat in Ehren; aber was helfen mir alle hunderttausend Pflanzenarten der Erde, selber in Reih und Glied geordnet, wenn ich nicht weiss, was eine einzige Pflanze eigentlich ihrem tiefsten Innernbau und ihrer Leistung und Entstehung nach für ein Ding ist. Die Anatomie und Physiologie der Pflanze trat in den Vordergrund des Interesses, vor allem auch ihre Entwicklungsgeschichte. Der Anatomie erschloss das verbesserte Mikroskop neue und wunderbare Wege. Die Physiologie lehrte die Pflanze lebend betrachten im Gegensatz zu aller Herbaricus-Weisheit, sie fasste sie als arbeitenden Organismus, der dem Experiment zu unterwerfen war. Die Entwicklungsgeschichte aber drang in das Rätsel des Werdens, des Aufbaues dieses Organismus ein. Schleiden gehörte zu den glücklichen Naturen, die einer Richtung, die längst im stillen und von vielen angebahnt ist, gleichsam das erschöpfende Wort sprachen. In seinem Lehrbuch, das sich neben den einseitigen Systematikern auch gegen die oberflächlichen Naturphilosophen der Zeit wandte, bewährte er doch selber die höchste Kraft echt philosophischen Denkens: er bestimmte streng begrifflich die Aufgaben und Grenzen der neuen Botanik im Gegensatz zur alten Schule. Der Name des bedeutendsten „Philosophen der Botanik“ im neunzehnten Jahrhundert darf ihm um so unbefangener beigelegt werden, als er weit über sein engeres Fach hinaus ein vielseitiges Talent wie wenige war. Immerhin erschöpft der Name aber seine botanische Bedeutung noch nicht. Indem er sich als praktischer Detailarbeiter an dem Ausbau des neuen Programms lebhaften Anteil nahm, stellte er (neben mancher subjektiv irrigen Darlegung) einen engeren Begriff fest, der allein schon seinen Namen unsterblich macht. Er stellte als einheitlichen Baustein aller der zahllosen Gebilde des Pflanzenreichs die Zelle fest. Goethe hatte sich, bewunderungswürdig einst für seine Zeit, bemüht, einen solchen Grundtypus zu finden, der in allen Pflanzenteilen wiederkehre. Er fand ihn im Blatt, aus dessen Umformung zu diesem oder jenem physiologischen Zweck im Pflanzenleben sich sämtliche Pflanzengebilde erklären lassen sollten. Aber das Blatt selbst ist noch einer tieferen mikroskopischen Untersuchung fähig, an die Goethe nicht dachte. Dabei enthüllt es sich als zusammengesetzt aus einer Vielzahl kleiner gleichartiger belebter Körperchen, die wegen ihrer oberflächlichen Ähnlichkeit mit den Zellen einer Bienenwabe als „Zellen“ bezeichnet wurden. Diese Zelle ist der eigentliche, fundamentale Organismus. Die niedrigsten Urpflanzen bestehen bloss aus einer einzigen Zelle, sie bildet hier den ganzen Leib. Die höheren Pflanzen

aber kommen so zu stande, dass eine Masse, Millionen solcher Zellen sich zu einer sozialen Gemeinschaft einigen und so einen höheren, vielzelligen Organismus erst wieder durch Anhäufung bilden. Gestalt hatten diesen wunderbaren Sachverhalt schon andere. Aber erst Schleiden kleidete ihn in eine feste Theorie. Nicht der Darwinschen Entwicklungslehre ist diese „Zellen-Theorie“ die grösste Leistung in der Wissenschaft vom Leben, die unser Jahrhundert aufzuweisen hat.

Schleiden's Bala war sehr reich, aber auch sehr unruhig. Er hatte sich zum praktischen Juristen ausgebildet, und der Uebergang zum Botaniker vollzog sich auf dem Wege einer Katastrophe. Als Advokat in Hamburg ohne Erfolg, mutlos und mit der Welt zerfallen, schoss er sich eine Kugel vor den Kopf. Nach schweren Leiden mühsam geheilt, führte er sich wie zu einem neuen Leben erwacht. Noch nicht ganz dreissig Jahre alt, kehrte er zur Universität zurück und studiert mit Feuereifer Botanik. Das folgende Jahrzehnt ist das erfolgreichste seines Lebens. In ihm findet er die Zellen-Theorie (1838) und schreibt jenes grossartige, bahnbrechende Lehrbuch der wissenschaftlichen Botanik. Neben der Stärke des Denkers tritt in diesem Werke freilich auch eine Rücksichtslosigkeit der Polemik hervor, die ihn im Bunde mit gewissen schiefen eigenen Anschauungen über die Bildung der Zellen und den Geschlechtsvorgang der höheren Pflanzen in lange und oft unerquickliche Kämpfe für den Rest seines Lebens verwickelt hat. Sein Temperament warf ihn dabei aus einer Fehde in die andere, ausser mit Botanikern auch mit dem Chemiker Liebig, mit dem Physiker und Philosophen Fehner (der ihn ungemein feind widerlegte) und anderen. Eigene Irrtümer jemals einzusehen, war ihm nicht beschieden. Dagegen fand seine überaus reiche Begabung ein prächtiges und reines Feld in stilistischen Meisterwerken für populäre Zwecke; das Buch „Die Pflanze und ihr Leben“ gehört zu den klassischen Leistungen dieser Art, die wir Deutschen mit Stolz besitzen. Auch kulturhistorische Studien und selbst zwei Bände Gedichte schlossen sich nach dieser Seite an. Eine feste Stellung als öffentlicher wissenschaftlicher Lehrer, die ihn dauernd geleselt hätte, hat er niemals so recht finden können. Eine Reihe von Jahren war er Professor der Botanik in Jena. Dann versuchte er es in den sechziger Jahren noch einmal mit einer Professur im russischen Darpet, doch ohne Erfolg. Später hat er als Privatgelehrter meist in Süddeutschland gelebt. Sein Einfluss als stiller Lehrmeister auf die ganze Forschergeneration seit den vierziger Jahren, und zwar nicht bloss auf die Botaniker, ist dabei aber ein geradezu unberechenbar grosser gewesen. Wilhelm Bölsche.

Theodor Schwann.

(Geb. am 7. December 1810 zu Neuss, gest. am 11. Januar 1884 zu Köln.)
(Hierzu Bildnis No. 293.)

Der Botaniker Schleiden hatte festgestellt, dass sich der Leib der Pflanze aus kleinen belebten Körperchen wie ein Haus aus seinen Bausteinen zusammensetzt: den sogenannten Zellen. Aber die Pflanze bezeichnet nur die eine Seite des organischen Lebens auf unserem Planeten. Neben ihr steht als noch viel wichtigere, reichere Betätigung solchen Lebens das Tier. Die Frage musste sich aufdrängen: baut sich auch der Leib des Tieres aus Zellen auf? Ein Blatt weist die Zellen unter der Vergrößerung durch das Mikroskop. Wird auch eine Scheibe Muskelfleisch, ein Stückchen Gehirnmasse, ein Tropfen Blut unter dem Mikroskop Zellen zeigen? Wenn es der Fall war — und wenn die tierischen Zellen sich von ähnlichem Bau erwiesen wie die pflanzlichen, so war man zweifellos abermals einen Riesenschritt weiter vor dem Problem des Lebens überhaupt. In Tier und Pflanze, diesen scheinbar Gegenständen, erschien ein Gemeinsames, ein vermittelndes Drittes, das sie beide umfasste. Ganz sicher, dass man so dem geheimnisvollen Lebensherd als einem einheitlich letzten Dinge hinter „der Erscheinungen Flucht“ eine ganze Stufe näher war. Ein Jahr nach Schleidens Auftreten fand sich im anatomischen Museum zu Berlin, wo Johannes Müller herrschte, die Antwort, die den Ring der Zellen-Theorie erst im grossen schloss. Theodor Schwann, ein bescheidener junger Rhinialander, der für zehn Thaler monatlich die Assistentenstelle am Museum ausfüllte, wies die tierische Zelle nach, und zwar eine Zelle, die der pflanzlichen durchaus zu entsprechen schien. Die Entdeckung war durch mancherlei Vorarbeiten leicht gemacht. Immerhin musste einer den Schritt endgültig thun und dieser eine war Schwann. So hat die Zellentheorie mit Recht zwei Urhebernamen erhalten, die zusammenstehen wie Schiller und Goethe, Gauss und Weber: Schleiden und Schwann. Man müsste die beiden als ziemlich junge Männer im Anfang ihrer Bahn darstellen, wenn man sie wie jene auf einem Denkmal vereinigen wollte: Schwann noch sechs Jahre jünger als Schleiden und damals (1839) erst neunundzwanzigjährig.

Schwann hatte in Bonn Philosophie und Medizin studiert und war dort schon mit Johannes Müller in Berührung gekommen, der ihn 1834 mit nach Berlin zog. Die fünf Jahre, die er unter Müller im anatomischen Museum arbeitete, waren die grosse Zeit seines Lebens, der er seinen ganzen Ruf verdankt. Es ist fast unglücklich viel, was er in der kurzen Frist Schlag auf Schlag geleistet hat. Zu-

nächst löste er ein uraltes Problem der Physiologie: die Chemie der Verdauung im Magen, indem er den verdauenden Saft dieses Magens: das Pepsin, entdeckte. Dann wies er die pflanzliche Natur der Hefe nach und half damit die Lehre von den Gärungserscheinungen in jenes überaus fruchtbare Gebiet hinüberspielen, wo sie in der Folge des Jahrhunderts so glänzende Triumphe gefeiert hat. Dabei ergab sich von selbst die Berührung mit einer Frage, die nicht nur dem exakten Naturforscher, sondern auch den Philosophen damals aktuell war. Man schloss mit dem verfeinerten Mikroskop allenthalben auf Massen von winzigen Lebewesen, deren Herkunft man sich durchaus nicht immer erklären konnte. Jeder Guss Wasser über faulenden organischen Substanzen wimmelte alsbald von solchen Kleinen und Kleinsten der organischen Welt. Die Frage wurde wichtig, ob diese Infusorien, wie man sie genannt hatte, als Keime zu Myriaden Luft und Wasser allerorten erfüllen und auf jedem günstigen Nährboden alsbald sich sammeln und vermehren; oder ob sie aus diesem Nährboden sich unmittelbar selbst durch „Urzeugung“ erzeugten. Gab es wirklich noch heute in jedem faulenden Tropfen edle Urzeugung, so musste das für die philosophische Betrachtung der Welt äusserst wichtig sein. Schwann ging jetzt der Sache experimentell zu Leibe. Er liess Wasser auf Heu unter Verhältnissen stagnieren, dass jedes äussere Eindringen von Infusorienkeimen unmöglich wurde. Es zeigten sich aber jetzt auch keinerlei Lebewesen, die Urzeugung schien also widerlegt. Die Sache machte damals viel Aufsehen. Später hat sie Pasteur noch weit umfassender mit dem gleichen Resultat durchgeführt. In der Praxis unserer seither so gross aufgebülhten Bakterienforschung wird infolgedessen mit Urzeugung einfach nicht mehr gerechnet und man führt jede Infektion auf eindringende Keime zurück. Theoretisch ist freilich die Geschichte noch immer nicht so über jeden Zweifel klar gestellt und wird es wohl schwerlich auch eher werden, als bis wir sonst vom Wesen des Gegensatzes in Organisch und Anorganisch etwas mehr wissen. Die Krone dieser fünf Jahre Schwannscher Arbeit war dann der Nachweis, dass die kleinsten zusammensetzenden Körperchen im tierischen Leibe, die schon öfter gesehen worden waren, thatsächlich den Schleidenschen Pflanzenzellen entsprechen, also „tierische Zellen“ seien.

Noch im Jahre dieses Hauptjahres erhielt der Berliner Assistent einen Ruf als Professor der

Anatomie an die katholische Universität Löwen in Belgien. Seine Forschung unter der Ägide Müllers war damit zu Ende, aber im grossen und ganzen unerwünschter Weise seine originale Forschung überhaupt.

Neun Jahre hat er in Löwen über Anatomie gelesen und dann von 1848 an noch vierunddreissig Jahre in Lüttich über Anatomie und Physiologie. Diese Lehrstellen entsprachen seinem starken reißigen Empfinden. An der fortschreitenden Entdeckungsbahn der physiologischen Wissenschaft und in dieser vor allem der von ihm mit begründeten

Zellenlehre betätigte er sich aber so gut wie gar nicht mehr. Die jüngere Generation wusste kaum noch von ihm. Ihm schien sein Schicksal jedoch gerade so recht, und wer ihn aufsuchte, fand einen kleinen lebenswürdigen alten Herrn, der nach den Wellen des heissen naturwissenschaftlichen Tageskampfes keinerlei Verlangen trug. Zum letztenmal etwas Aufleben hat nur noch sein Urteil in den berühmten Verhandlungen über die Kreuzesmale der Schwärmerin Louise Lateau gemacht. Er bewährte sich hier den streng medizinischen Standpunkt.

Wilhelm Bötsche.

Hugo von Mohl.

(Geb. am 8. April 1815 zu Stuttgart; gest. am 1. April 1872 zu Tübingen.)

(Hierzu Bildnis No. 228.)

Die „Zelle“ ist der Träger des Lebens im tierischen wie im pflanzlichen Organismus. Dieser Satz stand fest, nachdem Schleiden und Schwann gegen Ende der dreissiger Jahre nachgewiesen hatten, dass der Leib des Tieres wie der Leib der Pflanze sich in solche Zellen als letzte und einheitliche Grundbestandteile wie in Bausteine auflösen lassen. Aber jetzt entstand die neue Frage: was ist nun das Wesentlichste in der Zelle selbst? In Schleidens Definition, die zunächst von der Pflanze ausging, erschien die Zelle regelrecht wie ein kleines Häuschen, deren tausende und aber tausende sich ineinanderklebten gleich den Hütten einer engen Strasse, um schliesslich eine ganze grosse Pflanze zu bilden. Dieses Häuschen hatte als wichtigste Sache eine „aus Zellstoff gebildete Wandung und eine halbflüssige stickstoffhaltige Auskleidung“. Als Schwann dann die tierische Zelle sich genauer ansah, fand er hier durchweg noch ein drittes Inventarstück wichtig: in dem halbflüssigen Inhalt lag ein festeres Körperchen, der Kern. So hatte man schliesslich drei Stücke zur Auswahl: Zellwand, Zellschleim und Zellkern. Was war bloss nebensächliche Zuthat, was trug im Inneren das Geheimnis des Lebens in sich? Da wird die Entdeckung gemacht, dass der schleimige Zellinhalt unter Umständen seine Wand sprengen, lebendig herausströmen und sich anderweitig eine neue Hülle bilden kann. Man erkennt, dass die Zellhülle in Wahrheit nichts anderes ist, als wirklich das Häuschen des schleimigen Innenwesens, die selbstgebaute Schale, in der dieses Wesen für gewöhnlich wohnt wie in einem Schneckenhaus. Der Bewohner, nicht das Haus ist ungewöhnlich der wahre Lebensträger. Dieses formlose, flüssende Häufchen Schleim, das

da die Innenwand der Zelle austapeziert oder in Strängen von Wand zu Wand sich dehnt: das ist der wunderbare letzte, ursprüngliche „Lebensstoff“, von dem so lange geträumt worden ist, ohne dass man eine Ahnung hatte, wo er sass. Er verdient noch jenseits des Begriffs Zelle einen besonderen Namen. Also sei er Protoplasma genannt, zu Deutsch das Erstgebildete oder Urschöpfende. So war der Stand der Dinge 1840, acht Jahre nach Schleiden, sieben nach Schwann. Mohl war es, der das Protoplasma als solches definierte, eine Definition, die thatsächlich die Entdeckung enthielt. Denn es kommt bei der Priorität von Entdeckungen nicht darauf an, wer eine Sache überhaupt zuerst „gesehen“ hat, sondern wer zuerst bewusst hingeblickt und sie „erfasst“ hat. Die Entdeckung des Protoplasmas war um so wichtiger, als in den folgenden Jahrzehnten klar nachgewiesen wurde (von Leydig 1857), dass die Zellwand, das „Häuschen“, bei einer Unmasse organischer Zellen überhaupt nicht existierte, so dass die ganze Zelle hier thatsächlich nichts anderes darstellt als ein formloses halbflüssiges Klümpchen „Protoplasma“. Allerdings umschliesst dieses noch einen Kern, der offenbar eng zu der eigentlichen Lebenssubstanz gehört. Von Haeckel und anderen ist behauptet worden, dass in einer Reihe von Fällen selbst dieser Kern auch noch fehlen könne, so dass als wesentlich zur Zelle überhaupt nur noch die weiche Protoplasmanasse bliebe. Ueber diesen Punkt sind aber heute die Akten noch nicht geschlossen. Was das Protoplasma selbst, ein Eiweisskörper, eigentlich ist, wissen wir heute ebenso wenig. Wussten wir es, so wüssten wir, was Leben ist. Diese Frage wollen wir aber getrost dem zwanzigsten und wer weiss

welchem folgenden Jahrhundert überlassen. Im neunzehnten Jahrhundert steht Mohls Entdeckung des Protoplasmas einseitig als ein Gipfel, auf den dieses Jahrhundert stolz sein darf.

Die Entdeckung hing bei Mohl im festen Gewebe einer überaus regelmässigen, planvollen Gesamtarbeit. Er war Botaniker wie Schleiden, der zuerst die Zelle gekennzeichnet hat. Fast nichts ist von seinem äusseren Leben zu erzählen, als dass er Professor in Tübingen war. Er stammte aus der grossen, genialen Familie der Mohls, deren Vater der bekannte Staatsminister war und in der drei Brüder ausser Hugo noch hohen Ruf besaßen. In Tübingen hat er studiert, in Tübingen ist er nach kurzer Professur in Bern Dozent für Botanik geworden und von 1835 bis 1872 geblieben. Er war ein stiller, gewissenhafter, auf sich gestellter Spezialforscher, der nicht einmal auf die Erziehung besonderer Schüler Gewicht legte. Aber es lag eben in der Zeit, dass gerade diese ganz sachgemässe, nüchterne Forschung zu den überraschendsten

Resultaten führen sollte, nachdem der Feuertgeist Schleidens den Stein überhaupt einmal ins Rollen gebracht hatte. Hypothesen waren Mohl ein Greuel. Aber wo er eingriff, da ordnete er das Alte, fand Neues hinzu und ruhte nicht, bis das Ganze eine Politur hatte, die ihm kein zweiter der Zeit geben konnte. Grössere eigene Werke hat er nicht geschrieben, ausser einer Anatomie und Physiologie der Pflanzenzelle und einer Anleitung zur Benutzung des Mikroskops. Das Mikroskop war seine wesentlichste Waffe. Was er mit ihm fand, legte er in klassischen kleinen Abhandlungen nieder. Doch hat er auch für das prächtige Reisewerk des Marius bedeutende Beiträge (über Palmen, Cycadeen, Farne) geliefert. Seine Lehre vom Protoplasma bildete noch zu seinen Lebzeiten Max Schultze in umfassender Weise fort und der gleichzeitig auftauchende Darwinismus stellte die ganze Zellenlehre in ein neues Licht. Wo man aber Schleiden und Schwann nennt, da wird auch Mohls Name in aller Ferne unvergessen sein.

Wilhelm Böttger etc.

Otto Ludwig.

(Geb. am 18. Februar 1813 zu Eisleben im Meiningischen, gest. am 25. Februar 1865 zu Dresden.)

(Hierzu Bildnis No. 196.)

OTTO LUDWIG ringt in seinen Dramen um eine deutsche Kunst und einen deutsch-heimischen Stil, um eine national-eigenartige Ausdrucksweise, die sich auflehnt gegen die hellenistischen und römischen Elemente, welche man in der klassizistisch-romantischen Tragödie Goethes, Schillers und Grillparzers und ihrer Nachahmer antrifft. Die Richtung, zu der er gehört, sucht einen engeren Anschluss an die Shakespearesche Kunst und knüpft an die Ueberlieferungen der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts an. Sie hat lange dem eigentlich herrschenden Litteraturgeist des neunzehnten Jahrhunderts widerstrebt und zählt nur wenige Vertreter: Grabbe, Büchner, Heibel und eben unseren Otto Ludwig. Erst die naturalistische Bewegung der achtziger Jahre verhalf diesem dramatischen Stil zu einem neuen Sieg und setzte das Werk der Heibel und Ludwig fort, die somit als die Väter des modernen deutschen Dramas mit angesehen werden müssen. In den vierziger und fünfziger Jahren, in welchen unser Dichter auf der Höhe seines Schaffens stand, herrschte kein allgemeineres, tieferes Verständnis für die Art und Weise seines künstlerischen Schaffens, die Zeit war ihm nicht besonders günstig, starke und lebendige

Ermunterungen erfuhr er nicht von aussen her, und das hat auf seine schöpferische Thätigkeit lähmend mit eingewirkt. Es verärrerte die scheuen Einsamkeitsneigungen seiner Natur, den grüblerischen Hang und das Insichversunkene seines Wesens, den Zweifel und die Selbstkritik. Materielle Sorgen und schwere Krankheit kamen hinzu, und so widerlegt auch Otto Ludwig die alte Fabel, dass das Genie sich unter jeder Bedingung Bahn bricht und zu seinem Ziel gelangt. An einem Ziele ist er zuletzt ja wohl angekommen, aber deutlich genug merkt man auch, dass das grosse und mächtige Talent, das ursprünglich in ihm steckte, seine Flügel nicht voll entfalten konnte. Es ist viel Zerdrücktes und Zertrümmertes in seinen Schöpfungen. Verhältnismässig wenige Werke nur sind ganz fertig geworden, vieles ist Plan und Bruchstück geblieben, und diese Bruchstücke gerade verraten mit am meisten, zu welchen Höhen er emporzustiegen im stande war, und dass er in unserer Litteratur wohl noch eine grössere Rolle hätte spielen können, als er jetzt schon spielt. Die Bescheidenheit und Schüchternheit seines Wesens machten, dass er sich mehr von Anderen stossen und treiben liess, als dass er mit festem Willen seinen Weg sich selber bestimmte. So hat er in

seinem Leben lang und viel unsicher unhergestastet. Es entwickelten sich bei ihm mehr die Kräfte eines passiven Widerstandes, eigensinnige Neigungen, zu denen gerade innerlich weiche und schwache Naturen leicht gelangen. Und seine ganze Poesie trägt denn auch den Stempel dieses eigensinnigen Wesens. Die nehmische Anschauung, dass der Charakter die letzte treibende Kraft in der Dichtung sein solle, hat Otto Ludwig am schärfsten und folgerichtigsten, aber auch am einseitigsten durchgeführt. Sein Drama ist das konsequenteste Charakterdrama, das wir besitzen, dessen letzte und radikalste Ausgestaltung. Seine Dichtung ist fast ganz aufgebaut auf dem Kampf und Zwiepsalt einer hart eigenwilligen und einer weichen gutmütigen Welt und Natur. In seinen Gestalten und Stoffen kommt dieser Widerstreit immer wieder zum Durchbruch. Und kein anderer Dichter hat so deutlich und sicher wie Otto Ludwig einen Grundzug des deutschen Volkscharakters künstlerisch geschildert, der die deutsche Geschichte vielfach so sehr, so zerrissen gemischt hat.

Er grübelt über das Rätsel des deutschen Individualismus nach, und alle seine Dichtungen handeln eigentlich von nichts anderem als von diesem eigenwilligen deutschen Einsamkeitsmenschen, von den Schwächen und Vorzügen unserer Volksseele, von ihrer Güte und Milde und ihrem quackköpfigen Sinn, von unserer Furchtlosigkeit, aber auch unserer Unklugheit, von unserem Idealismus und von unserer Beschränktheit. Seine Werke erhalten eine ausserordentlich feine Psychologie deutscher Kleinanerei und Kleinräuberei. Die engen Verhältnisse, in denen er heranwuchs, schärften seinen Blick für das Besondere derselben. Und gleich in seinen Jugendjahren litt er schon unter dem Eigensinn eines Onkels, der nach dem frühen Tod des Vaters den Knaben mehr

nach seiner, als nach dessen Façon selig machen wollte. Er verhinderte, dass der junge Otto Ludwig sich schulgerecht höher ausbilden konnte, und zwang ihn in den kaufmännischen Beruf hinein. In dem künftigen Dichter und Dramatiker erwachten zuerst starke musikalische Neigungen und mehr und mehr regte sich in ihm der Drang, sich ganz der Tonkunst zu widmen. Verschiedene Kompositionen entstanden und verschafften dem Fünf- und zwanzigjährigen ein Stipendium des Herzogs von Meiningen, damit er in Leipzig bei Mendelssohn- Bartholdy studieren

könne. Krankheit aber zwang ihn dann, von weiteren musikalischen Übungen abzustehen, und deutlicher kam es ihm zu Bewusstsein, dass seine eigentliche Begabung auf dem Gebiete der Dichtkunst liege. Es entstanden verschiedene dramatische und novellistische Werke, mit denen er sich jedoch in der literarischen Welt nicht zur Geltung bringen konnte; monatelang wanderte er vergebens von Theater zu Theater, von Verleger zu Verleger, und er war bereits ein

Vierzigjähriger geworden, als ihm mit dem „Erbforster“ der grosse Wurf gelang, der seinen Namen plötzlich bekannt machte und die grössten Hoffnungen weckte. Der „Erbforster“ und die „Malkataer“ (1854) bilden die Höhepunkte seiner dramatischen Tätigkeit; als Novellist schuf er in der düsteren und erschütternden Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ (1856) und in der feinhumoristischen heiteren Thüringer Dorfgeschichte „Die Heiterheit und ihr Widerspiel“ (1857) Musterstücke streng-realistischer deutscher Erzählkunst, während er sich in den nach seinem Tode herausgekommenen „Shakespeares Studien“ (1871) als einer unserer tiefgründigsten ästhetischen Kritiker bewährt hat. Die Krankheit, deren erste Spuren sich schon



Otto Ludwig.
Nach dem Stich von Wacker.

in seiner frühen Jugend zeigten und die ihn immer wieder in verschiedensten Formen heimsuchte, nahm seit dem Jahre 1766 den Charakter eines schweren Siechens an und raffte den Dichter schon im zweiundfünfzigsten Jahre seines Lebens hin. So klein auch die Anzahl der von ihm vollendeten drama-

tischen Werke ist, so genügten diese doch, ihm neben Heibel den Raum des bedeutendsten deutschen Dramatikers um die Mitte dieses Jahrhunderts zu sichern, wenn sich auch das Theater heute noch immer seinen Schöpfungen gegenüber sehr spröde verhält.

Julius Hart.

Johann Paul Friedrich Richter.

(Geb. am 21. März 1763 zu Wunsiedel, gest. am 14. November 1825 zu Bayreuth.)

(Harr. Bildnis No. 316.)

JEAN PAUL, oder wie er eigentlich hiess, Johann Paul Friedrich Richter, zählt zu der grossen Schaar von Schriftstellern, deren Namen zwar noch in dem Munde der Gebildeten fortlebt, deren Werke aber nur noch wenige unter ihnen aus eigener Anschauung kennen. Schwerlich dürfte sich heute noch ein grösserer Kreis von Männern finden, welche die Begeisterung teilen, die Ludwig Börne in seiner bekannten Dankrede auf Jean Paul zur Schau trägt. Denn es gehört ein gutes Stück literarischen Wissensdurstes und Selbsteinsagung dazu, um sich durch den Wust seines Zettelkramers hindurchzuarbeiten und zu den Schönheiten der Erfindung und der Innigkeit des Gefühls, die seinen Arbeiten in hohem Masse eigen sind, vorzudringen. Schadet also seine beabsichtigte Formlosigkeit, auf die er sich besonders viel zu gute that, der fortlaufenden Wirksamkeit von Jean Pauls Werken am meisten, ja lässt sie sie heutzutage bereits in ihrer Hauptmasse ganz ungeniessbar erscheinen, so darf eine gerechte literarhistorische Würdigung seiner Leistungen doch nicht vergessen, welche Verdienste er sich und die Bereicherung unserer Sprache erworben hat. Namentlich verdienen ihm die Feuilletonisten und Journalisten, die sich wie Ludwig Börne, an seinem Beispiel weiterbildeten, mancherlei geistreiche Wendungen und die Anregung zu einer witzigen Redeweise, die allerdings oft mehr blendet als den in Rede stehenden Gegenstand wirklich beleuchtet.

Als Sohn des Rektors und Organisten Joh. Christian Richter am 21. März 1763 zu Wunsiedel geboren, wuchs Jean Paul in kleinen und ärmlichen Verhältnissen auf. Er kannte die Noth und die Sorge, die er die Helden seiner Erzählungen so gern durchmachen lässt, aus eigener Erfahrung, war aber auch mit dem bescheidenen Mass von Lebensglück und Behaglichkeit zufrieden, über das z. B. sein Quintus Fixlein bei seiner weichen Empfindsamkeit in volles Entzücken gerät. Bilden so Selbsterleb-

nisse und eigene Beobachtungen aus einem beschränkten Lebenskreise vielfach den Ausgangspunkt seiner Erzählungen, so wurde diese Selbständigkeit seines Wesens durch Schullehrer und ausserlichen Zwang nur wenig getrübt. Jean Paul war und blieb im wesentlichen Autodidakt. Das Meiste, was er wusste, verdankte er der fleissigen Lektüre selbstgewählter Bücher, aus denen er sich schon frühzeitig Auszüge zu machen pflegte, so dass er bereits mit fünfzehn Jahren mehrere starke Bände davon besass. Zu seinen Lieblingschriftstellern zählte Hippel, der Verfasser der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“. Er war es, an dessen Humor Jean Paul den seinigen ausbildete, nur dass er niemals wie Hippel den Personen und Dingen, die er schilderte, naiv gegenüber trat, sondern sich überall und immer als sentimentalischer, d. h. nach Scherers trefflicher Verdeutschung als „natursehnsüchtiger“ Dichter gebürdete. „Er ist sentimentalisch d. h. natursehnsüchtig in seinem Verhältnis zur Landschaft und zur Kindheit. Er ist satirisch, idyllisch und elegisch und entfaltet so alle Seiten der sentimentalischen Dichtkunst.“ Frauenliebe spielte auch in seinem Leben und in seinen Dichtungen eine bedeutende Rolle. Er hing mit rührender Liebe an seiner Mutter, der er manches persönliche Opfer brachte, und von der er sich bis zu ihrem Tode nur vorübergehend trennte. Schon in seinen jungen Jahren übten zärtliche Empfindungen für das andere Geschlecht eine grosse Macht über ihn aus. Als er später für kurze Zeit nach Weimar kam, gewann namentlich Charlotte von Kahl einen bedeutenden Einfluss auf ihn. Ihr gemeinsamer Freundschaftsbund wurde vorübergehend verdunkelt durch seine leidenschaftliche Neigung für Julie von Krüdener und Emilie von Berlepsch. Auch in der Französin Josephine von Sydow fand er eine glühende Freundin. Die innigsten Beziehungen fesselten ihn aber an die herzogliche Hofdame Karoline von Feuchtersleben in Hildburghausen.

Er verliebte sich sogar mit ihr, konnte sich aber nicht zur Ehe mit ihr entschliessen, sondern löste kurz vor der geplanten Hochzeit den bereits geschlossenen Bund wieder auf. Erst nach längerem Schwanken brachte er seinen Herzenroman durch die Vermählung mit Karoline, der zweiten Tochter des Obertribunalsrates Maier in Berlin, zum Abschluss.

Einen besonders hervortretenden Zug seines Wesens haben wir ferner in seiner Vorliebe für die Beschäftigung mit pädagogischen Bestrebungen zu suchen. Aus ihr erklärt sich nicht nur die Tatsache, dass in so vielen seiner Erzählungen Schulmeister als die Helden erschiene, sondern sie zeigt sich auch in dem Umstande, dass das Werk: „Levana oder Erziehungslehre“ seine beste wissenschaftliche Leistung geworden ist. Das Ziel, das ihm bei seiner Ausarbeitung vor Augen schwebte, war die Heranbildung des Idealmenschen, die er einerseits durch die Wahrung der Individualität, andererseits durch die Hinleitung der schrankenlosen individuellen Freiheit und des persönlichen Egoismus zur Hin- gabe an das Allgemeine zu erreichen suchte. In

politischer Hinsicht stand er auf dem Standpunkt eines gemässigten Liberalismus. Er verlangte ein grösseres Mass politischer Freiheit auf Grund des Gesetzes, als es zu seiner Zeit in Deutschland üblich war, er bekämpfte den verjährten geistlosen Formalismus und trat für die Aufhebung der Censur ein. Sein Ideal war eine vernünftige Regelung des Verhältnisses zwischen den Fürsten und dem Volke. Besonders verhasst war ihm die deutsche Kleinstaaterei mit ihrem verschwenderischen Reichtum an Titeln, Orden und Ehrenstellen oder ihrem praktisch wertlosen Soldatenspiel nach grösseren Mustern. Dieses sein Eintreten für die Freiheit hat ihm vor allen die begeisterte Verehrung Börnes eingetragen. Noch heute dürfen wir Börne heisstimmen, wenn er sich in der oben erwähnten Demiredede vernehmen lässt: „Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, dass jedem Deutschen so grosse Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, dass man ohne Gesetze lebe, sondern dass jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut hat.“

H. A. Lier.

Achim von Arnim.

(Geb. am 26. Juni 1781 zu Berlin; gest. am 31. Januar 1831 zu Wiesendorf bei Dahme.)

(Hierzu Bildnis No. 251.)

ACHIM VON ARNIMS PORTRÄT, dessen von den Enkeln des Dichters ermöglichte Reproduktion die nachfolgenden Zeilen zum Geleitswort dienen mögen, ist 1804 in London von dem braven deutschen Maler Ströblich gearbeitet worden, demselben, der auch 1814 Wilhelm von Humboldt zeichnete. Arnim, geboren am 26. Juni 1781, war damals dreifundzwanzig Jahre alt. Die Rheinstrasse heimkehrend in sein Vaterland, schenkte er das Bild seinem liebsten Jugendfreunde Clemens Brentano in Heidelberg. Ueber dem Pulte hing es dort, an dem stehend Brentano für des Kusben Wunderhorn schrieb und dichtete. Später ging es in Bertinens Besitz über. Es wird heute in Wiesendorf bewahrt, dem alten märkischen Herrnsitze, der sächsischen Grenze nahe, wo Arnim als Gutsherr die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens gewohnt hat und wo er auch begraben liegt.

Arnim wurde nur fünfzig Jahre alt. Als Berliner von Geburt und märkischer Edelmann zugleich hat er sich stets gefühlt. Er studierte in Halle und Göttingen. Von ursprünglich physikalischen Studien ging er in Göttingen zu poetischen und literarischen

Arbeiten über. Börgers Tradition war dort noch nicht erloschen. Von der weimarischen Literaturbewegung angezogen, kam aus Jena eine Schaar junger Leute an, unter ihnen Clemens Brentano, die seine Freunde wurden. Ererbte Neigungen wirkten mit. Arnims Vater war unter Friedrich dem Grössen noch eine Zeitlang Direktor des Königl. Theaters gewesen und als solcher ein Gönner des seinen Talent befreundeten Kapellmeisters Reichardt; Arnims eigener Bruder wie seiner Mutter Bruder haben sich auch als Schriftsteller und Freunde deutscher Literatur thätig gezeigt. Goethe, dem bei seiner Anwesenheit in Göttingen die jungen Leute mit studentischer Art huldigten, war auch für Achim von Arnim damals schon der Mann, zu dem er als zu seinem Meister aufschaute. In seinen Erstlingswerken ist Goethes Einfluss unverkennbar, aber es kündigt sich in ihnen auch schon die neue Richtung an, die der Jüngling einschlug. Die Liebe zu allem Nationalen in Kunst und Glauben, Geschichte und Literatur dringt durch. Das Tüchtige der früheren Zeit soll helfen, das Schlimme in der Gegenwart zu zwingen. Er studiert und sammelt die älteren

Schütze der deutschen Literatur, um sie, nicht als Philolog, sondern als Dichter dem neuesten Bedürfnis des Tages wieder zuzuführen. Daraus beruht ein grosser Teil seiner Lebensarbeit. Die gemeinsam mit Brentano unternommene Sammlung, Sichtung und Ergänzung deutscher Volkslieder für Des Knaben Wunderhorn, 1806–1808, ist die Blüte dieser Thätigkeit. Jugendfrisch noch heute, hat das Werk der deutschen Lyrik unseres Säkulums neues Blut und neues Leben zugebracht. Wer Arnim kennen lernen will, für den ist die Lektüre des Wunderhoras, in steter Vergleichung der die Natur des Volkstiedes erschliessenden und Arnims persönliche Angaben verwertenden Recension Goethes, etwas Unerlässlich.

Ehe noch der zweite und dritte Band erschien, sank Preussen vor dem Ansturm der französischen Revolution auch militärisch und politisch nieder. Arnim machte die Flucht nach Ostpreussen mit. Als Patriot und seinem König bis ins Mark getreuer Mürker wurde er mit hineingezogen in die Arbeit, die Preussen zu der im Rückschlag gegen die Revolution zu gewinnenden Freiheit neu organisieren wollte. Mit dem Freiherrn von Stein, dem Weiterbildner des historisch gewordenen, war Arnim mitgegangen. Hardenberg dagegen, der kein prinzipieller Gegner der neuen Ideen war, widerstrebe er mit seinen Freunden in Berlin, Heinrich von Kleist und Adam Müller. Sie folgten Edmund Burke, dem Kämpfer wider die Revolution, und wehrten sich gegen die von Kouigsberg aus verbreiteten nur bürgerlich-merkantilen Ideen Adam Smiths. In seinem Roman „Armut, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores“, der durch Goethes Wahlverwandtschaften fast wie plötzlich vorgelockt wurde, hat sich Arnim vielfach über die unpreussischen Verhältnisse ausgesprochen. Kleists Berliner Abendblätter, 1810, waren das Organ, in

dem die Freunde nach oben und nach unten gegen die destruktiven Kräfte zusammenstanden. Sie kamen in unheilbaren Konflikt mit Hardenberg. Der Eintritt in den preussischen Staatsdienst war damit verscherzt. Nur die begeisterte Zeit der Freiheitskriege konnte vorübergehend den Groll zurückdrängen.

Noch in den Jahren der Noth hatte Arnim mit Clemens Brentanos Schwester Bettina die Ehe geschlossen. Mit ihr gieng er in sein Ländchen Bärwalde, nach Wiepersdorf, dessen stille Fluren und Wälder seine fromme Gesinnung entschuldigen für das, was die grosse Welt ihm einst versprochen, aber nicht gehalten hatte. Seine Poesie, sein Schauen in die Geschichte wird immer abrunderreicher und umfassender. Die erste seiner Novellen vom Jahre 1811: Isabella von Ägypten, Kaiser Karls des Fünften Jugendliebe, zeigt bereits diese Verbindung des Wunderbar-Phantastischen mit dem Wirklich-Geschehenen. In den Kronenwächtern von 1817 erreicht Arnims gesungene Kraft ihre Höhe: der Zerfall des alten Staufenreiches und sein Wiederaufbau in neuen Formen war oder sollte der Inhalt dieses ersten historischen Romanes sein; es bleibt das Bedauern, dass er unvollendet ist. Das Publikum, das seine Dichtung verstanden hätte, fehlte ihm doch zuletzt. Seine dramatischen Arbeiten, von denen ich die Beirung von Wesel auszeichne, vermochten sich in Berlin, zumal unter Hlfflands Theaterleitung, die Bühne nicht zu erobern. Gung aber auch an ihm die Masse achlos fast vorüber, so fühlten doch die Besseren neben ihm und nach ihm seinen Wert als Mensch und Dichter. Arnims Bedeutung liegt für uns heute in dem, was er als Poet für die historische Strikung unseres Volkslebens gethan hat. Savigny schuf die historische Rechtswissenschaft. Jacob und Wilhelm Grimm gründeten die historische Sprach- und Literaturwissenschaft. Es erscheint wie höhere Notwendigkeit, dass diese Männer Arnims Freunde waren.

Reinhold Steig.

*Bettina von Arnim.

(Geb. am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M.; gest. am 30. Januar 1859 zu Berlin.)

[Hierzu Bildnis No. 222.]

BETTINA erscheint auf dem beigegebenen Portrait, dem ein (bisher nicht veröffentlichtes) Medaillon zu Grunde liegt, in dem Jahren, wo sie eben Frau von Arnim geworden war. Es giebt viele Porträts von ihr, aus ihren Mädchenjahren sowohl wie aus späterer Zeit. Keins von ihnen erreicht den Grad von Anmut und Lieblichkeit, der das Medaillon aus-

zeichnet: einer ihrer Enkel hat ihr Bild danach in Pastel gemalt.

Bettina war die jüngere Schwester Clemens Brentanos, 1785 in Frankfurt am Main geboren. In ihrem Vaterhause wuchs neben ihnen eine Schar von Geschwistern auf, alle mit wunderbaren Gaben und dem Willen, sich ihrer ungestört zu erfreuen,

ausgestattet. Ihr Vater war ein aus Oberitalien fremd zugewandter Kaufherr, ernst und fest auf den Erwerb bedacht. Die deutsche Mutter eine Tochter Sophiens von Laroche, der der Gang ihrer Lebensschicksale zu Wieland, Goethe, Herder und allen, deren Name in der Litteratur damals galt, eine Stellung gegeben hatte, die man achtete. Der jugendliche Goethe sah Maximiliane von Laroche in Ehrenbreitstein und wurde der Gast ihres Hauses in Frankfurt, nachdem sie Peter Brentano geheiratet hatte. Ihre Kinder wussten es nicht anders, als dass Goethe auch ihnen gleichsam zugehöre. Bei seiner Mutter war Bettina wie zu Hause. Da erzählte die Frau Rat mit stolzer Freude von ihrem Sohne in Weimar. In seine Werke versenkte sich Bettina. Wie hat sie, fast ein Kind noch, über Wilhelm Meister sich geäußert! Sie besuchte Goethe 1807, und einigemal später noch, in Weimar. Briefe schlossen sich für die nächsten Jahre daran. Bettina war es, die Goethes Entschluss, sein Leben zu schreiben, durch ihre Beihilfe zur That werden liess. Ihrer Art, die Personen und Dinge zu nehmen, standen anfanglich am nächsten ihre Freundin Karoline von Günderode und ihr Bruder Clemens. Durch Clemens' Freundschaft trat Achim von Arnim neu hinzu. An den Heidelberger Werken der beiden, dem Wunderhorn und der Linsederzeitung, nahm sie ihren Teil, und von den Brüdern Jacob und Wilhelm, Grimm, seit jenen Tagen ihr befreundet, wurden ihr die Mithosen zugeeignet.

1810 kamen die Geschwister Brentano durch ihres Schwagers Savigny Berufung nach Berlin. Bettina wurde im nächsten Frühling Arnims Frau. Sie hat Freud und Leid mit den Ihrigen getragen und die segensreichen wie schweren Pflichten einer mütterlichen Gutsheerin auf sich genommen und erfüllt. Immer aber sich blieb sie Arnim, ihn verstehend und befühlend, geistig zur Seite. Seinen Kronenwächtern ist niemals eine intimere Erschliessung des poetischen Gehaltes zu teil geworden als in Bettinas einsamer, von Wilhelm Grimm im stillen bekannt gegebener Niederschrift. Wie leben und wogten die Erinnerungen in ihr; wie sehnten sich die ihr mit Macht zuströmenden Ideen nach literarischer Gestaltung und Bethätigung. Viele Blätter ihrer Hand, meist noch ungedruckt, sprechen es ergreifend aus. Aber schriftstellerisch trat sie noch nicht hervor. Erst als ihr Gatte nicht mehr lebte, entsanden unter ihrer Hand die Werke, die ihren Namen im Fluge durch die Massen trugen. 1835 erschien als erstes „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“.

Bettina hat es selbst gesagt, in welcher Absicht sie diesen Titel wählte. Sie wollte vor dem Publikum

weder als ein Kind erscheinen für die Zeit, in der sie wirklich mit Goethe Briefe wechselte, noch gar als ein Kind für jene Jahre, wo sie als gereifte Frau, auf den Grund der wahren Briefe gestützt, ihre Gedanken und Erinnerungen über Goethe in Sprache zu fassen sich entschlossen hatte. Sondern geistig fühlte sie sich ihr Lebenslang als ein Kind Goethes, dem sie allen Besitz zu danken habe. Es liegt, wenn man will, etwas Poetisch-Mystisches in dieser Kindschaft Bettinas Goethe gegenüber. Wie ihr Goethe-Monument, an dem sie seit Jahren damals formte, sollte auch ihr neues Schriftwerk eine Apotheose Goethes sein. Das ist ihr im Sinne eines Künstlers gelungen. Und ebenso hat sie in den nun folgenden Werken, die „Die Götterode“ und „Clemens Brentanos Frühlingstraum“ heissen, die Jugendgestalten der Freundin und des Bruders nachgeschaffen.

Die Stille der Goethischen Epoche ging damals zu Ende. Fragen des Tages und des öffentlichen Lebens wurden allerorten und mit lauter Stimme behandelt. Schriftstellerei und Poesie nahmen politische Farbe an. Auch Bettina trat, ihrer Natur gemäss immer das Neueste ergreifend, mit ihrem Buche an den König in diese Bewegung ein. Sie erhob darin, ohne Menschenfurcht nach oben und nach unten, ideale Forderungen, die sie für sich mit dem Aufgab ihrer Kräfte in die That umzusetzen strebte. Ihr Einfluss reichte weit. Wie viel, das kaum oder gar nicht möglich schien, hat sie bewirkt! Die Jugend, an die sie sich begeisternd wandte, hielt begeistert wiederum zu ihr. Ihr Wort, ihr Brief zündete und lockte verborgene Fähigkeiten zu Keim und Blüte. Vielen bedeutenden Menschen unseres Jahrhunderts, aus allen Gebieten des höheren Geisteslebens, ist die Wirkung ihrer Schriften oder die persönliche Begegnung mit ihr zum grossen Ereignis ihres Lebens geworden. Um nur Wenige zu nennen: Der jugendliche Emanuel Geibel hat den Dank für das, was er ihr schuldet, in Sätze voll dichterischen Schwunges ausgeströmt. Und vorn in einem Exemplar seiner „Venus im Exil“, das ich verwahre, stehen von der Hand des noch nicht dreissigjährigen Robert Hamering die Widmungsworte:

Der edelsten, geist- und gemüthvollsten
ihres Geschlechts
Frau Bettina von Arnim
zum Zeichen wahrster Verehrung
und Huldigung.

Das war 1828. Ein Jahr später schied Bettina aus diesem Leben. In Wiepersdorf, bei ihrem Gemahl, ward sie bestattet.

Reinhold Steig.



Goethe.

Geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt a. M.,
gestorben am 22. März 1832 zu Weimar.

(Hierin die Edition Nr. 145—146.)

WOLFGANG VON GOETHE ist am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren worden. Seines Vaters, des kaiserlichen Rates Caspar Goethes Familie war im 17. Jahrhundert in die Stadt eingewandert und dort langsam emporgeskommen, die der Mutter Elisabeth Textor gehörte zu den angesehenen Geschlechtern, aus denen Bürgermeister gewählt wurden. Die Frau Rat war jünger als ihr Mann und hat ihn als berühmte Mutter des berühmten Sohnes bis in unser Jahrhundert hinein überlebt. Sie war ebenso frisch von Natur als selbstständig im Urteil und ihr Leben ist von begeisterten Biographen geschildert worden.

Wolfgang Goethe, später von Goethe, hat keine öffentliche Schule besucht, sondern ist von seinem Vater für die juristische Laufbahn sorgsam vorgebildet worden. 1765 ging er nach Leipzig, neben Göttingen der glanzvollsten deutschen Universität, denn Stolze des damals noch unverzerrten sächsisch-polnischen Königsreiches, wo Gellert, Gottsched und, als jeweiliger Gast, Lessing in der Blüte ihres Einflusses standen. Die zweite Universität, auf die sein Vater ihn sandte, war Strassburg. Dort hat Goethe den juristischen Doktor gemacht. Nach Hause zurückgekehrt, begann er als Advokat zu praktizieren, wobei sein Vater den stillen Rechtsbeistand spielte, arbeitete im nahen Wetzlar einige Zeit am Reichskammergericht, hat 1775 dann aber für immer Frankfurt verlassen und, in den sächsisch-weimarschen Staatsdienst übertretend, sein langes Leben in Weimar verbracht, wo er am 22. März 1832 gestorben ist. Der Geheimrat von Goethe, obgleich den wirklichen Staatsdienst schon früh scheinbar aufgebend, ist bis zuletzt neben dem Herzoge der höchste mitregierende Staatsbeamte geblieben. Mit seinen beiden Ehen ist die Familie 1885 aus-

Wäre Goethe nicht unser grösster Dichter, so würde er als für den öffentlichen Dienst besonders begabter, unermüdet sich betätigender, glücklich eingreifender hoher Beamter nach späteren Generationen verehrungswürdig dastehen. Stets hat er die zu verrichtende amtliche Arbeit als die ihm zunächst obliegende, dem Range nach als die höchst angesehen, und was er übrigens thut und dachte neben ihr ohne weiteres zurücktreten lassen. In den wenigen Pausen, wo dies nicht geschah, hatte er Urlaub gefordert, aber es wurde auch innerhalb dieser freien Zeiten die eigentliche Hauptarbeit, für die er verantwortlich war, niemals aus den Augen gelassen. Er war der Vertraute und erfolgreiche Freund und Berater des herzoglichen Hauses und ist von diesem als solcher geliebt und geehrt worden. Sein mit dem des Herzogs Karl August von Weimar verflochtenes Leben bietet eines der schönsten Beispiele selbständiger gegenseitiger Anerkennung von Fürst und Staatsdiener innerhalb der hierarchisch gegebenen Schranken. Ohne Zuthun einer Partei hat Goethes Einfluss allmählich sich in Deutschland und endlich über die Welt sich verbreitet, und eine Verminderung dieser, man kann jetzt sagen, „Herrschaft“ ist nicht vorzusehen. Den Ruhm, aus eigener Kraft ohne ihn umgebende oder gar von ihm geleitete, momentanen Rufen ihm zuarbeitende, Helfers-helfer durch's Leben gegangen zu sein, teilt Goethe mit vielen deutschen Männern hoher Stellung. Ihn besonderes Lob aber gebührt ihm: Goethe ist vorbildlich geworden in fast allem, was er gethan hat.

Die Dichterlaufbahn Goethes beginnt mit seinen Kinderjahren und schliesst mit seinen letzten Tagen ab. Wir kennen sein Leben genau und alljährlich kommt Neues zu Tage, das unsere Kenntnis ver-mehrt. Wir wissen über Goethe mehr als über

irgend welchen anderen Schriftsteller, und hierdurch gewinnt seine Lebensgeschichte eine über seine Person selbst hinausgehende Wichtigkeit. —

Vergleichen wir, was die Entstehung anlangt, Goethes Werke mit denen anderer Dichter. Ueber den Ursprung der homerischen Gedichte haben wir keine Nachrichten. Weder wer sie ersann, noch in welchen Zeitabschnitten sie fertig wurden, ist fest überliefert worden. Mehr ist von den athenischen Bühnendichtern bekannt: sicher dürfen wir wenigstens annehmen, dass sie zu bestimmten Zwecke, für ein bestimmtes Publikum zu bestimmten Zeiten geschrieben haben. Dasselbe steht fest bei Shakespares, noch nachweisbarer bei den französischen grossen Bühnendichtern, deren Lebensgeschichte nicht so im Dunkeln liegt, dass wir den geistigen Hergang bei der Entstehung ihrer Werke nicht verfolgen könnten. Für wen aber hat Dante gedichtet? Wie ist er bekannt geworden? Nach seinem Tode erst wurden seine Werke Hoch und Niedrig in Florenz vollständig zu Gehör gebracht. Freilich lauten sie so als habe er das vorausgewusst, er redet seine Vaterstadt an, als müsse jeder von seinen Mitbürgern ihn hören, aber wir vermuten mehr als wir wissen. Ganz andere Klarheit waldet bei Schiller. Er schrieb nicht bloss für seine eigene innere Befriedigung, sondern zumeist für die seiner Zeitgenossen, deren Beifall er im Geiste vorausvernahm.

Und nun Goethe! Es dürfte in der Uebersetzung gesagt werden, von den ältesten Gedichten seiner Jugend bis zu den letzten seines letzten Jahres sei über jedes Wort Rechenschaft zu geben, das er niederschrieb. Bei ihm machen wir die sichere Beobachtung, dass alle seine Gedichte, mit geringen Ausnahmen, nur zur eignen Befriedigung gleichsam von ihm erdummen wurden und dass, sobald dieser Zweck seine Erfüllung gefunden, dem Hauptinteresse des Dichters an den Schicksalen seiner Verse genug gethan war und er sie fürs erste liegen liess. Goethe hat als Dichter sein langes Leben hindurch meist nur mit sich allein im Verkehr gestanden. Viele Aeusserungen, die er selbst oder die Andre thaten, bestätigen dies. Als ein Mann von grenzenlosem Reichtum an Gefühl und Gedanken, mit der höchsten Gabe vom Schicksal beschenkt, sein geistiges Leben in Worte zu fassen, war er zugleich mit so starker Gleichgültigkeit gegen das Urteil seiner Zeitgenossen begabt, dass wir bei Betrachtung seines Lebens von dieser Seite ihn meist als in Einsamkeit versunken vor uns sehen. Dies wieder ist der Grund, warum die Erforschung seines Lebens als eines unergründlichen Problems so grossen Reiz auf uns ausübt und jeder von seiner Hand geschriebene Vers als ein inhaltsreiches Monument gleichsam für die grossen und kleinen Epochen

seines fortschreitenden Daseins gilt; auch der Grund, weshalb die Biographien Goethes so verschieden gestaltete Darstellungen seiner Entwicklung bringen. Denn jeder, der sich mit Goethe beschäftigt, wird seine eigene individuelle Stellung zu ihm einnehmen und diese als die richtige, massgebende ansehen.

Goethes Werke teilen sich wie die aller grossen Künstler in solche, welche des Dichters Geist am vollsten zu erfüllen scheinen, und in die übrigen, die in geringerer Masse Zeugnis dafür ablegen, dass sie von ihm herstammen. Um Goethes Hauptwerke wird es sich für die handeln, welche nicht alles von ihm lesen können. Gedruckt sind bereits über 6000 Briefe Goethes und von seinen gesammten Werken in der Weimarer Ausgabe 81 Bände. Im ganzen werden deren etwa 150 erscheinen. Unmöglich diesen ungeheuren Vorrat in sich aufzunehmen.

Goethes erstes Werk, das ihm Rang und Namen gab, ist Götz, oder, wie er zuerst schrieb, Gottried von Berlichingen. In den früheren Dichtungen und Schriften jeder Art, welche dieser, wie Goethe sie nennt, dramatisierten Geschichte vorausgehen, lässt sich der Einfluss der verschiedenartigsten Vorbilder erkennen: es ist, als habe, was er irgend kennen lernte, ein Echo aus ihm hervorgehört. Für Götz war Shakespear das ihm erregende Vorbild. Nicht aber der von der Bühne ihm entgegnetende Dichter, sondern der aus der Lektüre auf seine Phantasie wirkende Shakespear. Goethe hatte Götzens selbstverfasste Lebensgeschichte gelesen und suchte in Personen und Landschaft die Welt des Jahrhunderts zu schildern, das sich ihm hier aufthut. Ohne Shakespear hätte er die literarische Form dafür nicht gefunden. An das Theater dachte Goethe zunächst nicht. Die Wirkung des Stückes von der Bühne herab hat erst spät begonnen; gelesen wird es noch immer unfehlbarer als gesehen. Goethes Kraft, das Landschaftliche mit dem Persönlichen zu verbinden, verleiht der Dichtung dauernde Frische. Diese Schilderungen, Land und Leute als Eins genommen, sind zu einem Stück deutscher Geschichte geworden. Obgleich die Entstehung des Dramas weit in das vorige Jahrhundert hineinreicht, ergreift es uns unmittelbar, als könne es heute entstanden sein.

Grosser noch war der Erfolg von Werthers Leiden. Hatte Goethe im Götz den Mitleidenden die Bilder vergangener Tage vorgehalten, so gab er hier der Gegenwart ihre eignen Probleme. Werther hat Goethes Lebensschicksal begründet. Durch ihn erwartete er sich die Verehrung des Herzogs, trat er in die Weimarer Hofgesellschaft ein und wurde er dem Auslande bekannt. Diese beiden Schöpfungen repräsentieren seine erste, auf dem Frankfurter Dasein beruhende Jugendzeit.

Von 1775 ab datiert Goethes neue Entwicklung, die sich in Thüringen, auf fremdem Boden gleichsam, vollzog. Was er hier gedichtet hat, bekundet eine neue Kultur seines Geistes. Er suchte in Süddeutschland Begonnenes zu vollenden und begann Neues zögernd und im Hinblick auf die jetzt ihn umgebenden Lebensverhältnisse. In die Gesellschaft neu erworbener, früher ihm fremden Kreise angehöriger Freunde sah er sich versetzt, denen gegenüber sein Auftreten schüchterner sein musste als es in Süddeutschland gewesen war. Wir verfolgen das damals sich abspielende, gleichsam prähistorische Dasein von Dichtungen, die Jahrzehnte später erst die heute von Anfang an scheinbar feste Form empfangen, und doch bis zu fünfzig Jahre hindurch hatten. Faust in der älteren Gestalt, Iphigenie und Tasso glitten am deutschen Publikum jener Zeit fast unbemerkt vorüber. Beinahe zwanzig Jahre hindurch hat das Weimarerische Beamtentum Goethes Gestalt als die unseres Lieblingsdichters beinahe unerkennlich gemacht: erst als Schüler ihm und er Schüler nahe trat, begann die neue Epoche, die den Goethe unseres Jahrhunderts vorbereitete, den, als Schüler in den Tagen höchster Energieentfaltung plötzlich ausgenommen ward, nun als der Goethe neu eintritt, den das 19. Jahrhundert den seinigen nennt. Als Goethe 1808 seine Werke neu herausgab, die längst vorhanden, doch fast als abgetane Bemühungen galten, lieferte er in ihnen die Basis der hohen Gestalt, als die er von nun an über das deutsche Volk emporragt.

Eingeleitet ward diese neue Epoche durch den Übergang Goethes von der Nachahmung Shakespeares zu der der antiken Kunst, Poesie wie Plastik, sowie der Kunst und der Kultur der Italiener im 16. Jahrhundert. Durch heimliche zweijährigen Aufenthalt in Italien, Ende der achtziger Jahre, war bewirkt worden, dass er seiner künstlerischen Natur größere Rechte wieder einzuräumen begann, als in der ersten Weimarer Zeit möglich war. Er betrachtete die Welt, die geschichtliche wie die der Gegenwart, von höherem Standpunkte aus. Das Hineinleben in diese neue Weltanschauung betrieb er dann mit Schiller gemeinschaftlich. In diese Tage der Hingabe an die Antike fiel die Uebersetzung Homers durch Voss und in Frankreich der vollendete Durchbruch des Übergangs der Kunst zur Antike. Am das letzte Ende des 18. Jahrhunderts, zu Schillers Lebzeiten noch, entstand diejenige Goethesche Dichtung, in der er zum erstenmal in bewusster Kraft sich unmittelbar an das deutsche Volk wendet: Hermann und Dorothea, der Krieger eines gereiften Meisters, der sich seines Ziels bewusst ist. Als abgerundetes Kunstwerk betrachtet, ist dieses Gedicht bis dahin Goethes höchste Leistung

gewesen und er beurteilte es selbst so. Es stelle ihn als im poetischen Schaffen übermächtigen Dichter an der Spitze einer Schule jüngerer Kräfte, die einen Herrn suchten. All diese Jüngeren, die unter sich nur geringen Zusammenhang hatten, die aber, weil sie sichtlich erkannten, dass Goethe ihnen über sei, einen Anschein von Zusammengehörigkeit annehmen, nennen wir heute mit einem Gemeinnamen, der etwas Zofliches hat, die Romantische Schule.

Durch seine Hingabe an die Kunst und Dichtung der Griechen, sowie der Römer und der Florentiner des Cinquecento, von welchen die antike Kunst neu belebt wurde, sowie durch die von jenen Romantikern ausgehende Anerkennung, die als die Jüngerer zu ihm aufblickten, ist Goethe zu der Machtstellung in Deutschland emporgehoben worden, die er bis zu Ende seines Lebens bewahrte. Die Hauptwerke seiner schriftstellerischen Tätigkeit in diesen Zeiten bis zum natürlichen Abschlusse seiner irdischen Arbeit sind der früh begonnene, endlich aber nun abgeschlossene Roman „Wilhelm Meister“, dessen anfangliche Gestaltung dankt ist, „Die Wahlverwandtschaften“, „Der Westfälische Diwan“ und die Darstellung von Epochen seines eigenen Lebens, bestehend in „Wahrheit und Dichtung“, „Italienische Reise“, „Französische Campagna“ und „Belagerung von Mainz“. Herausgegeben wurde, solange Goethe lebte, nur das von ihm zum Druck Bestimmte, und es waren, als er 1832 starb, seine Hauptwerke bekannt und sein Ruf berühmt auf ihnen. Nun fing sein Nachlass an zu erscheinen, und es ereignet sich in den sieben von da bis heute sich folgenden Jahrzehnten, dass die ausserordentlichste von seinen Dichtungen, der fast bis zu seinem Tode unvollendet gebliebene Faust, nach seinem Tode erst völlig bekannt wird, und Goethe als Dichter des Faust jetzt erst die Stellung einzunehmen beginnt, die ihm einen Platz unter den höchsten menschlichen Erscheinungen anweist. Soweit ist es gekommen, dass Goethe als Schöpfer des Faust über den wechselnden Zeiten auf gleicher Höhe mit Shakespeare als Dichter des Hamlet und mit Homer als Sänger der Ilias genannt wird, während die anderen Werke dieser drei Dichter als Nebensachen gelten. Heute erst, wo der Weltmenschen Goethe entsteht, hängt die gesamte Menschheit an, den Faust zu lesen. Goethe allein hätte, seiner Zeit voraussehend, unsere lange nach seinen Tagen anbrechende gemeinsame Völkerexistenz und schuf für sie sein schönstes Werk. Faust enthält die Vorstufen der heute beginnenden neuen Menschheit als in sich verbundener Erdenbewohner, zeigt unser eigenes bis auf den heutigen Tag doch nur prähistorisches Dasein und unsere Zukunft. Die bloße Existenz dieses Gedichtes, verbunden mit

Shakespeares Hamlet, verbürgt Deutschen und Engländern die Weltherrschaft für die Jahrhunderte, die, kommender Zeit, noch unter dem Banne dieser beiden Werke, bald auch in böhmensässiger würdiger Gestalt, stehen werden. Goethe und Shakespeare werden für die zukünftige Welt sein, was Homer und Aristoteles für die vergangene gewesen sind: der Inbegriff der dichterischen Kraft und der Lebensweisheit. Fausts erster Teil repräsentiert jugendliches menschliches Dasein in Schönheit und Genuss, der zweite den Anblick des wickenden reifen Lebens in That und Betrachtung.

Der erste Teil findet zahlreichere, hingebendere Leser, der zweite verständnisvollere. In den aufeinanderfolgenden Akten des zweiten Theiles sucht Goethe alles, was dem vorwärtsstrebenden Manne an inneren und äusseren Erlebnissen begegnen kann, so zu ordnen, dass sie gleichsam einen prachtvollen abwechslungsreichen Festzug bilden, Faust will alles mitdurchmachen, und wir erleben in bunter Reihe was dem Menschen erlebbar ist: im ersten Mannesalter, im höheren, im höchsten. Er will die Welt durchschauen; er will am Hofe des Kaisers ausschlaggebende Worte sagen und Dinge thun; er will den Krieg kennen lernen; er will die Liebe der schönsten und vornehmsten Frau geniessen; er will alle vergangenen Zeiten kennen lernen und im höchsten Altertum wie in der Renaissance mitten drin selbst wohnen: in dem Chaos, dem die antike Welt sich erwand, will er persönlich als moderner Tourist umhersteigen; in den Tagen, wo Venedig und Rom am Mittelmeere die Herrschaft führten, will er seine Rolle spielen; und nachdem er, unter der oberherrschäftlichen Leitung des Mephisto, der ihn doch nur die Neugier stets neu erregte und ihn nie ganz sättigte, immer Unmöglicheres verlangt hat, fühlt er als letztes Begehren: sich von diesem unfruchtbaren Tuschenspieler zu befreien. Er verlangt eigene Arbeit, das „Schaffen“ im heutigen Sinne und das Sichloswinden von aller Kritik überhaupt, die auf un-nützem, doch nur hemmendem Respekt vor dem beruht, was nun einmal vergangen ist und dessen Blüte keinen vollen Frühlingsamen mehr gewährt. Dieser Akt der Befreiung ist das Höchste, was der moderne Mensch zu fassen fähig ist. Voraussetzungslos wie Adam möchte man in eine frische Welt treten. Das ist Fausts letzte heisse Sehnsucht. Die Schloss-scenen des zweiten Theiles des Fausts beginnen ihren Einfluss auf die Menschheit heute erst zu entfalten. Welcher Philosophie man hingeehen sei, welche Religion man bekennet: diese Scenen werden jeden beruhigen, wie sie Goethe selbst einst, als er von der Welt Abschied nahm, beruhigt haben. Er sagte, dreissig Jahre habe er, ehe er ihre letzte Gestalt feststellte, sie in sich getragen.

Mit Faust in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung vergleicht heute im stillen jeder sich selbst. Kein Leser germanischen Blutes kann sich Faust und Goethe fremd fühlen. Ununterbrochen aber auch werden neue Uebersetzungen Fausts unternommen in alle Sprachen der hoher stehenden Völker, Ich könnte mir keine Gemeinschaft von Menschen denken, in die sich nicht ein Exemplar dieses Gedichtes verirrt und bei denen nicht ein Uebersetzer sich still an die Arbeit machte. In Deutschland erscheinen ununterbrochen neue Ausgaben und neue Eckklärungen des Faust. Kein Stammbaum ist so gründlich untersucht worden als der Fausts. Und doch ist sein sichtbarer Adel noch sehr jung. Goethe ist Fausts Vater. Alle herausgeklügten Vorfahren dieser Gestalt sind inhaltslose Gestalten. Keins von Goethes Kindern ist mit solchem Gefühl innerster Ergriffenheit aufgenommen worden als Faust, von den ersten Tagen seiner Geburt an, keine seiner dichterischen Schöpfungen hat sich so völlig von ihm befreit. Faust existirt für sich, wie ein Stern für sich durch das Weltall rollt. Faust erscheint als eine von der Goethes beinahe getrennte Persönlichkeit. Er steht neben, ja über Goethe als Produkt des germanischen Volkes. Hamlet beginnt dieses Forsichbestehen zu verlieren: Achill und Hamlet erscheinen heute bereits zu sehr als die geistigen Produkte früherer Zeiten, Faust beruht als von Goethe abgelöst auf moderner eigener Kraft. Ich nannte Faust Goethes Sohn: richtiger noch wäre, den Gedanken so zu wenden, dass Goethe Fausts Vater sei, wie Goethes eigener Vater doch auch in zweiter Linie steht neben seinem grossen Sohne. Faust ist der Vertraute der Menschheit. Faust scheint Antwort zu geben auf alle Fragen der philosophierenden Neugier, in allen Lagen gekühler Herzensnot, in allen Bedenken verworrener Politik. Er ist der Ratgeber für die Probleme des wendenden Daseins, Gegenwart und Zukunft zusammengenommen. Welches andere Buch erschiene uns denn als auch für die Zukunft massgebend? Ausgenommen das Neue Testament.

Und nun suchen wir nach den äusseren Umrisslinien dieses Weltcharakters?

Faust ist ein Universitätslehrer mittleren Ranges. Ein grüblerischer Mann ohne Erziehung, ohne Individualität, ohne Berühmtheit. Die Bürger der Stadt ehren ihn. Aber er geht herum, wie heute jemand, von dem wir nicht einmal wissen, ob er etwas drucken liess. Sein einziger sichtbarer Genosse, Wagner, ein eingerosteter Privatdozent. Dann tritt Mephisto ein, der maskierte Teufel in Gestalt eines heruntergekommenen Magisters. Dann eine Fülle schattenhafter, scheinbar historischer Gestalten aus allen Jahrhunderten. Endlich blosse Gespenster. Zu wirklichem Thun

kommt es nie bei Faust. Von phantastischem Dasein umwoben und beherrscht bringt er es zum äussersten Alter. Ohne Freund, Familie und herzlichen Anhang, äusserlich ein sehr wohlhabender Mann, stirbt er endlich plötzlich dem Tode, aber erst, nachdem er bis in die Tiefen alles dem menschlichen irr umherschweifenden Geiste Erreichbare ausgeschöpft hat. Emporgetragen wird zuletzt, was Unsterbliches an ihm ist, zu neuen Erlebnissen, die Goethe nach dem nicht zu berühren wagte, als er uralte die letzte Sterbeszene Fausts zum letztenmale niederschrieb.

Den realen Inhalt des ersten und zweiten Teiles des Faust zu geben, hiesse Goethes innerste Erlebnis in symbolischer Form schreiben. Er selbst musste sich künstlich in Erinnerung der Tage später zurückversetzen, in denen er als Student die Abbild des eigenen Daxius zu dichten unting. Er hat nie geglaubt, dass er damit im gemeinen Sinne „fertig werden könnte“. Die Arbeit daran hat ihn durch alle Lebensalter begleitet. Wer Faust in sich aufgenommen hat, kennt Goethe besser als der, dem stümliche akademisch zu belegenden Ereignisse seines sichtbaren irdischen Lebenslaufes gegenwärtig wären. Der erste Teil des Faust enthält die letzten Zeiten vor Weimar: die Jugend des erst beginnenden Menschen, der zweite in naturgemässen Abschnitten das Mannesalter: das allmähliche Emporwachsen aus beschränkten Kreisen zu immer weiteren Wirkungen, der letzte Akt zeigt den bedingungslos auf sich selbst gestellten ausgelebten Greis, wie das Dasein heutiger Gegenwart und Zukunft energische, gewaltige Männer an die nasserste Grenze des Irdisch-Möglichen leitet. Der Uebergang des Menschen in das Reich des Unbedingten ist schöner und eindringlicher nicht darzustellen als in Fausts letztem Monologe, wie er, des Lebens „höchsten Augenblick“ erlebend, dem ersten eines neuen Daseins beginnt. Wo er, wie Shakespeare sagt, die Küste erreicht, von der keine Rückkehr ist; wie Dante sagt, das Antlitz Gottes als das eines „Mannes“ erblickt; wie Homer sagt, in das Reich der Schatten eintritt, die keiner Veränderung mehr fähig sind. —

Neben Goethe, dem Dichter des deutschen Volkes, dem Freunde Herders und Schillers — die beiden einzigen Männer, ohne deren successiven Lebens-einfluss Goethes dichterische Entwicklung nicht zu denken ist — dem Diener Karl Augusts von Sachsen, dem er im Sinne des Caesar und Tacitus ein treuer „Ambact“ gewesen ist — geht nebenher Goethe als Naturforscher und Geschichtsschreiber. Hier beruht er ohne Einfluss von irgend einer Seite erfahren zu haben auf sich allein.

Als Gelehrter hat er das Eigentümliche gehabt, dass ihm weniger darum zu thun war, da weiter-

zubauen wo Mitlebende begonnen hatten, so dass er als Machthaber eingetreten wäre wo sie entweder forgingen oder gar von ihm verdrängt worden wären, dass er vielmehr wie zufällig aus eigenem stillen Drange Vorgänge der Natur beobachtete, die ihn gerade zur Betrachtung reizten. Fund er Widerspruch, so trat er gern abwartend zur Seite. Er gehörte keiner Schule an, man behandelte ihn, wo er mit Schulen zusammentraf, als Dilettanten oder als sei er nicht da. Heute erst zeigt sich, zwei Generationen nach seinem Tode, dass er als Naturbeobachter und als Geschichtsschreiber unvergänglich Richtiges gesehen und beschrieben, beurteilt und eingereicht hat, so dass nach beiden Seiten hin sein Rang ein immer höherer wird. Heute treten an die Stelle herrschender Völker herrschende Rassen, und Goethe, der es voraussah, gehört auch im naturwissenschaftlichen wie im politischen Sinne nun zu den führenden Geistern. Wir erkennen, in welchem Masse er über die Zeiten, in die seine Lebensstage fallen, sich erhob. Die Statuen, die ihm an immer mehr Stellen errichtet werden, sind auch von dieser Seite her betrachtet Symbole des sich befreienden Geistes der Menschheit. Auch die Darstellungen seines Lebens gehen von der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der erdbewohnenden Menschen aus. Denn heute beginnen diese, dies muss wiederholt werden, Goethe kennen zu lernen und zu verehren, soweit sie sich von Deutschland entfernt sind. Als fühlten sie voraus, was sie ihm einst verdanken werden. —

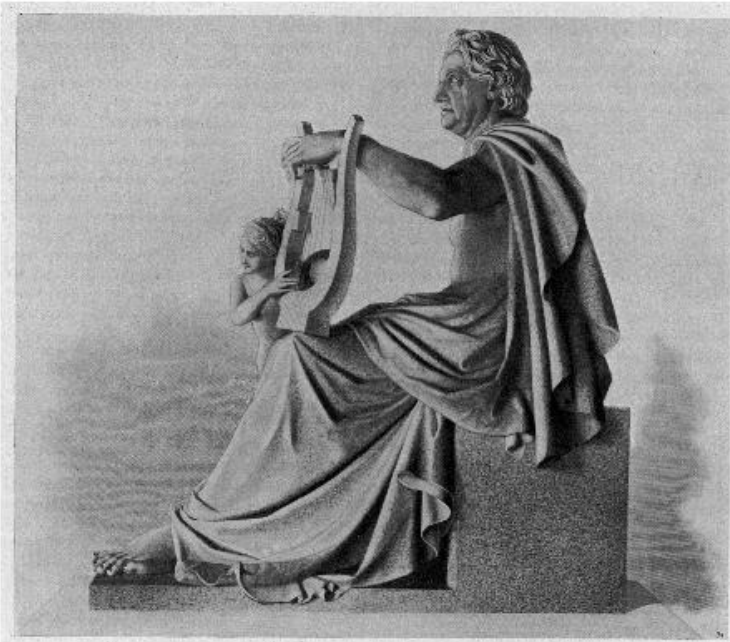
Aus den verschiedenen Lebensaltern Goethes von seiner Kindheit ab haben wir Porträts, über die man sich aus Büchern belehren kann. Der gesamten Reihe sind hier die entnommen, die Goethe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weherschreitend darstellen.

Das erste Bildnis hat May im Juli 1779 gemalt. Goethe dichtete damals Iphigenie in ihrer frühesten Gestalt. Als er dem Künstler ausa, war Wieland zugegen, der seinen Oberen vorlas, sein bestes Werk, das Goethe als eine der herrlichsten Dichtungen pries. Diese Zeiten sind die schönsten gewesen, die Goethe in Weimar erlebt hat. Es fehlten wenig Tage an seinem dreissigsten Jahre.

Das zweite Bildnis hat im Mai 1787 Tischbein in Rom gemalt. „Das Alter kommt“, schrieb Goethe damals von dorther. Das erste Jahrzehnt der Weimarer Zeit war vorüber. Diese römische Zeit bildet den zweiten Höhepunkt der geistigen Entwicklung Goethes. Aus ihr haben wir noch ein Porträt von der Hand der damals berühmten, Goethe befreundeten Angelica Kauffmann. Seinen Briefen entnehmen wir, dass diese Arbeit von ihm als verunglückt

angesehen wird. Glücklicher war in der römischen Zeiten der schweizerische Bildhauer Trippel mit einer Büste Goethes, die in verschiedenen wohlzuunterscheidenden Wiederholungen noch immer populär ist, bereits aber auch, der Wahrheit gemäss, als ein zwar angenehmer, aber seinen Reiz verlierender Versuch gilt, Goethes Kopf im Sinne des antiken Apollotypus zu verallgemeinern.

vom ersten Eintritte in Weimar an nahe treten durfte. (Die Silhouette, die in die ersten 60er Jahre fällt, stellt Goethe und seinen Schüler in diesem Verhältnisse einander gegenüber.) Das vierte Bildnis, die Marmorbüste Rauchs vom Jahre 1820, überspringt zwei Jahrzehnte. Wohl das beste Werk, das Rauch in dieser Richtung geschaffen hat. 1828 hat er Goethe noch einmal in



Goethe.
Nach Büste von Antons Büchtemann angez. von Stralendor.

Das dritte Bildnis, eine Zeichnung des Kupferstechers Lips, fällt in dieselbe Lebenszeit, ist aber, nach Goethes Rückkehr aus Italien, in Weimar (Februar 1791) also wieder entstanden, so dass Goethes vierzigstes Jahr genau die Mitte zwischen 1787 und 1791 einnimmt. Die zweite Weimarer Zeit ist nun da. Christiane lebt in seinem Hause. Zwischen ihm und Frau von Stein steht als verbindendes Element nur noch deren Sohn Fritz von Stein, als dessen idealer Lehrer Goethe seiner Freundin

ganzer Gestalt in kleinem Formate modelliert. Im gleichen Jahre entstand das fünfte Bildnis, Srieleers Oelgemälde, im Auftrage König Ludwigs von Bayern aufgenommen. Goethe erscheint als achtzigjähriger Mann noch in der Fülle seiner Kraft. Das sechste Bildnis, Schwedtgebürths Zeichnung für den danach von ihm ausgeführten Stich, zeigt Goethe in seinem Todesjahre. Man hat das Gefühl, als berge jetzt zumeist noch das Auge mit dem feurigen Blicke des Dichters letzte Lebenskraft.

Goethe ist bei seinen Lebzeiten schon in historisch-symbolischer Gestalt dargestellt worden, heute aber erst beginnt die Zeit, wo jede deutsche Stadt ihr Goethestandbild wird haben wollen und schon sind deren auch in Amerika errichtet worden. Eins der schönsten ist das hier mitgeteilte. Steinbäuser hat nach Bettina von Arnims Entwurf die herrliche Kolossalstatue in Rom ausgeführt und der Gross-

herzog Karl Alexander sie angekauft. Die beiden Ansichten sind zu der Zeit genommen worden, wo die Bildsäule noch in dem aus Karl Augusts Zeit stammenden Tempelherrnhause im Parke freier und sichtbar als an ihrem jetzigen Platze aufgestellt war. Sie zeigt Goethe in heroischer Kraft, als einen Dichter, dessen Stimme, wenn er sie erhöhe, allen erdbewohnenden Menschen hörbar wäre.

Herman Grimm.

Karl August, Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

(Geb. am 3. September 1757 zu Weimar, gest. am 14. Juni 1828 zu Gotha.)

(Heraus. Bildnis No. 230.)

Umgeben von den Dichtern Deutschlands, verkörpert Karl August in seiner siebenjährigen Regierung die grosse Zeit von Weimar, von der geschrieben steht:

„O Weimar, dir fiel ein besonderes Los
Wie Bethleem in Juda, klein und gross!“

Um den weimarischen Anteil des einst mächtigen Kurstaates der Ernestiner gegen weitere Zer splitterung und Teilungen zu sichern, hatte der Grossvater Karl August, der verständig regierende Ernst August I., die Primogenitur-Erbfolge eingeführt, welche es dem Urtel ermöglichte, die im politischen verlorenen grosse Stellung im Gebiete des geistigen Lebens der deutschen Nation wiederherzustellen. Und so empfing der Hof eines kleinen Landes in Deutschland die hohe Weihe der Kunst, die man im Zeitalter der Mediceer und Este nur als den Vorzug Italiens kannte. Aber die Bedeutung Karl Augusts erschöpft sich keineswegs, wie die jener Liste, in seinen Beziehungen zu Literatur und Wissenschaft; in ihm ist ein Fürstenleben entwickelt, welches die unbeschränkteste Bedeutung eigener Persönlichkeit in einem gewaltigen Zeitraum deutscher Geschichte darstellt.

Am 3. Sept. 1757, morgens um 1/26 Uhr, wurde Karl August in Weimar geboren. Fast wunderbar erhob sich diese lebenskräftige, eiserne Natur in einer Familie, deren Gesundheit in den letzten Generationen recht ungesund gewesen war. Der Vater, Ernst August II. Constantin, war unter zwölf Geschwistern als einziger Stammhalter zurückgeblieben und starb selbst schon mit 27 Jahren, nachdem ihm seine vielbewunderte, geistvolle Gemahlin Anna Amalia, die Tochter Herzog Karls I. von Braunschweig, rasch nach einander zwei Söhne geboren hatte, von denen der jüngere, Karl Augusts Bruder, auch nur ein kurzes Leben hatte. Die Mutter selbst war bei der

Geburt ihres ersten Sohnes erst 18 Jahre und musste in Braunschweig beim Tode ihres Gemahls mündig erklärt werden, um die Vormundschaft über Karl August und dessen Regierung übernehmen zu können, die sie bis 1775 führte. Aber dem Erstgeborenen, dem sie einen Lehrer in Wieland gewonnen hatte, schienen alle grossen geistigen Gaben der alten Ernestiner, wie von einer guten Fee in die Wiege gelegt zu sein, wobei die stämmige, gedrungene Gestalt, der starke Hals, der breite Unterkiefer körperlich den Sohn des Wettiner Hauses leicht erkennen liessen. Er besass auch neben ihrem Talent den Stolz und starken Willen, durch den sie Grosse thaten, doch auch nicht selten sich ins Unglück stürzten. Und wenn militärische Lust und Begabung in ihrem Hause sonst spärlicher vertreten waren, so schien doch Bernhards Feldherrngeist dem jungen Herzog auch von Ahnen mütterlicher Seite vererbt zu sein. Frühreifes Wesen Karl Augusts hatte den „alten Fritz“ zu seinen erstaunten Aeusserungen über den jungen Verwandten vermocht und im eigenen Lande ward der neue Herzog, da er 18-jährig die Regierung antrat, bald so gefürchtet wie verehrt. Er wusste rasch zu lernen und zu begreifen und dementsprechend auch zu herrschen. Als er Goethe sah, liebte und für seinen Dienst gewann, zeigte er sich als Menschenkenner und als Gebieter im Lande erbangesessener Beamten. Den Genius zu bewirten lernte die jüngere Welt der Fürsten von dem grossen König, aber Karl August bewirkte ausserdem den Genius des deutschen Volkes.

Mit neuen Mässern waren auch im kleinen Staat ganz neue Bahnen beschritten worden, die alsbald im Gerichtssaal, wie im Kirchenwesen, in der Landwirtschaft, wie im Gewerbe und Handel ersichtlich wurden. Ueberall keimte neues Leben, und Karl August

glaubte, von Weimar aus selbst dem alten deutschen Reiche durch einen Bund der Fürsten noch neue Kräfte einhauchen zu können. Aber nur sehr wenige waren bei dem Getriebe verworrener Ereignisse so völlig klar darüber, was not that, und was der Gang der Entwicklung vorzeichnete, wie Karl August. Das letzte Viertel des Jahrhunderts kennt eine Reihe kluger Fürsten, und Karl August weiss die besten zu seinen Freunden zu machen, wie Franz von Dessau, aber so gut wie er hat keiner erwogen, dass die Zukunft der Nation nur im Staate des grossen Friedrich gefunden werden könne. Seine ungemaine Bedeutung in der Gesamtentwicklung seiner Haus- und Staatspolitik liegt in der rechtzeitigen Erkenntnis der notwendigen Wendung zu jenem Grossmächtezentrums, welches manche andere auch fünfzig Jahre später noch nicht wahrzunehmen vermochten.

Die Regierungsgrundsätze Karl Augusts lassen sich in scharf geschrittenen Umrissen bezeichnen. Zum Teil im Widerspruch mit seinen eigenen Ministern und Freunden liess er sich politisch und militärisch von den alten Traditionen. Er ordnete sich in seiner eigenen militärischen Laufbahn dem preussischen Heere ein und blieb ein Freund von Preussen auch nach der Schlacht von Jena. In den inneren Angelegenheiten aber liess er sich nicht abhalten, den Zeitideen zu huldigen, auch selbst, als alle Welt in reaktionäre Wege lenkte. So kämpfte er an Preussens Seite von 1793 bis 1813 und war dem Rheinbund nur aus Not und unter dem Zwange des Despoten beigetreten. Und als der Wiener Kongress dem tapferen Weimaraner den Grossherzoglichen Titel und eine Gebietsvergrösserung nicht verweigern konnte, liess er sich doch nicht zu den Grundsätzen der heiligen Allianz und zu Kaiser Franz und Metternich bekehren. Er blieb der weise Fürst, der nicht gemeint und willens war, das Staatsleben hinter die Zeit von 1789 zurückzuschrauben. Er stand in keiner Epoche als Landesheer und einsichtsvoller Staatsmann ehrenvoller da, als in den Zeiten, wo das kleine Ländchen berufen schien, Gewaltthaten der Rückschrittmächte zu erleiden. In den Jahren der Karlsbader Willkür gab Karl August ein Beispiel von selbstbewusster Stürze eines kleinen Souveräns, der nach unten gegen Umsturzpläne und nach oben gegen Rechtsverletzung in seiner Wartung sich erhob. Soviel

Ruhe, Besonnenheit und unerschütterliches Wesen zeigten wenige Regierungen gegenüber der Hochflut der Demagogen sowohl wie ihrer Verfolger, und Weimars Ruhm als freihelliches Land war von Karl Augusts Einsicht und rechtschaffener Regierungsweise herzuweisen. War die erste Hälfte seiner Regierung von dem Glanz des Schutzes deutscher Kunst und Literatur umgeben, so war die zweite Hälfte mehr dem Streben nach politischem Fortschritt zugewendet. Wie ist so manches, was das Jahrhundert als Grundlage des freien Staats erkannt und zum Gemeinbesitz gemacht hat, im kleinen Weimar von Karl August und seinen trefflich ausgewählten Räten, den Frisch, von Gersdorff, Müller, ins Leben geführt worden. Schon vor der grossen Wendung der Befreiungskriege wurden die drei Stände in eine Kammer vereinigt und der Grund zu einem konstitutionellen Regiment gelegt; und als der Deutsche Bund in seiner Akte jedem Lande Verfassungsrecht verhiess, war Karl August der erste, der den vielumstrittenen Paragraphen in dem Geiste auszulegen wusste, den die Nachwelt als den richtigen und wahren gerechtfertigt hat. Und ebenso mag unvergessen bleiben, dass 1821 ein Gesetz gegeben wurde, welches das Einkommen des Bürgers als das gerechte Mass für seine Steuerpflicht erkannte. Die Weimarsche Pressefreiheit aber war es, bei welcher die deutsche Publizistik in die Schule gehen sollte, um gesetzlich gute Fahrt auf freiem Meere der Gedanken zu erlernen.

Karl August war mit der Tochter des Landgrafen Ludwigs IX. von Hessen, Prinzessin Luise, seit 1775 vermählt. Sie überlebte den Gemahl, als dieser auf der Rückreise von Berlin zu Graditz am 14. Juni 1828 nach 8 Uhr abends plötzlich verheiratet starb, nach zwei Jahren. Sie hatte ihm sieben Kinder geboren, wovon nur zwei Söhne und eine Tochter die Eltern überlebten. Noch hatte aber Karl August eine Enkelstube heranwachsen gesehen, unter der die Kinder seines Sohnes Karl Friedrich und der klugen Kaiserstochter von Russland auch Goethes Muse zu mancher Weissagung veranlassten, ohne doch zu erraten, dass der Enkelin des fürstlichen Freundes und Beschützers beschieden sein werde, als erste deutsche Kaiserin des neuen Reiches Krone zu besitzen.

Ottokar Lorenz.



Helmuth von Moltke.

Originalaufnahme der Photographischen Gesellschaft 1871.

H.p.f.540-2, Abb_0121

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

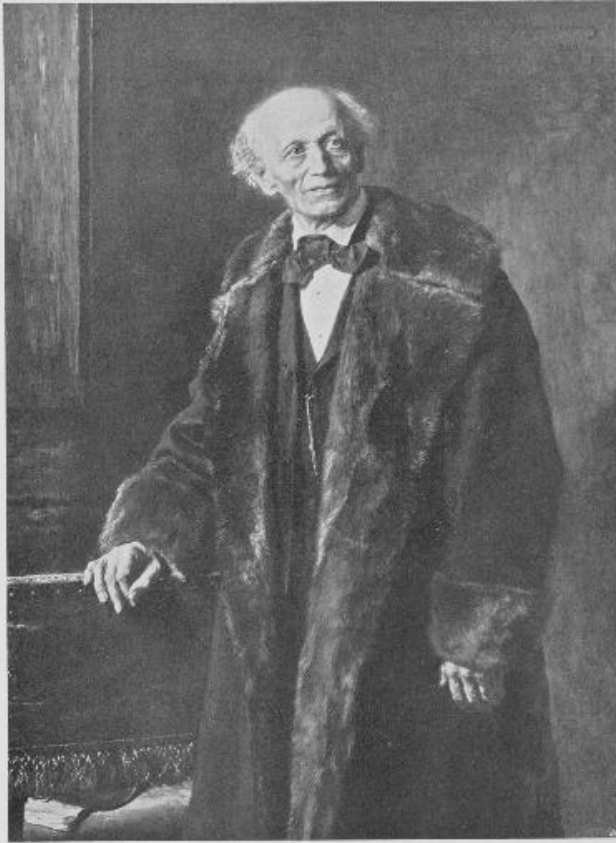


David Friedrich Strauss.

[Nach der Lithographie von Reinhold.]

H.p.f.540-2, Abb_0122

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Eduard Zeller.
(Gemalt von J. Schwanfelder.)

H.p.f.540-2, Abb_0123

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Kleist.

Heinrich von Kleist.

(Nach einer Miniatur gezeichnet von Eggert.)

H.p.f.540-2, Abb_0124

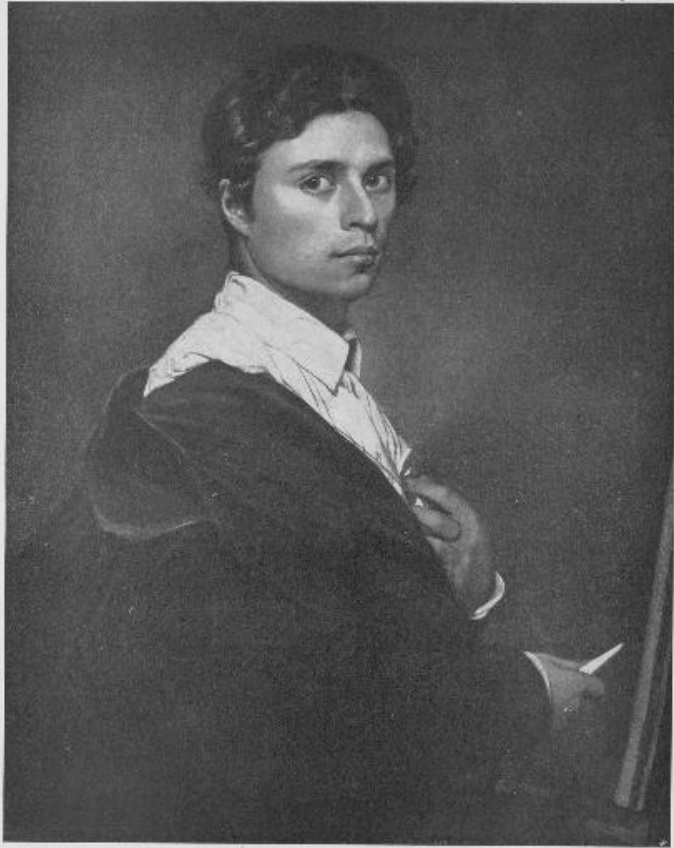
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ferdinand Freiligrath.
(Denkmal von J. P. Hasenclever)

H.p.f.540-2, Abb_0125

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jean Auguste Dominique Ingres.
(Self-portrait, 1804)

H.p.f.540-2, Abb_0126

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

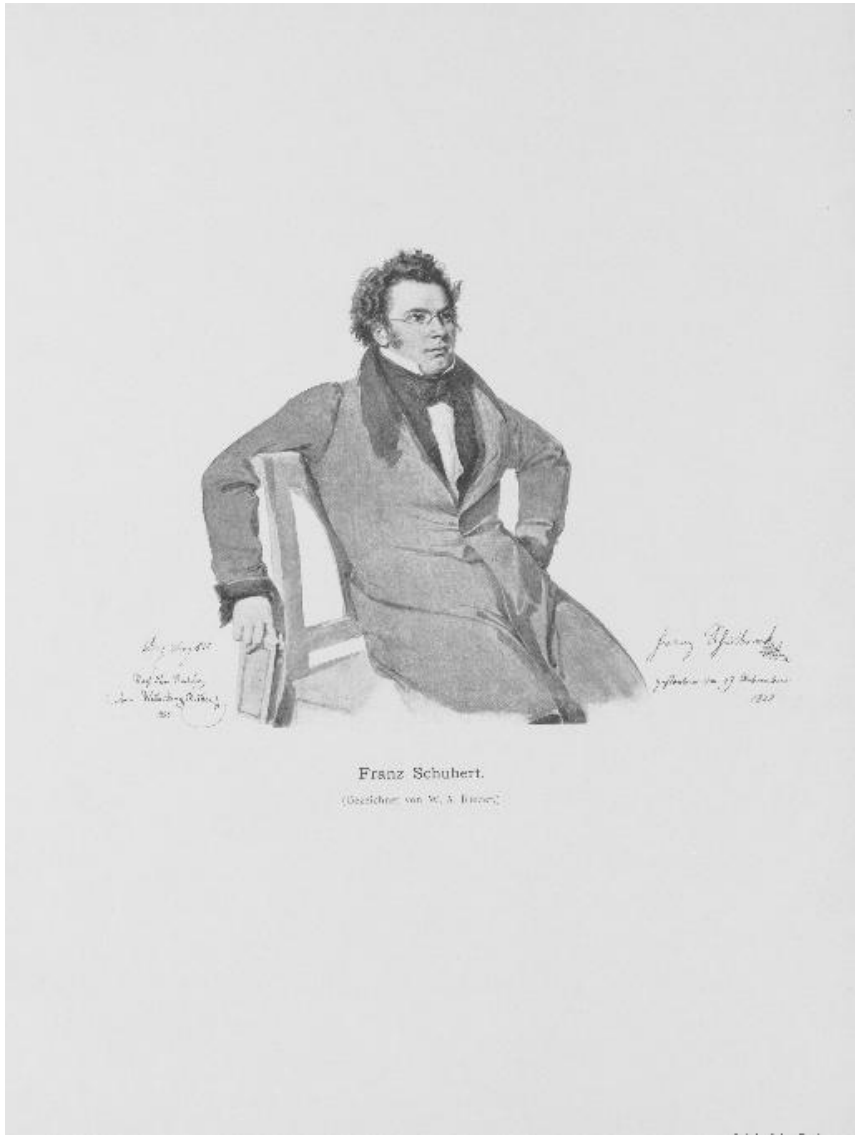


Jenny Lind.

(Lithographie von W. H. W. nach F. Altmann.)

H.p.f.540-2, Abb_0127

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0128

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ferdinand Christian Baur.
(Gemalt von Kaulbeck.)

H.p.f.540-2, Abb_0129

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Buonaventura Genelli.

(Genelli von James Nayrboll.)

H.p.f.540-2, Abb_0130

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Schwanthaler.
(Nach der Lithographie von Bergmann.)

H.p.f.540-2, Abb_0131

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Leo Klunze.

(Nach der Lithographie von Kopp.)

H.p.f.540-2, Abb_0132

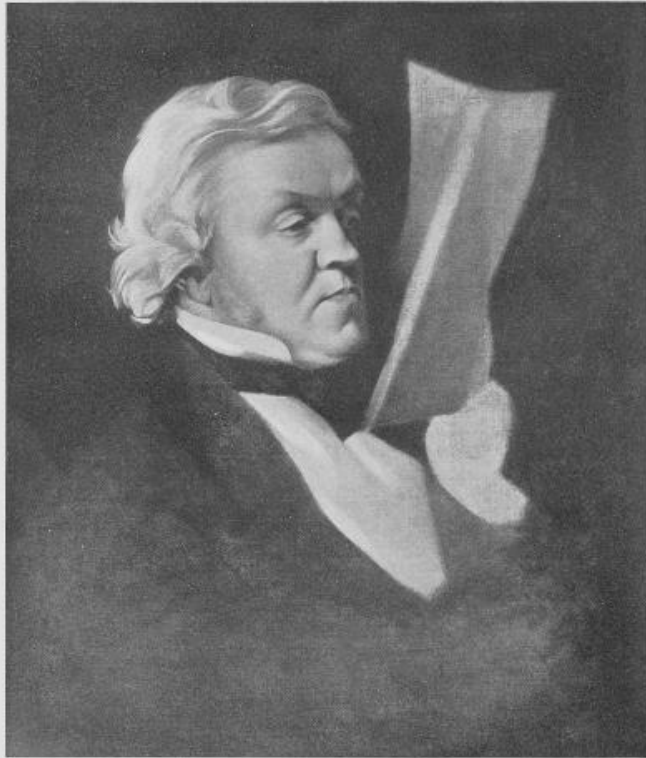
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles Dickens.
(gemalt von David Wilkie.)

H.p.f.540-2, Abb_0133

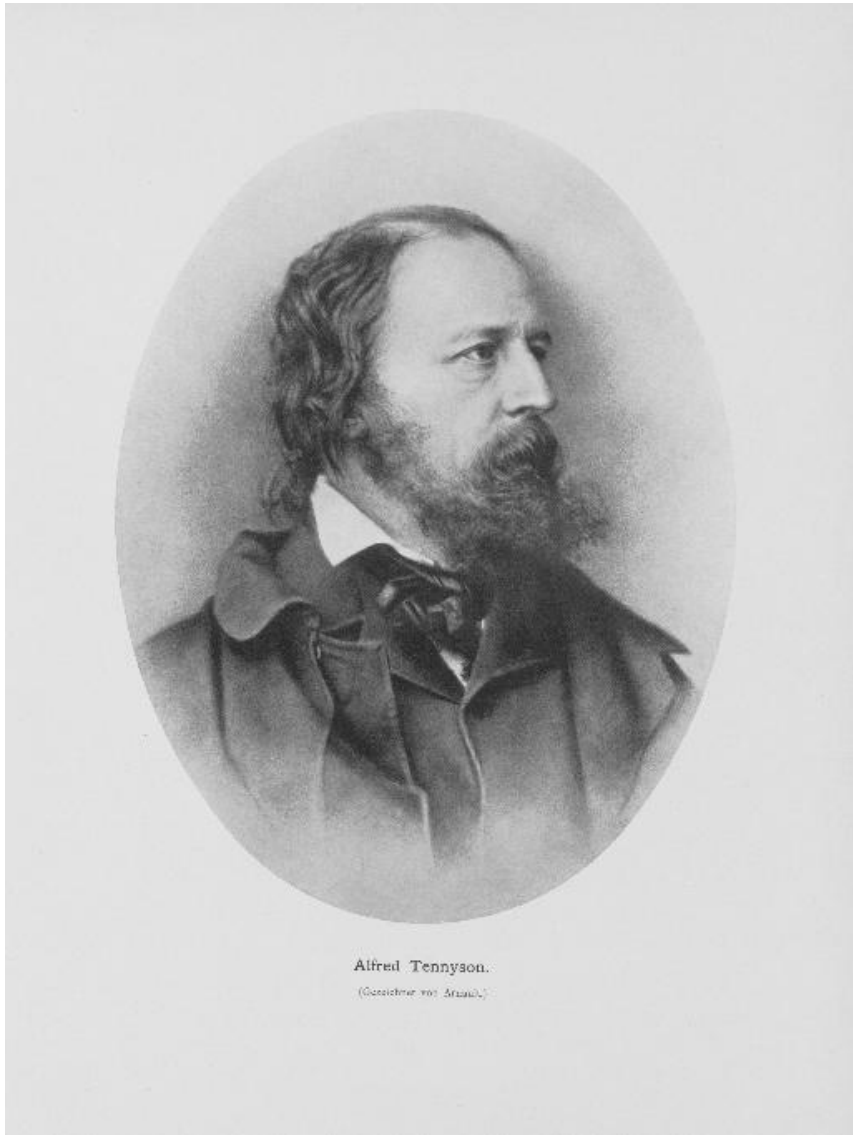
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



William Makepeace Thackeray.
[Gemalt von Samuel Lawrence].

H.p.f.540-2, Abb_0134

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

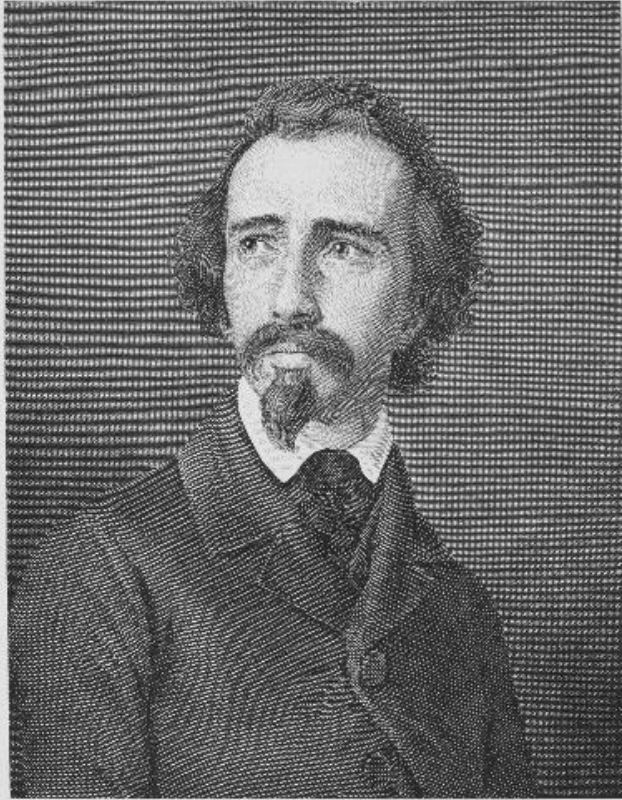


Alfred Tennyson.

(Gezeichnet von Braun.)

H.p.f.540-2, Abb_0135

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Emanuel Geibel.

(Gezeichnet von [Name], gestochen von [Name].)

H.p.f.540-2, Abb_0136

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

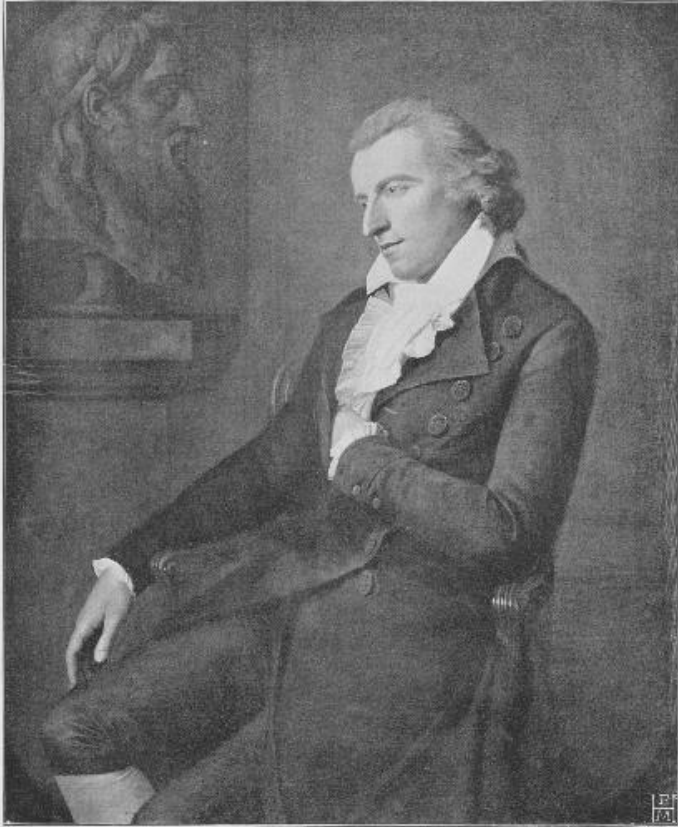


Friedrich Schiller.

(Gemalt von Anton Galla)

H.p.f.540-2, Abb_0137

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Schiller.
(Gemalt von L., von Schadowitz.)

H.p.f.540-2, Abb_0138

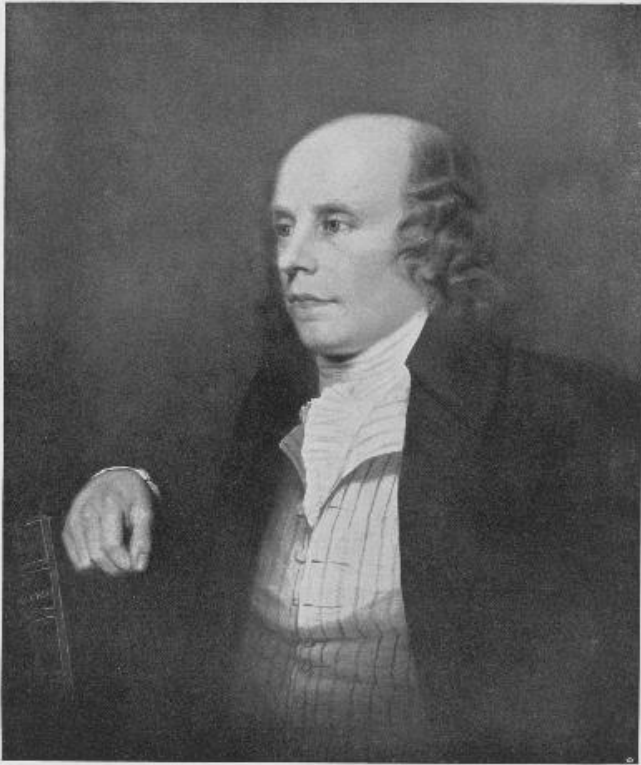
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Schiller.
(Stechl. nach Agnew.)

H.p.f.540-2, Abb_0139

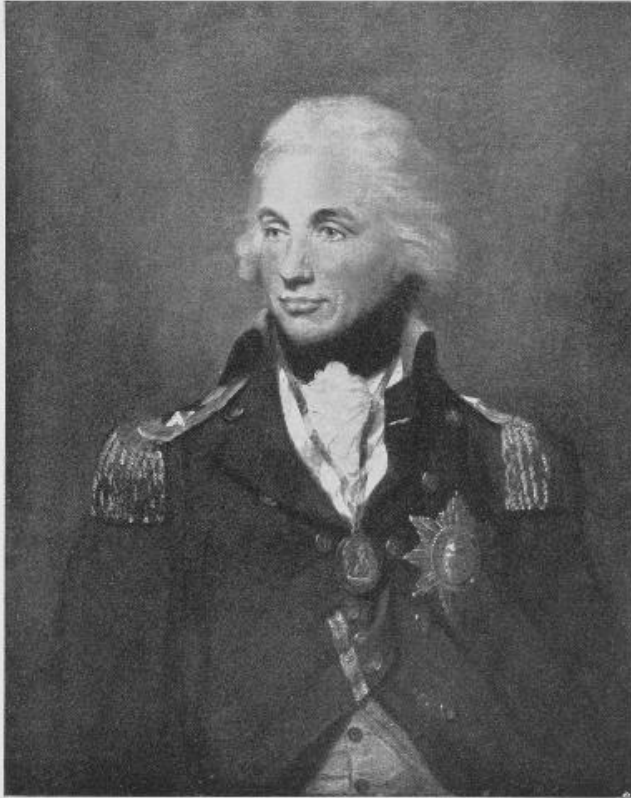
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



John Flaxman.
[Gemat von George Romney.]

H.p.f.540-2, Abb_0140

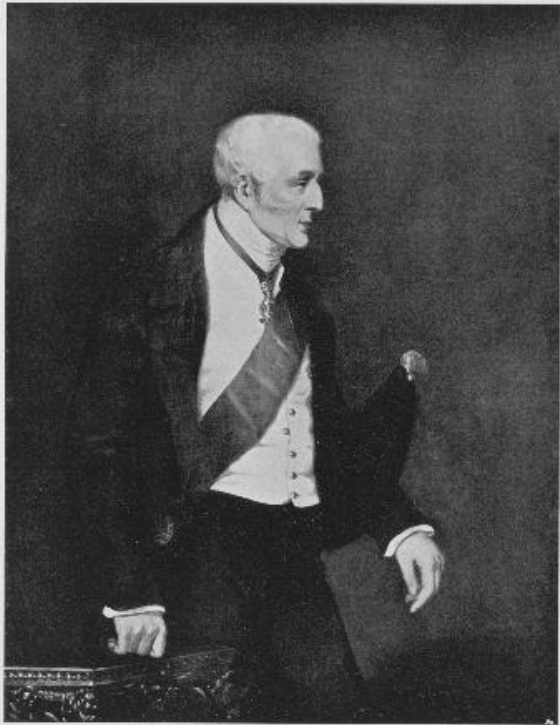
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Horatio Viscount Nelson.
(gemalt von Francis A. Hay.)

H.p.f.540-2, Abb_0141

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.
[Quell. von: Albatros Verlag]

H.p.f.540-2, Abb_0142

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



George Eliot.

Nach einer von Prof. Balou angeführten Kopie der Zeichnung von Sir Frederick Burton
in der Nationalgalerie, London.

H.p.f.540-2, Abb_0143

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gioachino Rossini.

(Nach der Lithographie von Garvedon.)

H.p.f.540-2, Abb_0144

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hippolyte Taine.
(Gemalt von Lion. Boissac.)

H.p.f.540-2, Abb_0145

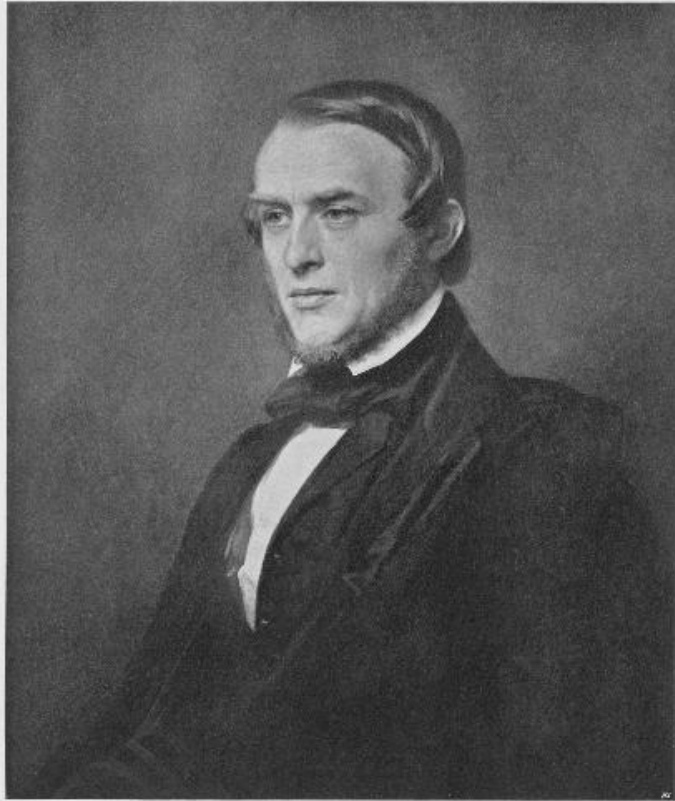
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



François Pierre Guillaume Guizot.
[Goult von Paul Delaroché, gezeichnet von Callmann.]

H.p.f.540-2, Abb_0146

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich von Sybel.
(Gemalt von Roeting.)

H.p.f.540-2, Abb_0147

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich von Treitschke.
(Gemalt von Tischbein)

H.p.f.540-2, Abb_0148

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

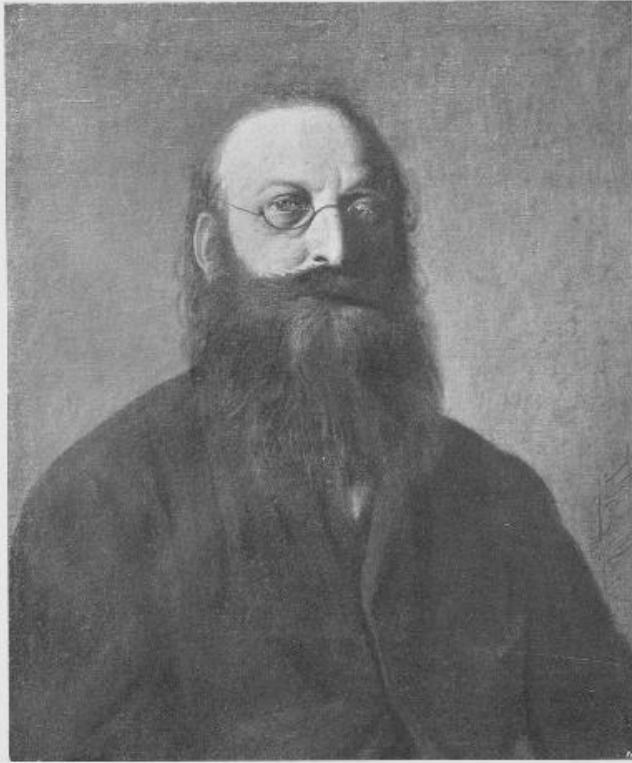


Joseph Victor Scheffel.

(Gemalt von Anton von Weiser.)

H.p.f.540-2, Abb_0149

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Anzengruber.
(Gemalt von George Meiss)

H.p.f.540-2, Abb_0150

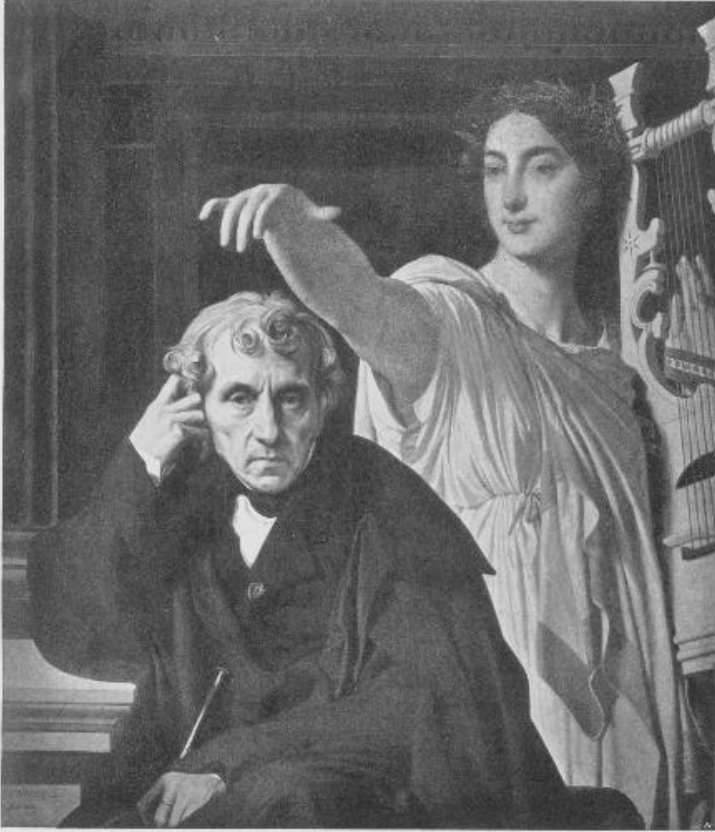
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Samuel Taylor Coleridge.
(Gemalt von Westling; Abb. von ...)

H.p.f.540-2, Abb_0151

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

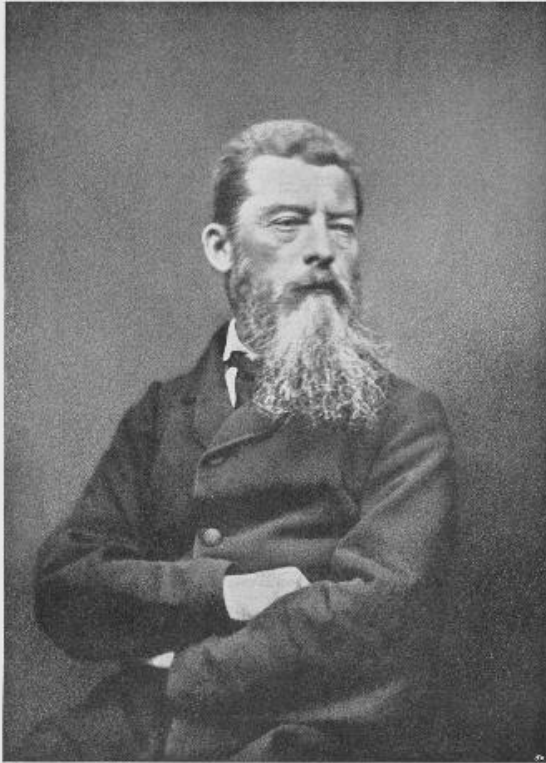


Maria Luigi Cherubini.

(Goussier von Ingres.)

H.p.f.540-2, Abb_0152

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Feuerbach.
(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-2, Abb_0153

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ernest Renan.
(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-2, Abb_0154

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Louis Pasteur.

(Mit seiner Tochter, gemalt von Léon Bonnat.)

H.p.f.540-2, Abb_0155

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

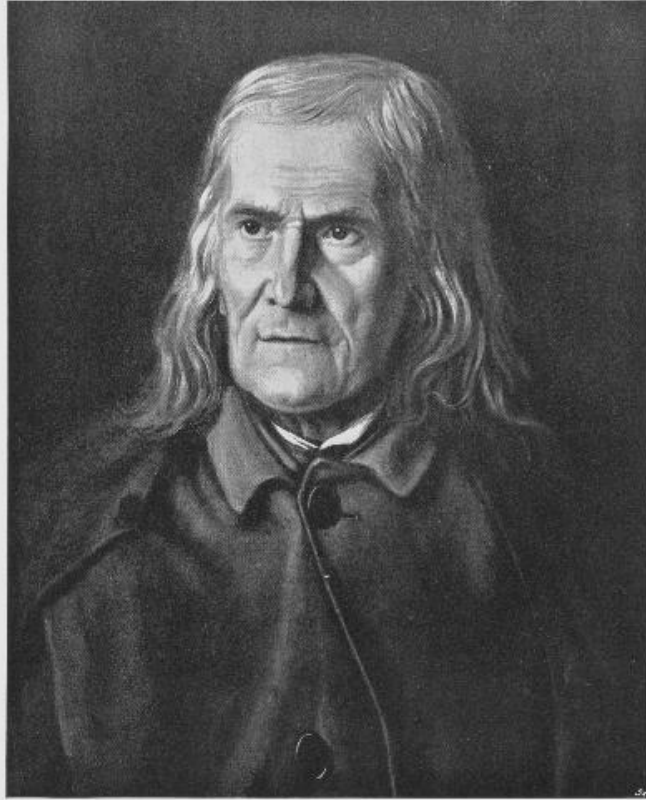


Paul Delaroche.

(Gipsmodell von Knebel; gestochen von Adolphe Louis.)

H.p.f.540-2, Abb_0156

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Rückert.
[Gemalt von Bertha Everep.]

H.p.f.540-2, Abb_0157

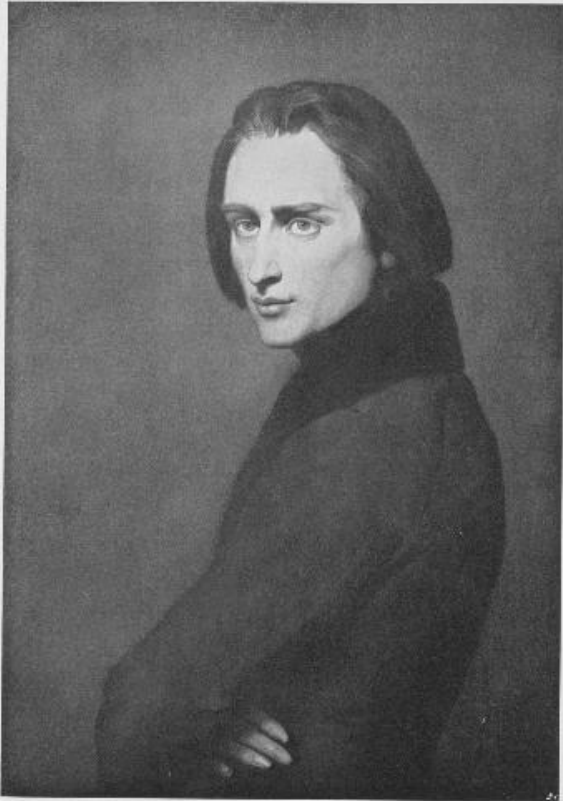
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Uhland.
(Gemalt von Norff.)

H.p.f.540-2, Abb_0158

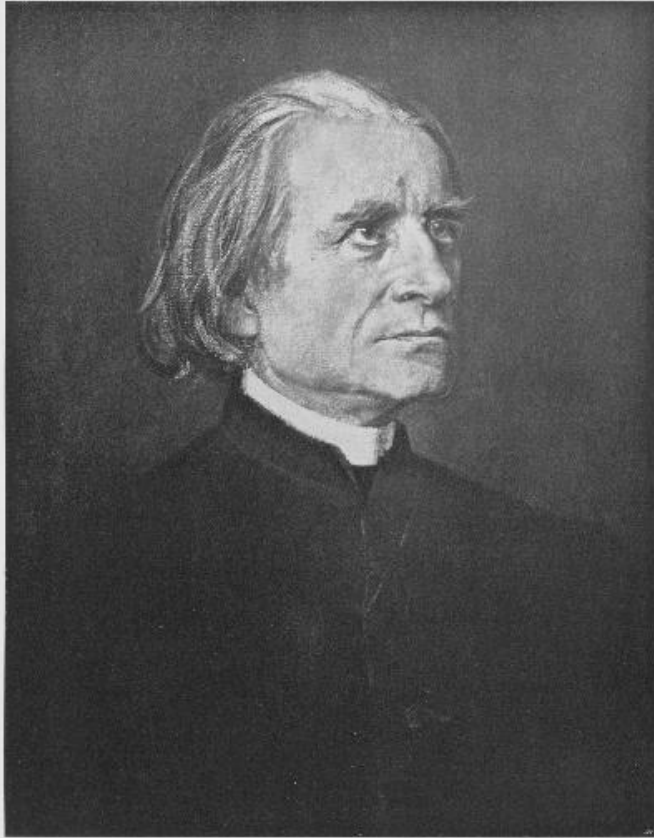
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Franz Liszt.
(Jugend-Porträt, gemalt von Art. Schöberl.)

H.p.f.540-2, Abb_0159

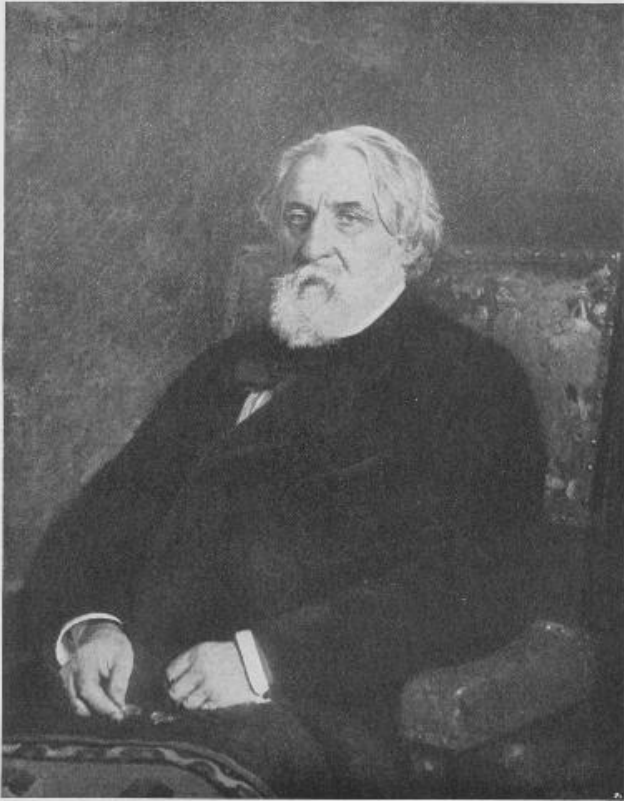
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Franz Liszt.
(Gemalt von Leffsch.)

H.p.f.540-2, Abb_0160

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Iwan Turgenjew.
(Gemalt von W. Repin.)

H.p.f.540-2, Abb_0161

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Conrad Ferdinand Meyer.

(Gemeinsam von Karl Stauffacher.)

H.p.f.540-2, Abb_0162

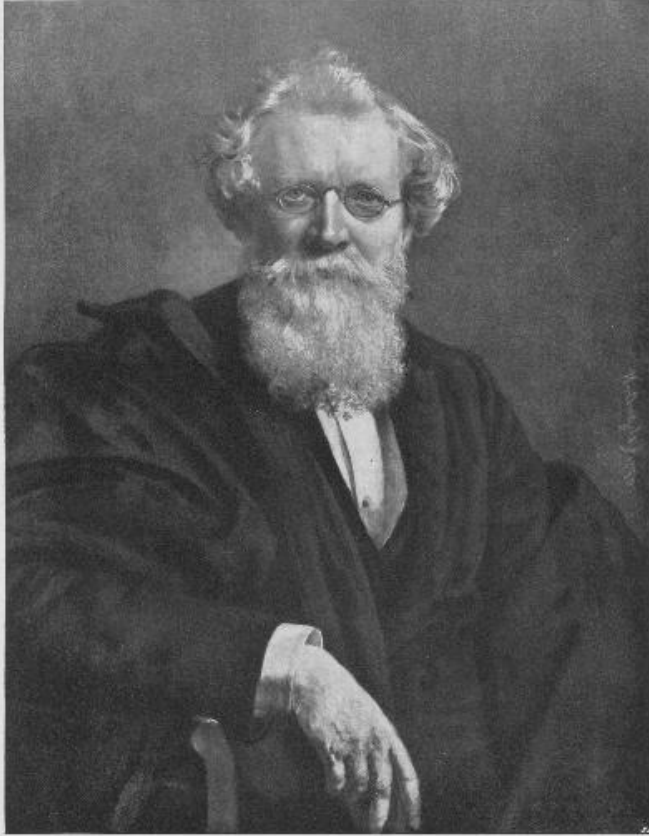
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gottfried Hermann.
(Gemalt von Vogel.)

H.p.f.540-2, Abb_0163

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



August Wilhelm Hofmann.

(Gemalt von H. von Amel.)

H.p.f.540-2, Abb_0164

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Edward Jenner.
(Gemalt von James Northcote.)

H.p.f.540-2, Abb_0165

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jan Matejko.

(Selbstbildnis.)

H.p.f.540-2, Abb_0166

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Théodore Géricault.
(Salzhausen)

H.p.f.540-2, Abb_0167

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



François Auber.

(Nicht der Lithographie von Desnoyons.)

H.p.f.540-2, Abb_0168

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Christoph Dahlmann.

(Nach der Zeichnung von Dr. Pecht lithographirt von Hantelberg.)

H.p.f.540-2, Abb_0169

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl August Hase.
(Gemalt von P. Durck.)

H.p.f.540-2, Abb_0170

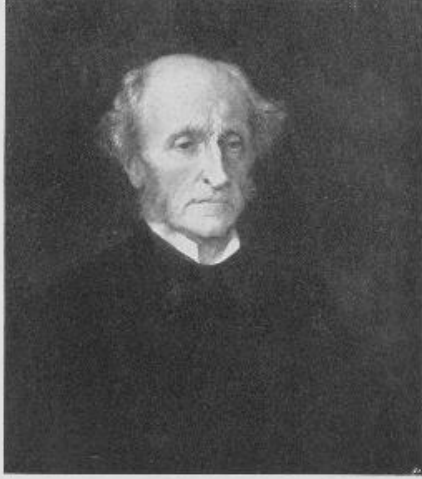
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Emile Littré.
(Stanzhofenstr. 100, Paris.)

H.p.f.540-2, Abb_0171

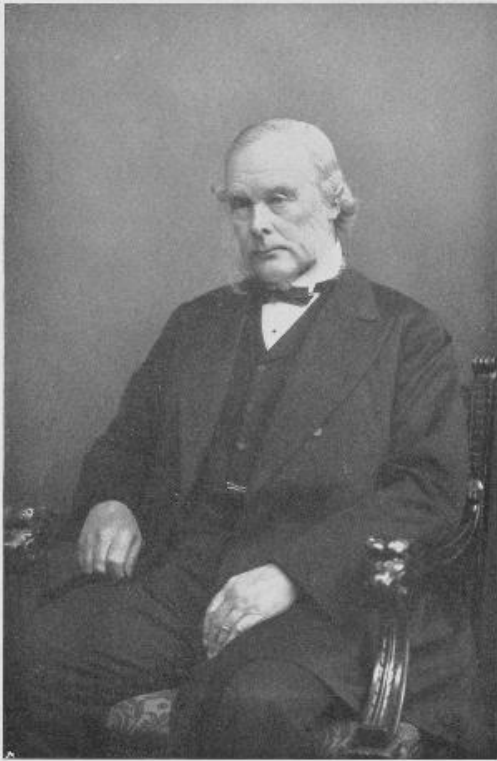
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



John Stuart Mill.
(Gemalt von Watts.)

H.p.f.540-2, Abb_0172

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

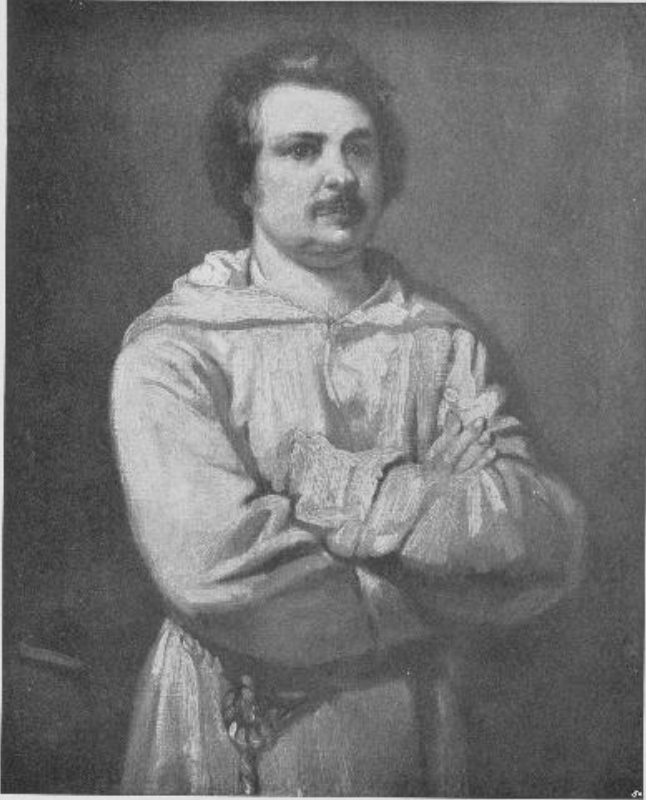


Joseph Lister.

(Nachaufnahme von Elliot & Fry, London.)

H.p.f.540-2, Abb_0173

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Honoré de Balzac.
(Gec. von Louis Boulanger.)

H.p.f.540-2, Abb_0174

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Robert Schumann.
(Gezeichnet von Handmann.)

H.p.f.540-2, Abb_0175

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

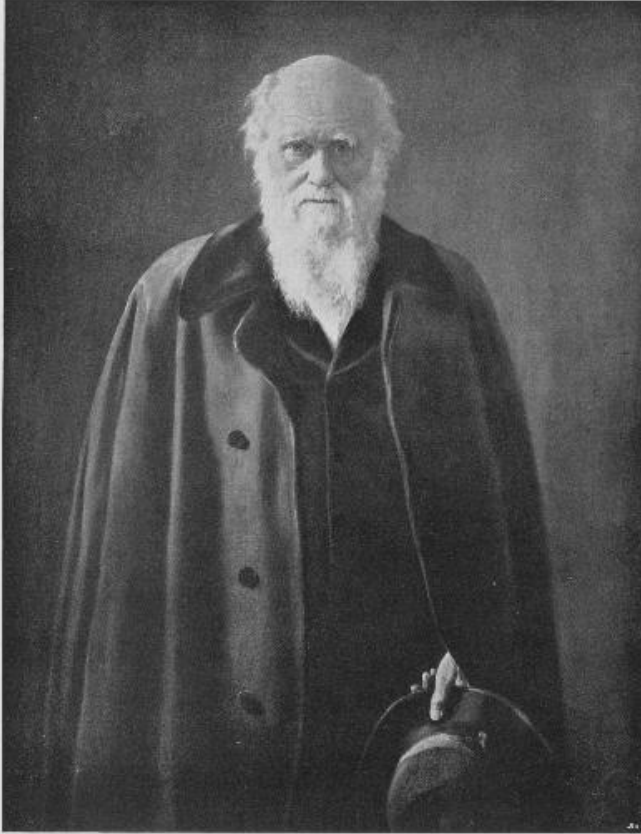


Maria Malibran.

(Gezeichnet von Turpin nach Duvetier.)

H.p.f.540-2, Abb_0176

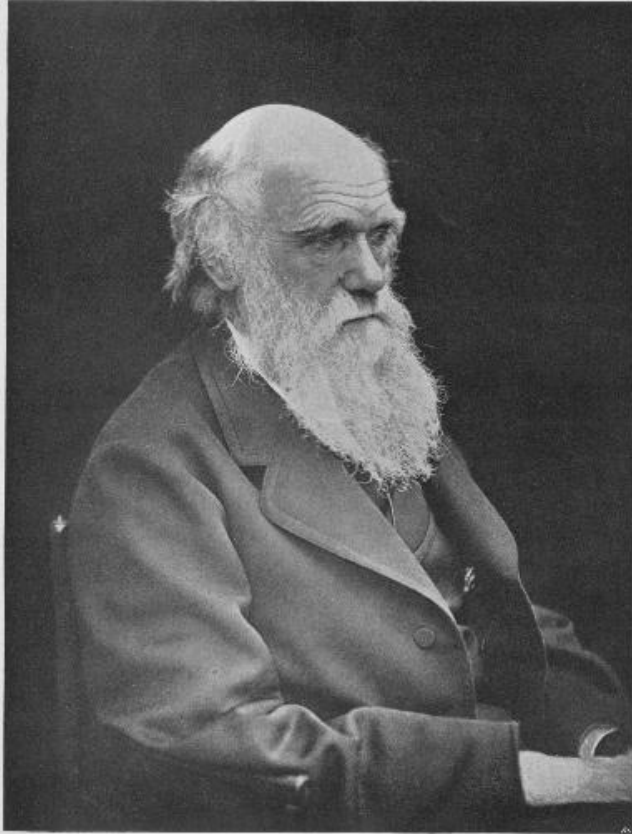
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles Robert Darwin.
(Gemalt von John Collier.)

H.p.f.540-2, Abb_0177

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

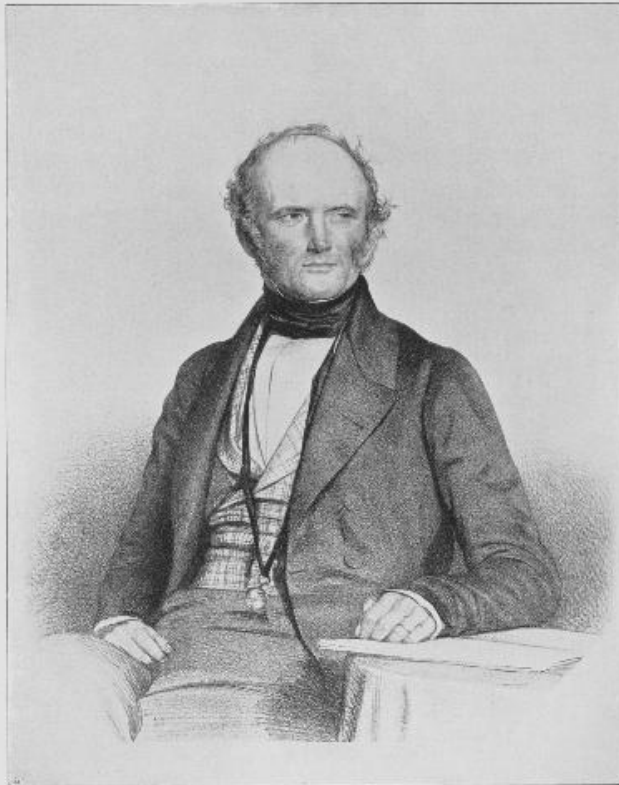


Charles Robert Darwin.

„Nicht dem Leben, sondern dem Tode von Kaiser C. Darwin.“

H.p.f.540-2, Abb_0178

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles Lyell.
(Gezeichnet von H. Wagner.)

H.p.f.540-2, Abb_0179

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Lorenz Oken.

Gezeichnet und gestochen von M. Süssli.

H.p.f.540-2, Abb_0180

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

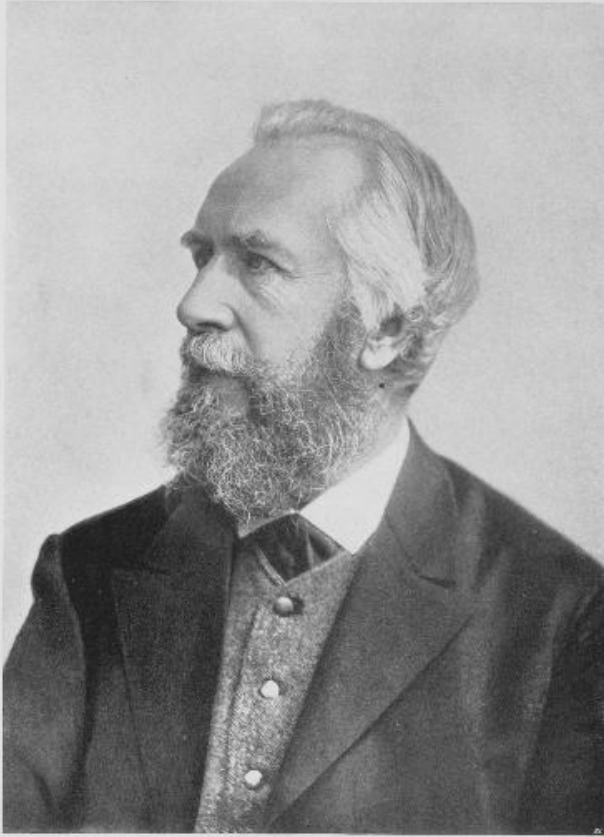


Karl Ernst von Baer.

(Gemalt von Hagen-Schwartz.)

H.p.f.540-2, Abb_0181

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

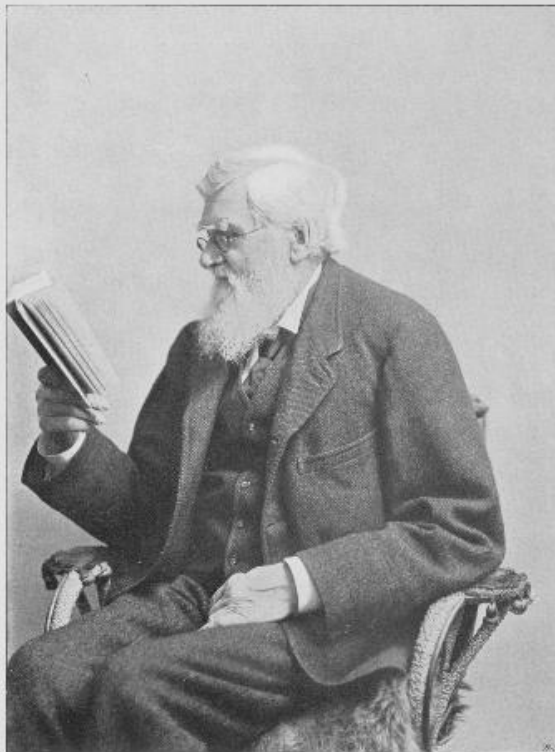


Ernst Haeckel.

(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-2, Abb_0182

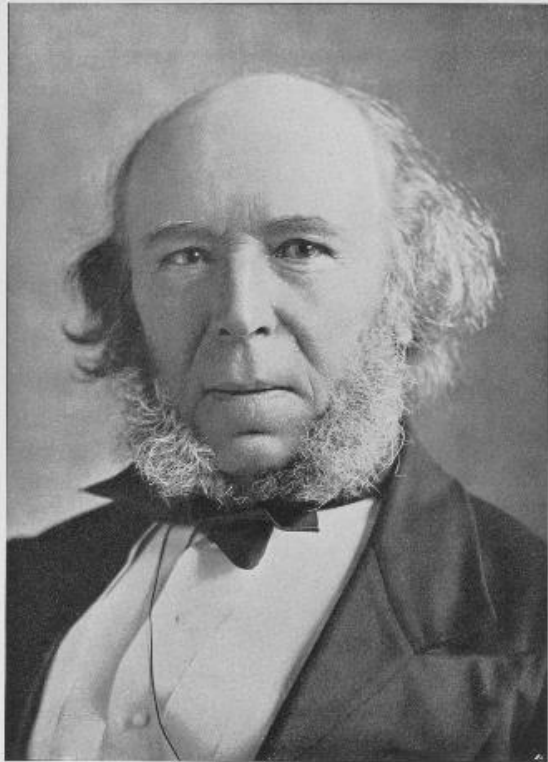
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alfred Russel Wallace.
(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-2, Abb_0183

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

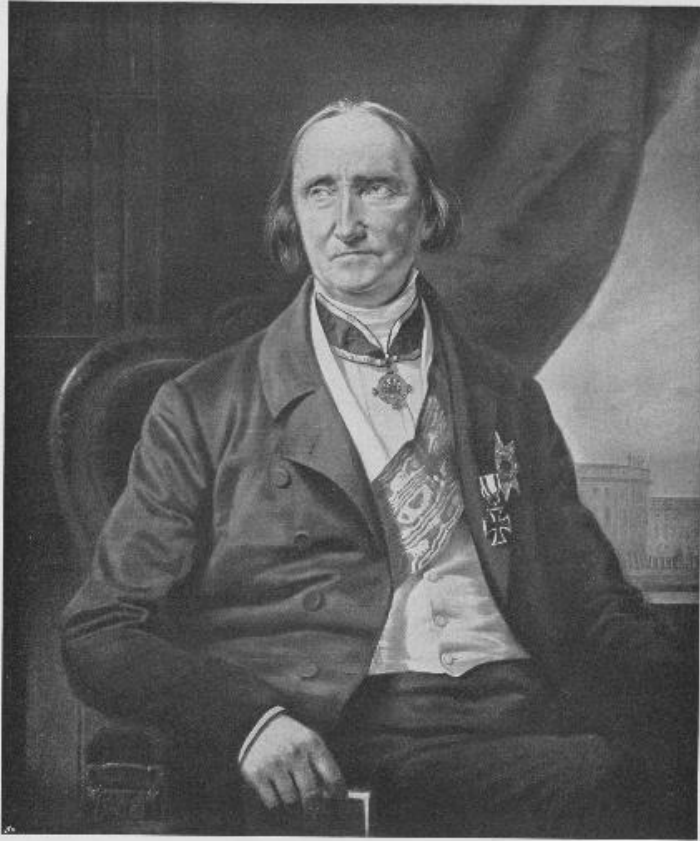


Herbert Spencer.

(Nach dem Leben gezeichnet von Elliot & Fry, London.)

H.p.f.540-2, Abb_0184

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Karl von Savigny.

(Gemalt von Franz Kugler)

H.p.f.540-2, Abb_0185

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0186

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hans David Ludwig von Yorck.
(Gemalt von Göttsche)

H.p.f.540-2, Abb_0187

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Theodor Körner.
(Gezeichnet von Emma Körner.)

H.p.f.540-2, Abb_0188

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

(Gezeichnet von H. Schö, gestochen von P. Klein.)

H.p.f.540-2, Abb_0189

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

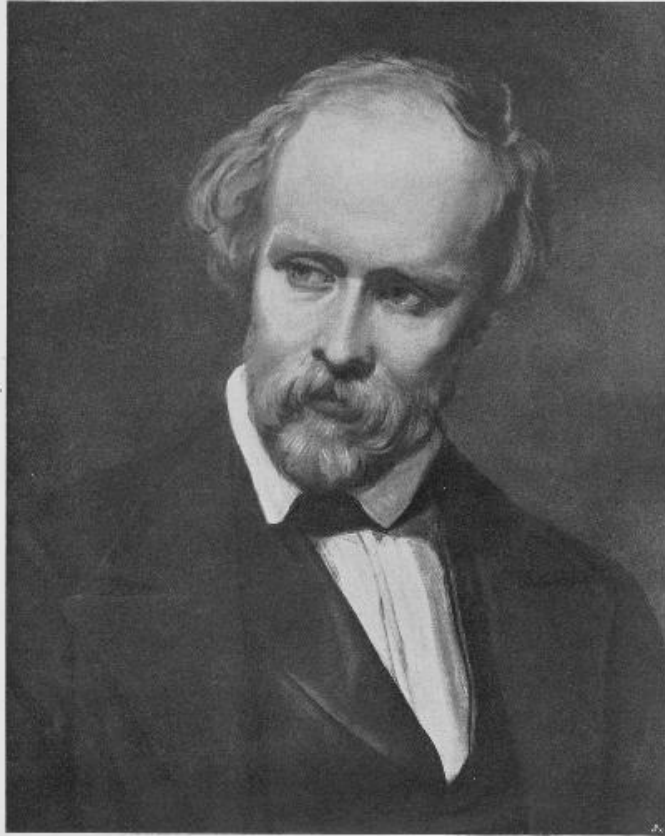


Alessandro Manzoni.

(Kopfschnitt von Dessin Emile; gestochen von Veauville)

H.p.f.540-2, Abb_0190

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Hebbel.
[Gemalt von Kar. Habt.]

H.p.f.540-2, Abb_0191

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelmine Schröder-Devrient.
Zeichnung von Koenig, Lithographie von Buchholz.

H.p.f.540-2, Abb_0192

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

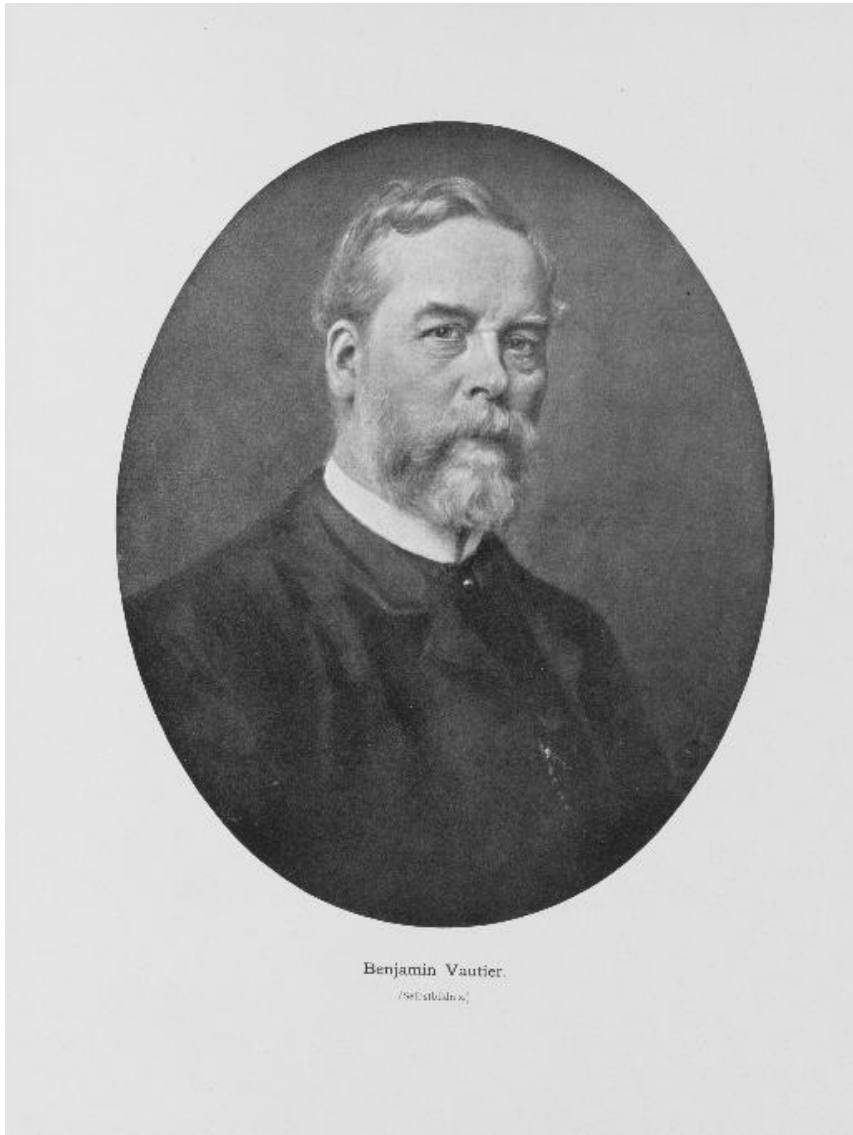


Johann Friedrich Herbart.

(Nach der Lithographie des Gemäldes von C. H. Stiefens.)

H.p.f.540-2, Abb_0193

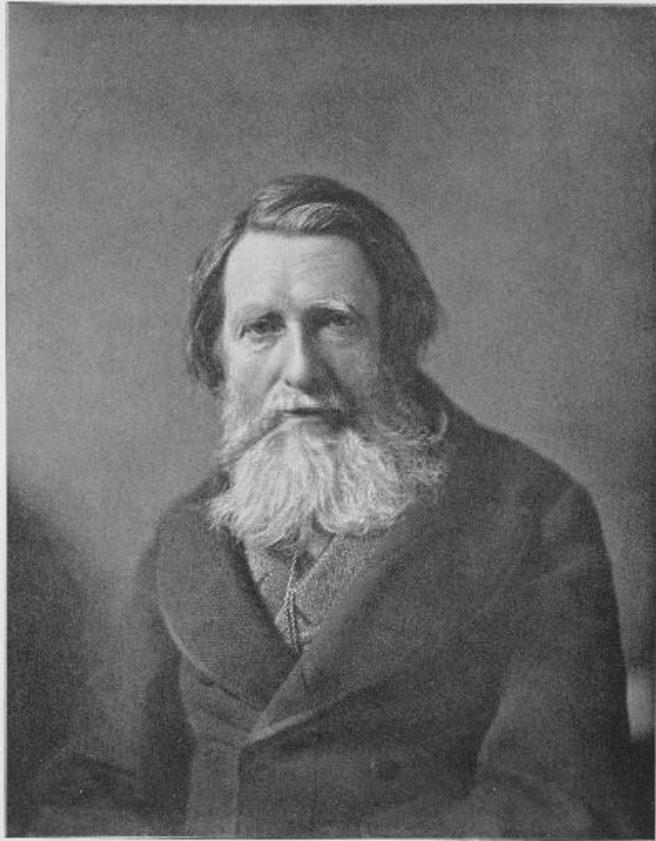
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Benjamin Vautier.
(Selbstbildnis.)

H.p.f.540-2, Abb_0194

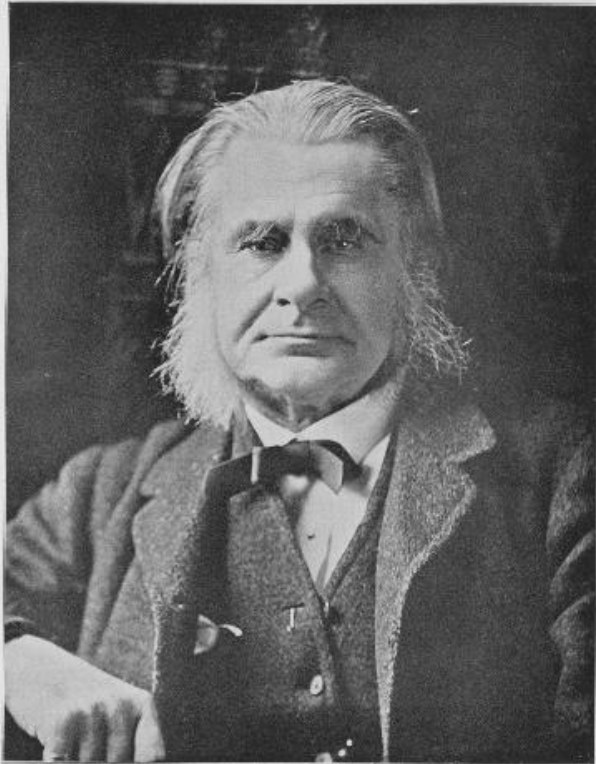
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



John Ruskin.
(Aufnahme von Barnstedt, London.)

H.p.f.540-2, Abb_0195

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Huxley.
(Abnahme von Elliot & Fry.)

H.p.f.540-2, Abb_0196

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Vogt.
(Armstrong nach dem Leben.)

H.p.f.540-2, Abb_0197

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Samuel Thomas von Soemmering.
[Gemalt von Tellet.]

H.p.f.540-2, Abb_0198

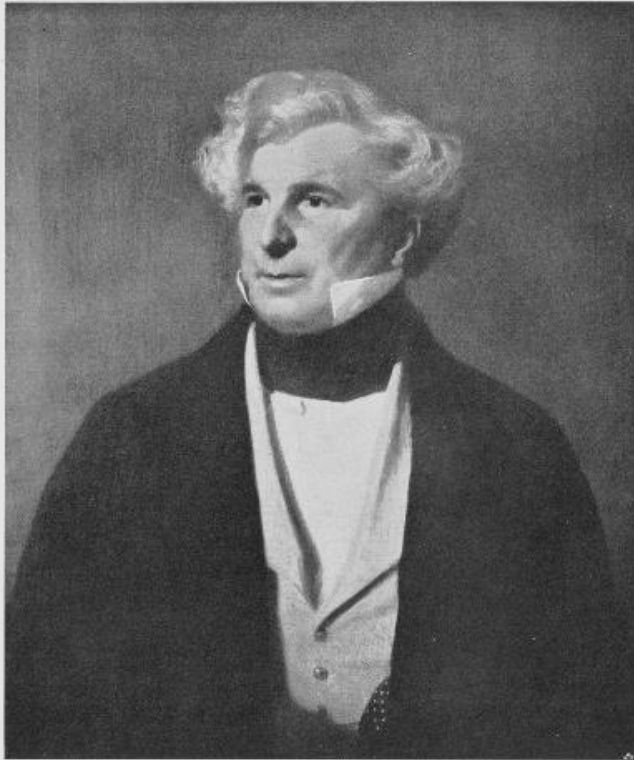
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles Wheatstone.
[Gezeichnet von Samuel Lawrence.]

H.p.f.540-2, Abb_0199

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



James Clark Ross.
(Gemalt von Steyler, Paris.)

H.p.f.540-2, Abb_0200

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Christoph Schlosser.
(Nach Oeser del. vor Demme scul.)

H.p.f.540-2, Abb_0201

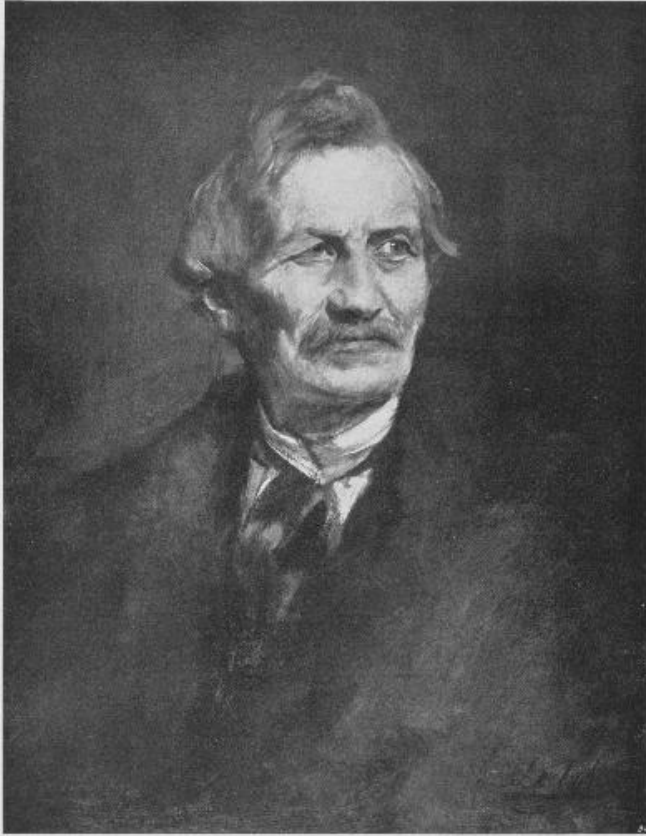
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Georg Gottfried Gervinus.
(Gemalt von Henzley.)

H.p.f.540-2, Abb_0202

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gottfried Semper.
[Gemalt von Liszkach.]

H.p.f.540-2, Abb_0203

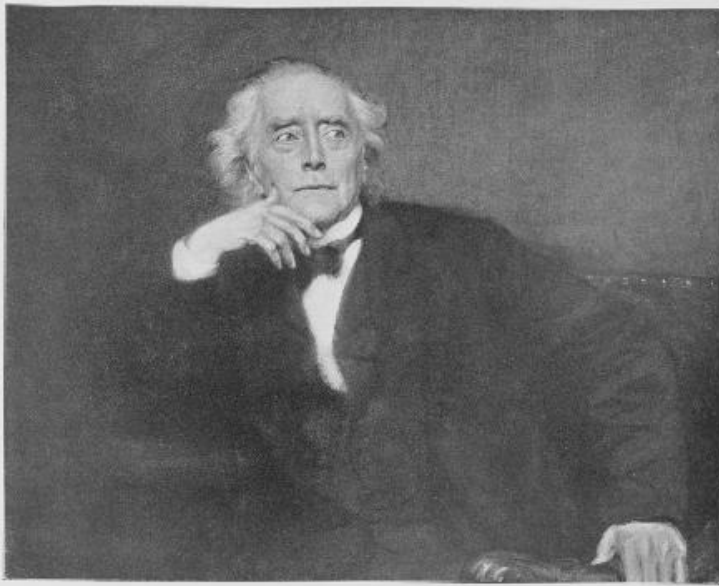
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Friedrich Eichhorn.
(Gezeichnet, und radirt von F. K. Grimm.)

H.p.f.540-2, Abb_0204

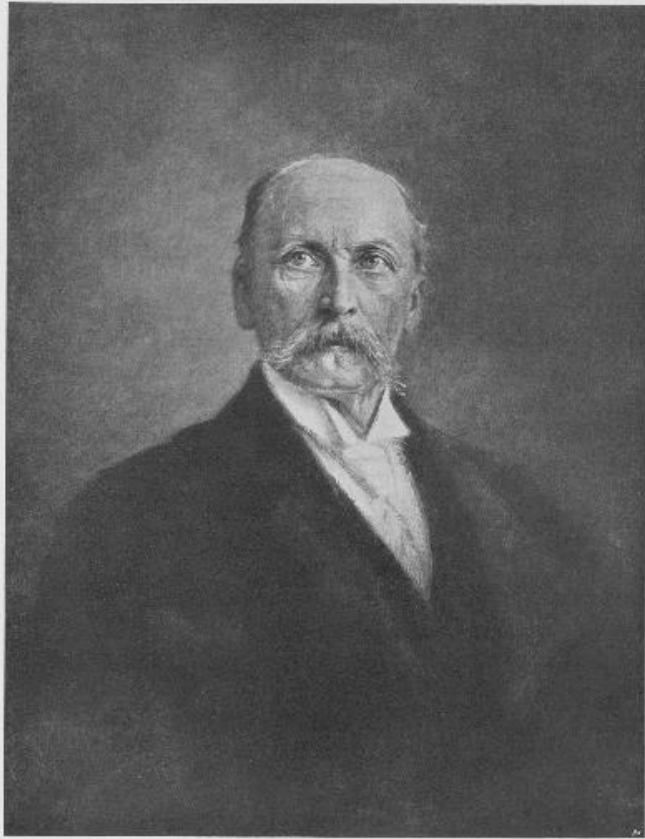
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ernst Curtius.
(Gemalt von Max Kauter.)

H.p.f.540-2, Abb_0205

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Spielhagen,
(Gemalt von Arthur Wiese.)

H.p.f.540-2, Abb_0206

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0207

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Sarah Siddons.

[Gemalt von Pissanello, gestochen von Taver.]

H.p.f.540-2, Abb_0208

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Lachmann.

(Nach Biers Lithbild gezeichnet von Trübner.)

H.p.f.540-2, Abb_0209

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0210

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

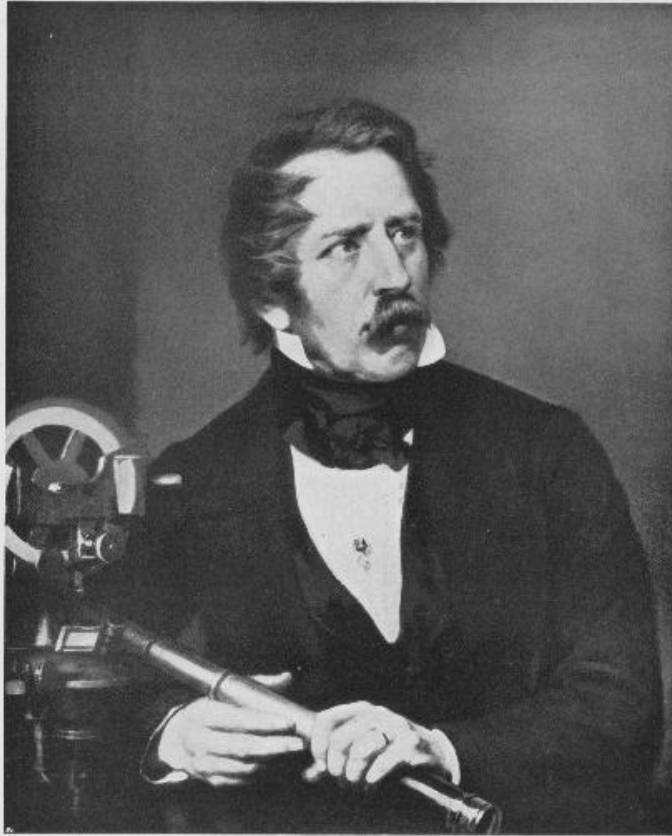


Joseph Fraunhofer.

(Nach einem Gemälde in der Münchener Akademie der Wissenschaften.)

H.p.f.540-2, Abb_0211

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Carl August Steinheil.
(Gemalt von Ludwig Überweg.)

H.p.f.540-2, Abb_0212

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



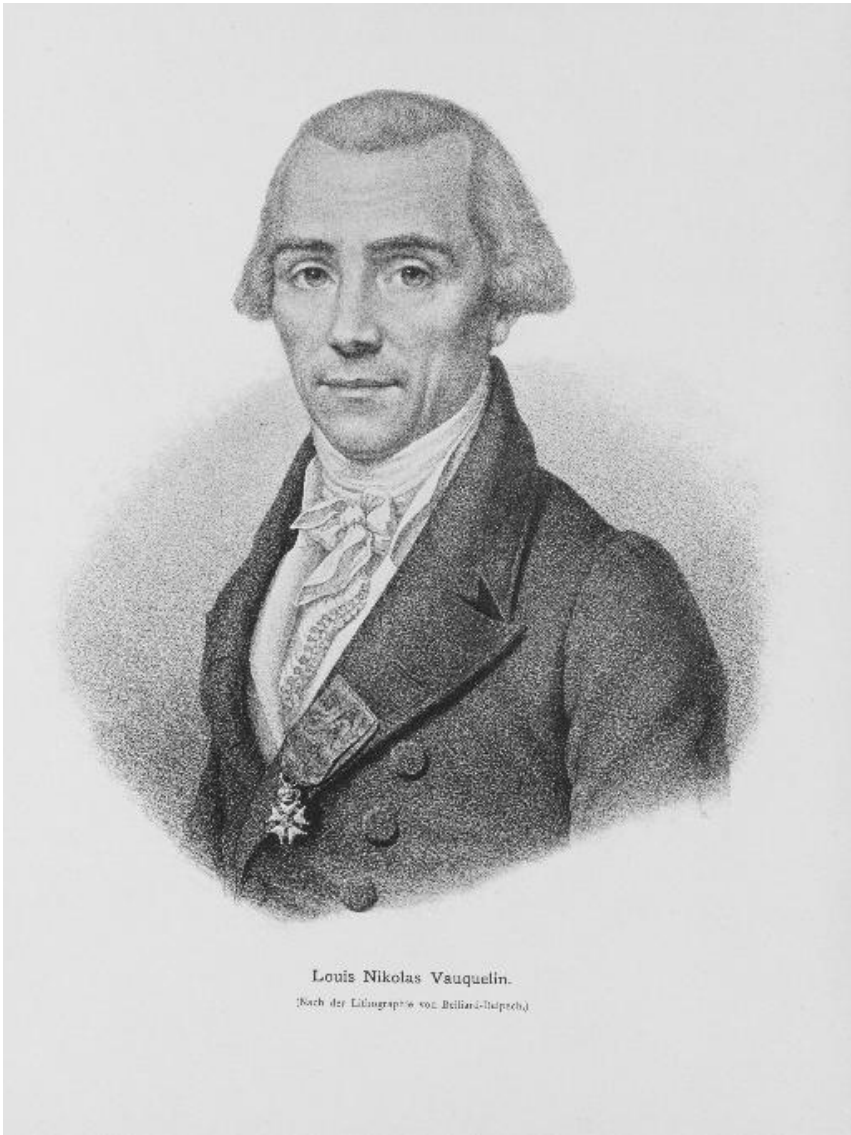
H.p.f.540-2, Abb_0213

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0214

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



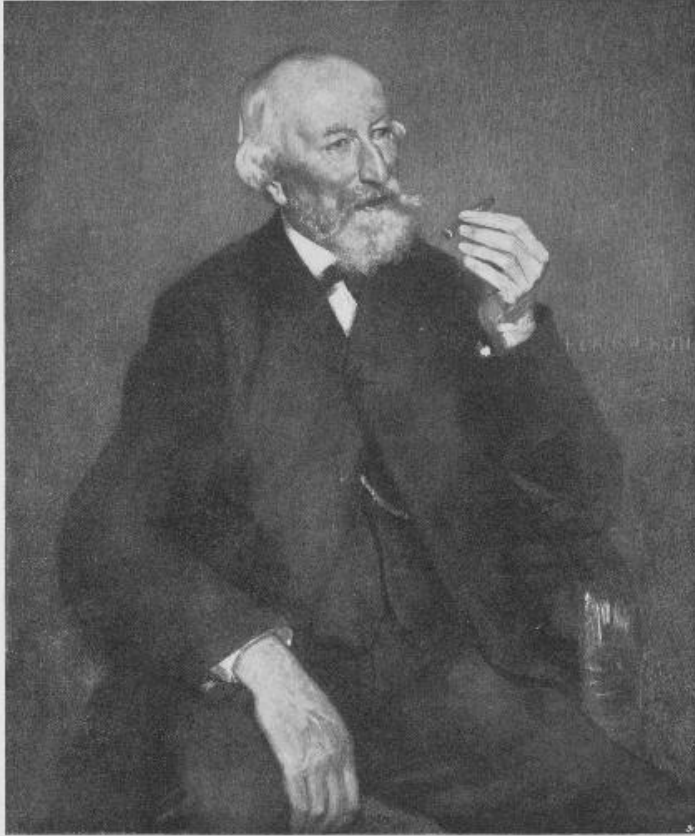
H.p.f.540-2, Abb_0215

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0216

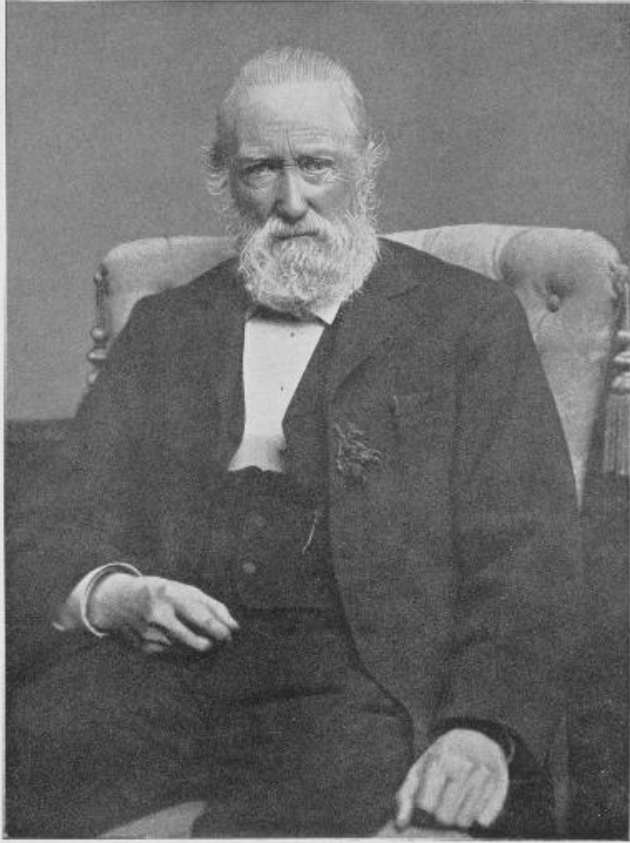
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Klaus Groth.
(Gemalt von Ludwig Iskolmann.)

H.p.f.540-2, Abb_0217

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Theodor Storm.
(Naherrnahme von Gustave Hölzl'schen.)

H.p.f.540-2, Abb_0218

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0219

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Justinus Kerner.
(Gezeichnet und gestochen von A. Dittmerhölzer.)

H.p.f.540-2, Abb_0220

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Rottmann.
(Gemalt von Böhl, geschnitten von Meyer.)

H.p.f.540-2, Abb_0221

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0222

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Johann Friedrich Cotta.
(Nach einer anonymen Lithographie.)

H.p.f.540-2, Abb_0223

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Arnold Brockhaus.

(Nach der Zeichnung von Vogel, gestochen von Schilling.)

H.p.f.540-2, Abb_0224

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Christoph Perthes.

(Gemalt von Grellert.)

H.p.f.540-2, Abb_0225

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



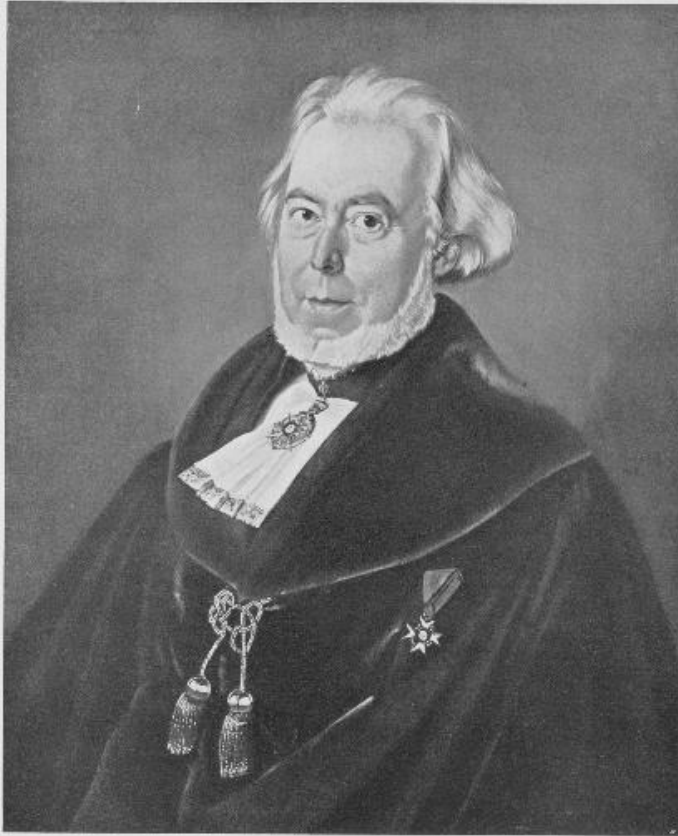
H.p.f.540-2, Abb_0226

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0227

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Hugo von Mohl.
(Gemalt von Kornbick)

H.p.f.540-2, Abb_0228

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Otto Ludwig.

(Nach dem Leben gezeichnet und radiert von Th. Langer.)

H.p.f.540-2, Abb_0229

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jean Paul Friedrich Richter.

(Gemalt von Friedrich Meyer.)

H.p.f.540-2, Abb_0230

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Achim von Arnim.
(Gemalt von K. H. Strödeling.)

H.p.f.540-2, Abb_0231

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

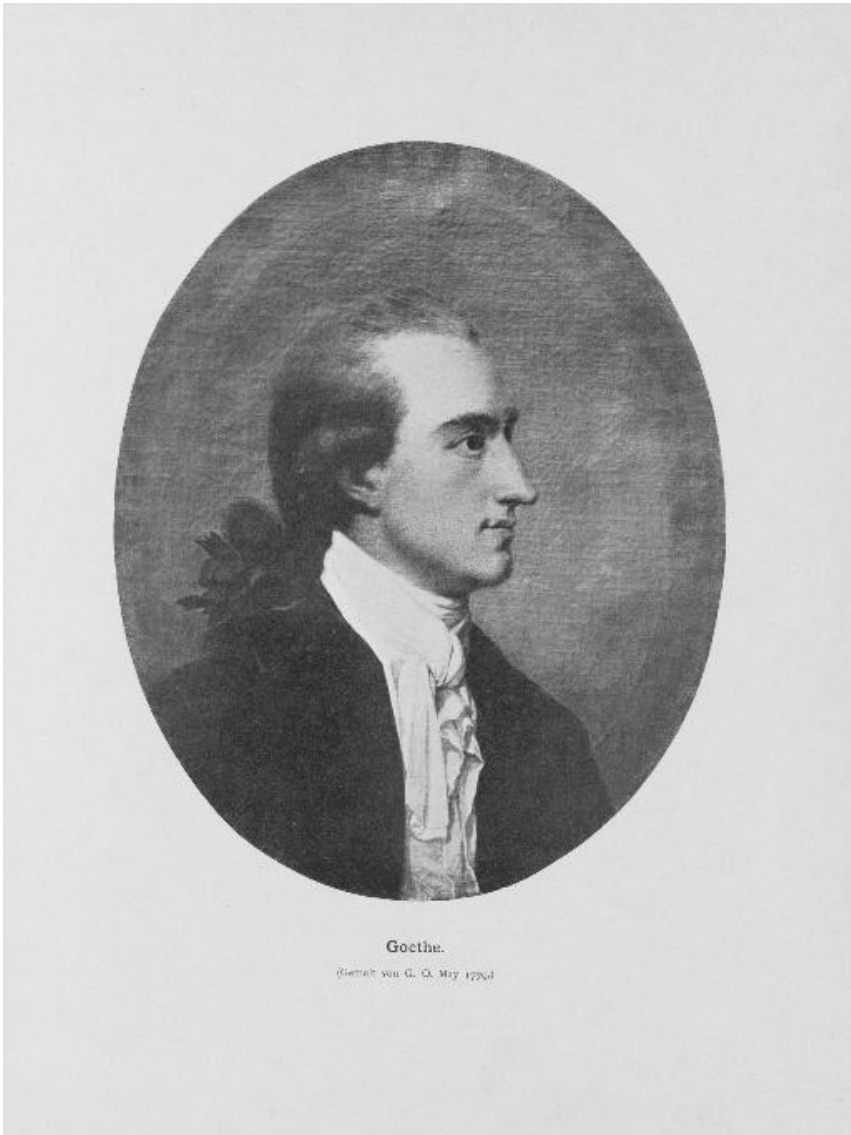


Bettina von Arnim.

(Nach einem Malerbild gemalt von A. von Arnim-Swarzeck.)

H.p.f.540-2, Abb_0232

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0233

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Goethe.

(Gemein. Ver. d. H. Heilmann 1785.)

H.p.f.540-2, Abb_0234

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Goethe und Fritz von Stein.

(Silhouette von Kasper.)

H.p.f.540-2, Abb_0235

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-2, Abb_0236

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

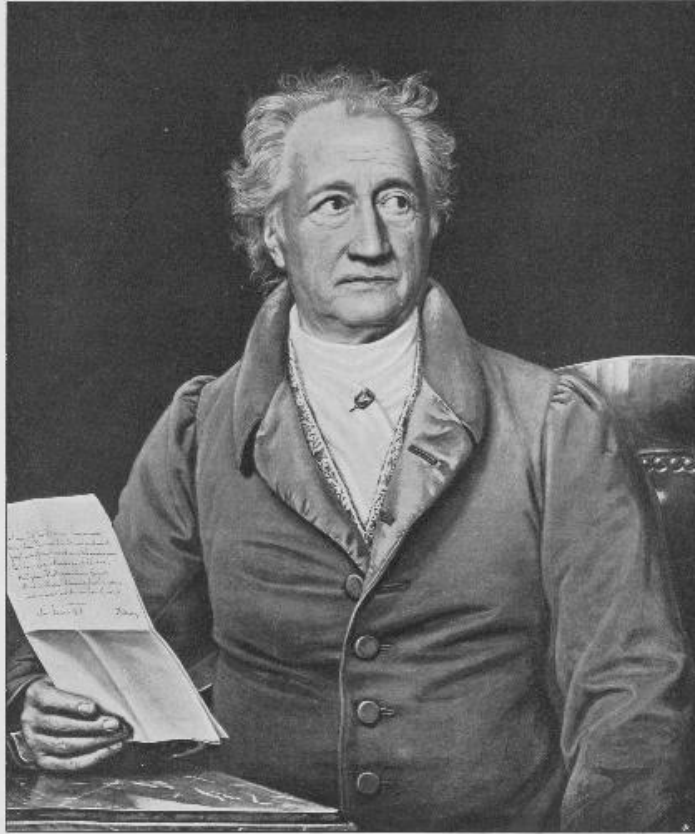


Goethe.

(Frühe von Raach 1830.)

H.p.f.540-2, Abb_0237

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Goethe.

(Gemalt von Joseph Storer 1785.)

H.p.f.540-2, Abb_0238

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Goethe.

(Gezeichnet von Schwanthgen 1814)

H.p.f.540-2, Abb_0239

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl August, Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eischnach.

(Gemalt von Kuhn.)

H.p.f.540-2, Abb_0240

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg